This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN Y9XA /

Dichtungen.

Von

Heinrich Heine.

48541
130

Harvard College Library

FROM THE
HEINE COLLECTION
FORMED BY
SALLI KIRSCHSTEIN
OF BERLIN, GERMANY

PRESENTED BY
CARL M. LOEB
OF NEW YORK
MAY 28, 1935

Heinrich Heine 1828,

im Atelier von Gottlieb Gaſſen in München.

Dichtungen

von

Heinrich Heine.

Ausgewählt und erläutert

von

Karl Hessel.

Mit einem bisher unbekannten Bildnis des Dichters
aus dem Jahre 1828,
einer Biographie desselben
und einem Verzeichnis der Compositionen Heinescher Lieder.

Bonn,
Eduard Weber's Verlag
(Julius Flittner).
1887.

48541.130
✓

HARVARD COLLEGE LIBRARY
HEINE COLLECTION
PRESENTED BY
CARL M. LOEB
MAY 28, 1935

Vorwort.

Für wenig Kosten kann jetzt jedermann Heines sämtliche Werke sich anschaffen, und der Käufer ist nicht betrogen: er hat einen duftenden Rosenstrauß erstanden, aber mit spitzen Dornen und mit brennenden Nesseln dazwischen; er besitzt Perlen, wenn auch keinen Perlenschmuck. Denn die Perlen ruhen einzeln in einer Truhe, und Seegras und Schlamm der Meerestiefe, aus der sie gefischt sind, klebt ihnen an. Aber Dornen stechen, und Nesseln brennen, und Perlen sind schöner ohne den Meeresschlamm.

Kann man denn aber nicht vorher Dornen und Nesselkraut sorgsam entfernen, und die Perlen auf Schnüre gereiht darbieten?

Gewiß kann man das, und in dem vorliegenden Buche ist es geschehen.

Freilich bemerkte mir eine Verehrerin Heines, nachdem sie die nachfolgenden Blätter im Manuskripte durchgelesen hatte: „Das ist sehr schön, nur erscheint Heine danach viel zu edel, es ist ja beinahe gar nicht mehr Heine"; aber sie stimmte mir auch zu, als ich erwiderte: „Es ist dennoch Heine, das alles sind ja seine eigenen Worte; allerdings ist es nur das Beste, Tiefste und Innerste seines Gemütes; allein möchten wir nicht alle lieber beurteilt werden nach dem Guten und Dauernden, was wir gewirkt, anstatt nach unsern Fehlern und Irrtümern?"

Inhalt.

Heines Leben und Dichtungen.

Gedichte.

I. Junge Leiden . . . . . Nr. 1—88
1. Traumbilder, Nr. 1—8 (1817—1822)
2. Lieder, Nr. 9—20 (1816—1821)
3. Lyrisches Intermezzo, Nr. 21—72 (1822—1823)
4. Die Heimkehr, Nr. 73—88 (1823—1824)

II. Neue Liebe . . . . . Nr. 89—158
1. Aus geheiltem Herzen, Nr. 89—109 (1824)
2. Neuer Frühling, Nr. 110—148 (1824—1831)
3. Nachblüten, Nr. 149—158 (1831—1847)

III. Reisebilder . . . . . Nr. 159—206
1. Harzreise, Nr. 159—164 (1824)
2. Das Meer, Nr. 165—206 (1825—1839)

IV. Romanzen und Historien (1816—1851) Nr. 207—252

V. An Personen (1816—1854). . . Nr. 253—265

VI. In der Fremde . . . . . Nr. 266—293
1. Lamentationen, Nr. 266—279 (1831—1852)
2. Lazarus, Nr. 280—293 (1848—1856).

Erläuterungen zu vorstehenden Gedichten.

Register der Liederanfänge und Zusammenstellung der Compositionen.

Heines Leben und Dichtungen.

Heinrich Heines Persönlichkeit bildet seit langen Jahren einen Gegenstand so allgemeinen Interesses, wie das nur bei wenig Dichterpersönlichkeiten der Fall ist. Woher kommt das? Es kommt nicht bloß daher, weil Heine in seinen zahlreichen Schriften immer wieder von sich selbst redet, denn über manchen eitlen Schriftsteller ist man längst zur Tagesordnung übergegangen; es kommt auch nicht nur daher, weil Heine so vielfachen Widerspruch gegen sich geweckt hat, auch nicht allein daher, weil seine letzten Lebensschicksale allgemeine Teilnahme wachriefen; alles das zusammengenommen hätte nicht ausgereicht, die Aufmerksamkeit der Menschen so nachhaltig zu fesseln: der tiefste Grund ist vielmehr der, daß die Bedeutung des Dichters, und zwar des Liederdichters Heine trotz aller Befehdung von Tag zu Tag überraschender hervortritt, je mehr die vielen Erdenschlacken, die ihm ja anhaften, verschwinden. Im Ausland ist das längst anerkannt, denn man kennt dort vornehmlich nur zwei deutsche Dichter näher: Göthe und Heine, und eine Übersetzung Heinescher Lieder reiht sich an die andere. Nur in Deutschland verhalten sich die meisten Litterarhistoriker teils ablehnend, teils kühl gegenüber dem Dichter; aber die Tonsetzer und die singende Welt denken anders; es ist keine Übertreibung, und ein Durchblick des diesem Bande angefügten Registers beweist es, wenn wir sagen: kein Dichter der Welt hat bisher so viele Komponisten zu Tonschöpfungen angeregt!

Die Litteratur über Heine ist ausgedehnt, aber keineswegs abgeschlossen, denn noch sind wichtige Dokumente, die zum Verständnis seines Wesens beitragen, unbekannt und ungedruckt vorhanden. Heine hat bereits 1869 in Adolf Strodtmann einen ausführlichen und gewissenhaften Biographen gefunden (H. Heines Leben und Werke, Berlin, Duncker, 2 Bände, 1869; 2. Aufl. 1875). Allein seitdem ist soviel Wichtiges über Heine neu bekannt geworden, daß manches in Strodtmanns Buch überholt ist; insbesondere erscheint, seit Engel 1884 einen Teil von Heines Memoiren veröffentlicht hat (Hamburg, Hoffmann & Campe), Heines Vaterhaus, überhaupt seine ganze Kindheit in total anderer Beleuchtung. Auch die Mitteilungen, welche wir durch Hüffers Buch „Aus Heines Leben" (Berlin, Pätel, 1878), erhalten haben, ändern in wesentlichen Stücken die bisherige Auffassung von dem werdenden Dichter. Im Jahre 1886 hat Prölß nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse eine neue Heinebiographie geliefert (Stuttgart, Rieger). Von „Erinnerungen an Heine" nennen wir die von Alfred Meißner (1856), von seinem Bruder Max Heine (1868), von Maria Embden, Heines Nichte (Hamburg, 1882), Camilla Selden (Jena, 1884), Madame Jaubert (1884), Fanny Lewald (Westermanns Monatshefte, Oktober 1886). Was jedoch die ästhetische Würdigung der Heineschen Dichtungen anbelangt, so ist dafür noch sehr wenig geschehen. Strodtmann schildert in seiner Biographie Heine vorwiegend als Prosaschriftsteller und Politiker. Hüffers Buch gibt noch die wertvollsten Aufschlüsse in ästhetischer Hinsicht, aber auch nur für wenige Gedichte. Deshalb hoffen wir, daß die der vorliegenden Auswahl beigefügten Erläuterungen zu Heines Dichtungen auch dem Heinekenner manches ganz Neue bieten werden.

Heinrich oder, wie er als Kind genannt wurde, Harry Heine ist am 13. Dezember 1799 zu Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren. Seine Jugendzeit war glücklich; in geistiger Hinsicht ward sie bestimmend für

sein ganzes Leben. Erst seit 1884 können wir diese Behauptung so unbedingt aufstellen. Sein Vater, Samson Heine, war nach des Dichters Darstellung kein beschränkter, armer Handelsmann, wie Strodtmann ihn schildert, sondern war als schöner, flotter, liebenswürdiger Lebemann, von Hannover kommend, in Düsseldorf mit zwölf Pferden und so nobeln Passionen eingezogen, daß die jüdische Gemeinde Bedenken trug, ihn aufzunehmen. Als hannöverscher Kriegslieferant hatte er Feldzüge mitgemacht, hatte Offiziersrang und führte die schöne Betty von Geldern heim, welche einer Familie entstammte, die einst fabelhafte Reichtümer besessen; ihr Oheim hatte den Orient und ganz Europa durchreist; ihr Vater war angesehener Arzt. Samson Heine gründete ein Tuchgeschäft und handelte besonders von England Baumwollensamt; er hatte lange Zeit ein gastliches, vornehmes Haus. Harry war das erste Kind seiner Eltern, ihm folgten noch drei Geschwister: Charlotte, Max und Gustav*). Harry erbte von seinem Vater, wie Göthe, die Statur und dessen Art, das Leben zu führen, aber das war ein überaus sorgloses, heiteres, verschwenderisches, immer festtägliches, kein „ernstes Führen", wogegen die sehr gebildete Mutter den Ernst und die Vernunft repräsentierte. Daß Intelligenz in dieser Familie steckte, ist schon daraus zu ersehen, daß Heines Onkel, Salomon Heine in Hamburg, sich aus eigener Kraft zum 30fachen Millionär aufschwang, und ein zweiter Onkel, Isaak Heine, samt seinen Söhnen in Paris in die haute finance gelangte. Heine liebte beide Eltern innig, seinen Vater aber, dem er an Leib und Seele so sehr glich, verehrte er; von ihm erbte er auch die Vorliebe für Frankreich. War ja doch Düsseldorf von 1795 ab mit

*) Charlotte, geboren 1803, heiratete 1822 den Hamburger Kaufmann Embden und lebt noch; Gustav, geboren 1805, ist in Wien als Baron von Heine-Geldern am 15. November 1886 gestorben; Max, geboren 1807, war russischer Militärarzt und starb 1879.

kurzer Unterbrechung bis Ende 1813 unter französischer Herrschaft, erfüllte doch die französische Macht und Herrlichkeit, ganz besonders aber die mehrmalige Anwesenheit des Imperators zu Düsseldorf, die Seele des Knaben mit glänzenden Bildern! und mußte doch die von Napoleon angeordnete bürgerliche Gleichstellung aller Confessionen die Sympathie der jüdischen Glaubensgenossen Frankreich zuwenden! Simon von Geldern, Harrys Oheim, war ein gelehrter Sonderling. In seiner Bibliothek, zwischen den Büchern der Kabbala, der geheimnisvollen, jüdischen Zauberei des Mittelalters, zwischen bestäubten Raritäten aller Art weilte der Knabe gar zu gern. Dort fand er auch die Reisebeschreibung des Großonkels, die ihn so anzog, daß er Tag und Nacht davon träumte und sich zeitweise einbildete, selbst eine jener phantastischen Gestalten zu sein. Er wandelte in einer Märchenwelt. Vollends gab die katholisch fromme Rheinstadt seiner Seele den ausgesprochen romantischen Zug, und seltsame Neigungen führten ihn gar der Scharfrichterfamilie zu, deren Tochter, das rote Sefchen (Josepha), ihn unheimlich fesselte, und wo der ganze Spuk der Elementargeister des Mittelalters sein erregbares Gemüt in wilden Akkorden erklingen ließ. Harry machte bis zur Prima das neuerrichtete Gymnasium durch, wo geistliche Lehrkräfte wirkten, von denen der Rektor Schallmeyer ihn durch philosophische Vorträge fesselte und seinen kritischen Verstand schärfte, wogegen der französische Lehrer ihm tiefsten Widerwillen gegen französische und alle künstliche Metrik einflößte, so daß seine Seele um so gieriger die einfachen, deutschen, romantischen Klänge des „Wunderhorns“ und späterhin die Uhlands einsog. Nehmen wir dazu knabenhafte, schwärmerische Neigungen zu reizenden Mädchengestalten, Jugendfreundschaften voll idealer Glut, dann hätten wir schon jetzt alle Elemente der Heineschen Dichtung zusammen: Traumwelt, Nixen und Zauberwesen, Tod, Orient, düstere Stimmung, Mittelalter, und das alles vermischt mit Verstandesschärfe, hinsichtlich der

Form aber die Vorliebe für melodische, einfache, herzliebe, deutsche Klänge. Als im Frühjahr 1815 die Prima des Gymnasiums sich auflöste, da die Schüler als Freiwillige mit in den Krieg zogen (Harry war noch zu jung und schwach dazu), da that ihn sein Vater in ein Bankgeschäft nach Frankfurt am Main. Allein er hielt es nur wenige Wochen dort aus und erschien dann wieder im elterlichen Hause. Im Jahre 1816 kam er dann nach Hamburg. Ob er bei seinem vorhin erwähnten reichen Onkel Salomon noch eine förmliche Lehre durchmachte, ist nicht ganz klar; jedenfalls gründete er schon bald selbständig, wie es scheint als Filiale seines väterlichen Geschäftes, eine Firma. Es wurde dabei aber nur Geld zugesetzt, das Geschäft ging 1818 ganz ein. Hamburg erschien dem Dichtergemüt ein sehr unbehaglicher Aufenthalt. Schuld daran war seine Abneigung gegen den aufgedrungenen Beruf und die dadurch erzeugten steten Differenzen mit seinen reichen Verwandten, besonders mit den beiden Schwiegersöhnen des Onkels; vor allem jedoch die traurige Stimmung, in welche eine leidenschaftliche Neigung zu seiner Cousine Amalie ihn versetzte. Die poetische Verklärung dieses Verhältnisses bildet bekanntlich den Inhalt der „Jungen Leiden" (Nr. 1—88 vorliegender Auswahl). Da von Heine selbst bisher klare schriftliche Äußerungen über jene Zeit außer einem Brief an Varnhagen vom 27. Oktober 1827 (Hüffer, S. 32) nicht bekannt waren, so erregen die von Hüffer (a. a. O. S. 8) mitgeteilten gleichzeitigen Briefe Heines an seinen damals vertrautesten Freund und bisherigen Mitschüler, Christian Sethe, das höchste Interesse. Danach hat Heine Amalie (Molly) zuerst 1814 gesehen, wohl in Düsseldorf. Am 6. Juli 1816 schreibt er, er werde sie in vier Wochen wiedersehen, nachdem er sie in zwei Jahren nicht gesehen habe. Mit ihr kehre auch seine Muse zurück. Am 27. Oktober 1816 schüttete er Sethe sein übervolles Herz aus: er wurde von Molly nicht wiedergeliebt. Am liebsten möchten wir den ganzen

Brief herſetzen, da er wunderbaren Einblick in das damals noch ganz keuſche, junge Dichterherz gibt. Er beginnt: „Sie liebt mich **nicht**. Mußt, lieber Chriſtian, dieſes letzte Wörtchen ganz leiſe, leiſe ausſprechen. In den erſten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten Wörtchen liegt die ewig lebendige Hölle.“ Später: „Du, Du, hauche nicht zu ſtark, da hab ich eben ein wunderhübſches Kartenhaus aufgeſchichtet, und ganz obenauf ſtehe ich und halte ſie im Arm! — Ich dichte viel; ob meine jetzigen Poeſien beſſer ſind, als die früheren, weiß ich nicht, nur das iſt gewiß, daß ſie viel ſanfter und ſüßer ſind; wie in Honig getauchter Schmerz.“ Er dachte wohl damals daran, katholiſch zu werden; wenigſtens ſchließt er den Brief: „In religiöſer Hinſicht habe ich Dir vielleicht bald etwas Verwunderliches mitzuteilen. Iſt Heine toll geworden? wirſt Du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir die himmliſche die irdiſche erſetzen? Nur in die unendlichen Tiefen der Myſtik kann ich meinen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich ſcheint mir jetzt das Wiſſen in ſeinem Bettlerkleide. Was mir einſt durchſichtige Klarheit ſchien, zeigt ſich mir jetzt als nackte Blöße. Werdet wie die Kindlein! lange wähnte ich dies zu verſtehen, o ich närriſcher Narr! Kindlein glauben!“ Aus dieſer Stimmung heraus entſtand die innige Romanze „die Weihe“ (Nr. 207). Es iſt noch manches von den damals verfaßten Poeſien erhalten, ſo außer dieſer Romanze das Traumbild von der Wundermaid (Nr. 3) und die Romanze vom Rodrigo (vergl. Nr. 218). Als nach und nach die Unbrauchbarkeit des jungen Mannes für den kaufmänniſchen Beruf evident geworden, bewilligte ihm der Oheim die Mittel zu einem dreijährigen Studium auf Univerſitäten, und zwar ſollte er die Rechtswiſſenſchaft ſtudieren, um ſich ſpäter als Advokat in Hamburg niederlaſſen zu können. Daß der Übertritt zum Chriſtentum notwendig damit verbunden ſein würde, wußte und billigte der Onkel. Heine benutzte den Sommer

1819, um in Düsseldorf sein Latein wieder aufzufrischen. Wahrscheinlich entstanden damals die zarten Sonette an seine Mutter (Nr. 254, 255). Im Herbst 1819 bezog er die seit einem Jahre neugegründete Universität Bonn; seine Kenntnisse waren freilich sehr lückenhaft, allein er bestand die Reifeprüfung, da nach den Kriegsjahren den Universitäten von oben herab große Nachsicht bei der Aufnahme von Studenten anempfohlen war. Er schloß sich der Burschenschaft an und trug die rote Mütze und das schwarzrotgoldene Band. Seine Freunde waren außer Neunzig besonders Simrock, Dieffenbach, der später als Chirurg berühmt geworden ist, J. B. Rousseau, die Westfalen v. Beughem, Sethe und Steinmann. Heine hat nie geraucht, war kein Freund von Bier noch von geistigen Getränken überhaupt, dagegen liebte er seine Küche und Süßigkeiten sehr. Er sprach in seiner Bonner Zeit wenig, war aber wegen seines schlagenden Witzes gefürchtet. Dabei war er gutmütig und weich, schämte sich jedoch seiner großen Empfindsamkeit und versteckte sie gern unter schroffen Umgangsformen. Seine freundschaftlichen Gefühle waren tief und dauernd. „Was ich liebe, liebe ich für immer," schrieb er damals, und so war es auch. Die Zähigkeit im Lieben und Hassen hat ihm sein Leben hindurch viele bittere Stunden bereitet. Er arbeitete sehr gewissenhaft, so wenig ihn auch das Rechtsstudium anzog. Daneben studierte er eifrig das Mittelalter und hörte Vorlesungen bei A. W. v. Schlegel, Arndt, Radloff und Hüllmann. Mit diesen Professoren verkehrte er auch persönlich, besonders aber hatte Schlegel großen Einfluß auf ihn: er erschloß ihm das Gefühl für die Schönheit der mittelalterlichen Dichtung und die Feinheiten der Metrik. Durch ihn veranlaßt, dichtete Heine eine Anzahl Sonette, darunter auch solche auf Schlegel selbst. In „Freskosonetten" versuchte er, gleichsam mit dem Freskopinsel groß und deutlich, seine Liebesqual hinzumalen (Nr. 261, 262), während zahlreiche Lieder dasselbe Thema behandelten.

Da er diese Leidenschaft, wie Göthe das zu thun pflegte, sich vom Herzen schreiben wollte, so begann er ein Drama „Almansor", von dem nachher die Rede sein wird. Um aber in seiner Fachwissenschaft weiter zu kommen, zog er nach einem Jahre auf die andere Rheinseite, in das Bonn gegenüberliegende Dorf Beuel, und von demselben Motiv getrieben, faßte er plötzlich den heroischen Entschluß, in das langweilige Göttingen überzusiedeln. Der trockene, dünkelhafte Ton, der damals in dieser Universitätsstadt herrschend war, ist von Heine in der „Harzreise" köstlich und derb gezeichnet. Wie sehnte er sich zurück an den heimatlichen Strom (vgl. Nr. 258)! Zu seinen Göttinger Freunden gehörte u. a. auch Straube, durch den er noch tiefer in die Bestrebungen der romantischen Dichter eingeweiht wurde. Näheres darüber findet sich in den Erläuterungen am Ende dieses Buches. Ein Pistolenduell, in welches er verwickelt werden sollte, hatte zur Folge, daß er schon nach einem halben Jahre, im Frühjahr 1821, mit dem consilium abeundi Göttingen verlassen mußte. Auf den Wunsch seiner Verwandten ging er nach Berlin. Das war der richtige Ort, wo seine dichterischen Talente sich entfalten konnten. Er stürzte sich in den Strudel der hauptstädtischen Genüsse, daneben aber suchte er geistige Anregung und fand sie reichlich. Besonders förderte ihn der Umgang mit Varnhagen und dessen geistvoller Gemahlin Rahel, die bekanntlich von jüdischer Abstammung war. Durch diese lernte er Fouqué kennen, den Dramendichter Michel Beer, Bruder des Komponisten Meyer Beer (Meyerbeer), besonders aber den Dichter Ludwig Robert (Rahels Bruder) und dessen schöne Gattin Friederike Robert. In diesen Kreisen schwärmte man für Göthe, und hier wurde Heines Dichtertalent zuerst voll und freudig anerkannt, da man in seinen Versen Göthesche Eigenschaften entdeckte, nämlich das Einfache, Wohlklingende, Sangbare. Er stand noch viele Jahre in regster Correspondenz mit Varnhagen. Wie sehr er

Rahel verehrte, beweist z. B. folgende Stelle eines Briefes: „Ich laufe so wild in der Welt herum, manchmal kommen Leute, die mich wohl gern zu ihrem Eigentum nehmen möchten, aber es sind immer solche gewesen, die mir nicht sonderlich gefielen, und so lange dergleichen der Fall ist, soll immer auf meinem Halsband stehen: j'appartiens à Madame Varnhagen" (s. Prölß a. a. O. S. 78). Auch mit dem genialen, doch verkommenen Dichter Grabbe verkehrte Heine, sowie mit dem schlesischen Dichter von Uchtritz (Nr. 263), der Dramen und historische Romane schrieb.

Heine war damals blaß und schmächtig, sein Blick aus den nicht großen Augen matt, die braunen Haare, welche noch das Rot der Knabenjahre etwas erkennen ließen, glattgestrichen, das Gesicht glatt rasiert, die Nasenflügel breit und etwas hängend, sein Wesen still, vornehm, bescheiden.

Am 15. August 1821 vermählte sich seine unvergeßliche Geliebte mit dem Gutsbesitzer Friedländer aus Königsberg. Heine wiegte sich in dem Gedanken, seine lange Abwesenheit habe die Geliebte seiner vergessen lassen (Nr. 45). Sein Gemüt war zerrissen, Trost gewährte ihm die Dichtkunst; leider suchte er auch in einem ausschweifenden Leben die trüben Gedanken los zu werden, aber vergeblich.

Schon in Bonn hatte Heine seine Gedichte zusammengestellt und sie dem Buchhändler Eduard Weber zum Verlag angeboten, dieser lehnte das Anerbieten dankend ab; auch Brockhaus in Leipzig wollte nichts davon wissen. Nun ließ er in Berlin im „Gesellschafter", den Gubitz herausgab, eine Anzahl seiner Poesien drucken; der große Beifall, den diese fanden, bestimmte endlich den Buchhändler Maurer in Berlin, den Verlag zu übernehmen. Das Honorar bestand nur in 40 Freiexemplaren. Diese erste, im Herbst 1821 mit der Jahreszahl 1822 veröffentlichte Gedichtsammlung enthielt die Traumbilder, Lieder und eine Anzahl Romanzen. Varnhagen

Da er diese Leidenschaft, wie Göthe das zu thun pflegte, sich vom Herzen schreiben wollte, so begann er ein Drama „Almansor", von dem nachher die Rede sein wird. Um aber in seiner Fachwissenschaft weiter zu kommen, zog er nach einem Jahre auf die andere Rheinseite, in das Bonn gegenüberliegende Dorf Beuel, und von demselben Motiv getrieben, faßte er plötzlich den heroischen Entschluß, in das langweilige Göttingen überzusiedeln. Der trockene, dünkelhafte Ton, der damals in dieser Universitätsstadt herrschend war, ist von Heine in der „Harzreise" köstlich und derb gezeichnet. Wie sehnte er sich zurück an den heimatlichen Strom (vgl. Nr. 258)! Zu seinen Göttinger Freunden gehörte u. a. auch Straube, durch den er noch tiefer in die Bestrebungen der romantischen Dichter eingeweiht wurde. Näheres darüber findet sich in den Erläuterungen am Ende dieses Buches. Ein Pistolenduell, in welches er verwickelt werden sollte, hatte zur Folge, daß er schon nach einem halben Jahre, im Frühjahr 1821, mit dem consilium abeundi Göttingen verlassen mußte. Auf den Wunsch seiner Verwandten ging er nach Berlin. Das war der richtige Ort, wo seine dichterischen Talente sich entfalten konnten. Er stürzte sich in den Strudel der hauptstädtischen Genüsse, daneben aber suchte er geistige Anregung und fand sie reichlich. Besonders förderte ihn der Umgang mit Varnhagen und dessen geistvoller Gemahlin Rahel, die bekanntlich von jüdischer Abstammung war. Durch diese lernte er Fouqué kennen, den Dramendichter Michel Beer, Bruder des Komponisten Meyer Beer (Meyerbeer), besonders aber den Dichter Ludwig Robert (Rahels Bruder) und dessen schöne Gattin Friederike Robert. In diesen Kreisen schwärmte man für Göthe, und hier wurde Heines Dichtertalent zuerst voll und freudig anerkannt, da man in seinen Versen Göthesche Eigenschaften entdeckte, nämlich das Einfache, Wohlklingende, Sangbare. Er stand noch viele Jahre in regster Correspondenz mit Varnhagen. Wie sehr er

Rahel verehrte, beweist z. B. folgende Stelle eines Briefes: „Ich laufe so wild in der Welt herum, manchmal kommen Leute, die mich wohl gern zu ihrem Eigentum nehmen möchten, aber es sind immer solche gewesen, die mir nicht sonderlich gefielen, und so lange dergleichen der Fall ist, soll immer auf meinem Halsband stehen: j'appartiens à Madame Varnhagen" (s. Prölß a. a. O. S. 78). Auch mit dem genialen, doch verkommenen Dichter Grabbe verkehrte Heine, sowie mit dem schlesischen Dichter von Üchtritz (Nr. 263), der Dramen und historische Romane schrieb.

Heine war damals blaß und schmächtig, sein Blick aus den nicht großen Augen matt, die braunen Haare, welche noch das Rot der Knabenjahre etwas erkennen ließen, glattgestrichen, das Gesicht glatt rasiert, die Nasenflügel breit und etwas hängend, sein Wesen still, vornehm, bescheiden.

Am 15. August 1821 vermählte sich seine unvergeßliche Geliebte mit dem Gutsbesitzer Friedländer aus Königsberg. Heine wiegte sich in dem Gedanken, seine lange Abwesenheit habe die Geliebte seiner vergessen lassen (Nr. 45). Sein Gemüt war zerrissen, Trost gewährte ihm die Dichtkunst; leider suchte er auch in einem ausschweifenden Leben die trüben Gedanken los zu werden, aber vergeblich.

Schon in Bonn hatte Heine seine Gedichte zusammengestellt und sie dem Buchhändler Eduard Weber zum Verlag angeboten, dieser lehnte das Anerbieten dankend ab; auch Brockhaus in Leipzig wollte nichts davon wissen. Nun ließ er in Berlin im „Gesellschafter", den Gubitz herausgab, eine Anzahl seiner Poesien drucken; der große Beifall, den diese fanden, bestimmte endlich den Buchhändler Maurer in Berlin, den Verlag zu übernehmen. Das Honorar bestand nur in 40 Freiexemplaren. Diese erste, im Herbst 1821 mit der Jahreszahl 1822 veröffentlichte Gedichtsammlung enthielt die Traumbilder, Lieder und eine Anzahl Romanzen. Varnhagen

und Immermann zollten diesen Poesien wärmste Anerkennung, und infolgedessen trat Heine mit letzterem in einen Briefwechsel, der zu einem sehr freundschaftlichen Verhältnis führte. Unterdessen war Herbst 1821 der Almansor vollendet und im Januar 1822 in drei Tagen ein zweites, kleineres Drama hinzugedichtet worden: Ratcliff. Diese beiden Dramen kamen 1823 zum Druck; dazwischen gestellt ist eine Anzahl lyrischer Gedichte, welche der Dichter im Hinblick auf diese Anordnung „lyrisches Intermezzo" genannt hat. Der Stoff der beiden Tragödien und der dazwischenstehenden Gedichte ist ein und derselbe: des Dichters unglückliche Liebe. Die Dramen sind reich an Einzelschönheiten, doch kennzeichnen sie sich hinsichtlich der Komposition und der Erfindung als Jugend- und Erstlingsdramen. Almansor spielt in Spanien zur Zeit, als die Christen Granada, das letzte Maurenreich, eroberten. Der Konflikt wird dadurch hervorgebracht, daß von den Besiegten die einen das Christentum annehmen, die andern beim Islam verharren. Die Wendung zum tragischen Ausgang ist so plötzlich, daß man bis zur Katastrophe noch eine glückliche Lösung erwartet. Ratcliff ist ein einaktiges Drama, und nicht allein phantastisch, sondern geradezu gespensterhaft. Ratcliff, der aus Laune verschmähte Liebhaber, tötet Marias beide späteren Freier, da er geschworen, daß niemand anders die Geliebte besitzen solle. Von dem dritten Bewerber um Marias Hand jedoch überwunden, mordet er Maria, deren Vater und sich selbst. Und das alles erscheint vorherbestimmt durch eine Schuld der Eltern, deren Geister im Stücke mitauftreten und die handelnden Personen wie Drahtpuppen nach ihrem Willen lenken. Die Grundideen: Nebelbilder der toten Eltern, Ermordung des Bräutigams am Tage vor der Hochzeit durch den abgewiesenen Nebenbuhler u. dgl. sind dem „blonden Eckbert" von Tieck entlehnt. Besonders den Ratcliff hat der Dichter stets sehr überschätzt. Der Mißerfolg des Almansor, welcher 1823 in Braun-

schweig einmal aufgeführt worden ist, schreckte Heine für immer von der Abfassung weiterer Dramen ab. Kürzlich, 1886, hat ein Italiener den Ratcliff zu einer Oper verarbeitet; in Madrid hat man ihn 1875 auf die Bühne gebracht.

Sollten nun die beiden Tragödien als eine „Hauptconfession", wie Heine es selbst nennt, das Liebesleid des Dichters aussprechen, und beabsichtigte er nebenbei, seine Ansichten über Christentum und Nichtchristentum, sowie seine sozialen Ideen darin niederzulegen, so hat er in dem „lyrischen Intermezzo" seine „großen Schmerzen" in „kleine Lieder" verwandelt. Dieselben sind so meisterhaft, so einfach und glücklich im Ausdruck, dabei ein so in sich gerundetes Ganze, daß sie in der That, wie der Dichter selbst stolz eine etwas später gedichtete Liedergruppe bezeichnet, „ewige Lieder" genannt werden können, umsomehr, als sie rein menschliche, stets in ähnlicher Weise wiederkehrende Herzensverhältnisse und Stimmungen mit wunderbarer Treue abspiegeln: Aufgehen der Liebe im Monat Mai, idyllisches Glück, leise auftauchender, anfangs zurückgedrängter Zweifel an der Beständigkeit der Geliebten, Enttäuschung, Verlobung und Vermählung der Geliebten mit einem andern, ungeliebten Manne, Ergebung, Anklage der Treulosen und Selbstanklagen, Elend, Todessehnsucht, Verzweiflung, Spott, Versenken in das vergangene Glück, Trost nur in dem Bewußtsein, daß auch sie elend sei und daß er vielleicht dereinst noch ihr Elend werde durch Teilnahme lindern können. Indem nun in diese eben geschilderten Gefühlsakkorde Spott, Hohn, nüchterne Verstandesbetrachtungen als schneidend grelle Dissonanzen hineinklingen, wird dadurch jene höchst eigentümliche, für Heines Dichtungen charakteristisch gewordene Wirkung hervorgebracht, welche wir als abstoßend und zugleich dämonisch anziehend bezeichnen können. Es ist ein Lachen, welches Grinsen ist. Wie die mageren Kühe im Traumbild des Pharao die fetten verschlingen, so

vernichten diese Dissonanzen geradezu die bezaubernden Harmonien der in Fülle vorhandenen echten Naturlaute. Heine selbst sah dies Verfahren als Ausfluß seines Humors an, wie er sich ja mit Vorliebe einen Humoristen nennt. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, der gerne alles Lächerliche, einerlei, ob es niedrig komisch oder höher komisch, satirisch oder witzig ist, einfach als humoristisch bezeichnet, ist das ja freilich Humor. Wenn Heine den Humor des Engländers Lorenz Sterne definiert: „Wenn sein Herz manchmal ganz tragisch bewegt ist und er seine tiefsten, blutenden Herzensgefühle aussprechen will, dann zu seiner eigenen Verwunderung flattern von seinen Lippen die lachend ergötzlichsten Worte", so hat er entschieden dabei an sich selbst gedacht. Allein der Unterschied von Heines sogenanntem Humor und Sternes Humor ist der, daß Sternes lachend ergötzliche Worte nicht kältend und dämonisch sind, sondern das überlegene, aber wohlwollende Lächeln des menschenliebenden Weisen. Wir müssen eben diese zwei verwandten Gebiete scharf abgrenzen: uns ist Humor die nicht angeborene, sondern durch hohe Bildung erworbene dauernde Heiterkeit des Gemütes, welche auch mit dem Heiligsten scherzt, aber nicht, um es herabzuziehen, sondern weil es sicherer Besitz der Seele geworden ist, ein Freund, mit dem man vertraut umgehen darf; dagegen die scharfen, schneidenden, tiefverletzenden, nichts schonenden Antithesen des Verstandes, die Ironie, welche bis zur Selbstverhöhnung fortschreitet, welche allen Idealen die Schellenkappe aufstülpt, nur um Lachen zu erregen, die Komik des Verstandes, das alles nennen wir — Witz. Heine ist ein eminent witziger Kopf gewesen, und er hat leider auch seine Lyrik mit Witz durchkältet. Dadurch hat er seinen Gefühlen, auch wo sie wahr, tief, innig und zart gewesen sind, den Schein der Unwahrheit gegeben. Diese Betrachtung rechtfertigt unser Unterfangen, an Heines Gedichten das vorzunehmen, was Heine selbst natürlich nie gethan haben würde — dazu

stellte er seinen Witz zu hoch — nämlich diejenigen Lieder wegzulassen, welche durch das Mittel des Witzes jene Dissonanzen hervorbringen. Berücksichtigen wir aber nur diejenigen Gedichte Heines — und sie sind zahlreicher, als man denkt — wo in das wahre Gefühl sich der Witz nicht störend eindrängt, alsdann steht er als Liederdichter unmittelbar nach Göthe. Will man ihm vielfach den Kranz vorenthalten, so ist hauptsächlich die vorstehend gekennzeichnete Unart daran schuld. Jedenfalls aber sind viele Litterarhistoriker unbillig, wenn sie endlose Betrachtungen über Heines Unarten anstellen und die „ewigen Lieder," statt sie zu würdigen, mit kurzen anerkennenden Worten abfertigen. Innerhalb einer allerdings begrenzten Sphäre ist er ein echter Dichter, dem die Muse selbst die Lippen gelöst hat.

Heine gehört als Dichter ganz und gar der romantischen Schule an, man kann sogar die einzelnen Quellbäche, aus denen der Strom seiner Dichtung zusammengeflossen ist, ganz genau erkennen: zu der ursprünglich angeborenen Geistesart kam hinzu das Aufwachsen im katholischen Rheinland; das Volksliederartige, Einfache, hat er von den deutschen Volksliedern, besonders von des „Knaben Wunderhorn", ferner von Uhland und von Wilhelm Müller. In einem Brief an letzteren vom 7. Juni 1826 (Werke Bd. 19, S. 273) schildert er eingehend, wie sehr die schlichten Weisen dieses herzigen Dichters ihm Vorbild gewesen seien; den Waldgeruch, das Mitleben mit der Blumenwelt, das Einverständnis mit der ganzen Natur, das Zarte, Märchenhafte, die Vorliebe für die Traumwelt hat er von Novalis und Tieck, von den alten, deutschen Märchen und den nordischen Liedern; das Gespensterhafte, Todesdüstere von Achim von Arnim und Brentano; der Witz tritt bei ihm in ähnlicher Form auf, wie bei Brentano. Aber was Heine von den Genannten, Uhland und W. Müller ausgenommen, unterscheidet, das ist: sein Verstand war viel schärfer, als der sämtlicher Romantiker; es gelang ihm,

und unermüdlicher Fleiß half ihm dabei, stets den Gedanken rein und klar zu bekommen. Während darum die schönen, aber nebelhaften Gedichte der meisten Romantiker jetzt geradezu vergessen sind, strahlen Heines Lieder in hoher Schönheit und unverwelklicher Frische. Besonders deutlich tritt das zu Tage, wo Heine durch Romantiker unmittelbar dichterisch angeregt wurde, wie z. B. bei der Lorelei (man vgl. die Erläuterung zu Nr. 226).

Auf die Form legte Heine aber auch den größten Wert; seine liebste Beschäftigung war es, wie er selbst sagt, „metrische Wortzauber zu erklügeln", er feilte an jedem Verse lange und sorgsam; jedes Lied ist ein wohldurchdachtes, gleichsam mühsam ausgemeißeltes Kunstwerk: scheinen die meisten leicht hingeworfen, so ist das nur der Schein, der freilich diejenigen leicht täuschen kann, welche niemals selbst zu dichten versuchten. Auch fehlerhafte Reime sind Absicht; sie sind eben im höheren Sinne gar nicht fehlerhaft; gerade der leise Anklang birgt oft mehr Zauber des Wohllautes als der völlige Gleichklang. Man prüfe dies z. B. an dem Liede „Leise zieht durch mein Gemüt".

Im Frühjahr 1823 war die Studienzeit abgelaufen, aber die Studien waren keineswegs vollendet. Dem Examen fühlte er sich noch nicht gewachsen. Sein Vater hatte unterdessen wegen Kränklichkeit sein Geschäft aufgegeben und war mit seiner Familie in die Nähe seines reichen Bruders gezogen, nach Lüneburg. So verbrachte Heine ein Jahr teils dort, teils in Hamburg. Die Stimmung, in welche die Rückkehr in das Haus seines Onkels ihn versetzte, hat er in dem Liedercyklus „Die Heimkehr" festgehalten. Freilich herrscht eine Einheit der Stimmung nur in dem ersten Teil des Cyklus: es ist der Schmerz um verlorenes Liebesglück. Damals schrieb er an Moser (Werke Band 19, S. 100): „Die alte Leidenschaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehen sollen. Ein arger Wahn kommt in mir auf: ich fange an, selbst zu glau-

ben, daß ich anders organisiert bin, als andere Menschen. Ich lechze nach ewiger Nacht." —

„Das süßeste Glück für die traurende Brust
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen",

sagt Schiller, und diese Art Glück ist Heine allerdings reichlich zu teil geworden. Seine schönen Schmerzen, seine elegischen Klagelaute haben vornehmlich ihm die Herzen gewonnen, und er gefiel sich darin, entsprechend Tiecks Wort:

„Liebe kommt zum Menschenherzen,
Regt die goldnen Saitenspiele,
Und die Seele spricht: ich fühle,
Was das Schönste sei, wonach ich ziele:
Wehmut, Sehnsucht und der Liebe Schmerzen!"

Man hat die Heineschen Liebesklagen oft als Ausfluß seines „Weltschmerzes" angesehen. Es möchte aber richtiger sein, umgekehrt sein Liebesleid als eine Wurzel seiner Weltschmerzstimmung zu bezeichnen. Solange Dichter gedichtet haben, ward von Liebesleid gesungen. Liebesleid ist ein selbständiger Schmerz, der schon für sich allein weh genug thut, so weh, daß der davon Betroffene geneigt ist, sein Leid als das größte Leid zu betrachten, was einen Menschen überhaupt treffen kann. Scheint der Liebende damit zu übertreiben: von seiner Stimmung aus übertreibt er nicht, denn „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" ist ja seine Seele. Die Thränen unglücklicher Liebe trocknen auch nicht so rasch, und lange genug hielt die zartbesaitete Seele unseres Dichters die Mollstimmung; auch in späteren Jahren klang immer von Zeit zu Zeit derselbe Schmerz wieder nach, besonders auch auf seinem letzten Krankenlager (vgl. Nr. 196, 264, 291). Bedenkt man nun, daß bei Heine zu dem Liebeskummer der Jugend nach und nach hinzukam: religiöser Zwiespalt, verfehlter Lebensberuf, fehlender sittlicher Halt, Übersättigung mit sinnlichen Genüssen, die inneren politischen Zustände in

Deutschland, welche so hemmend auf seinen Lebensgang einwirkten, Zwist mit Verwandten, Mangel eines echten häuslichen Glückes, heimatloses Leben in der Fremde, und zu allerletzt noch qualvolles, selbstverschuldetes Siechtum — so ist es nur allzuerklärlich, daß sein Seelenleben immer mehr jenes Bild der Zerrissenheit darbieten mußte, jene Dissonanz mit dem Weltganzen, hervorgequollen aus der Erkenntnis, daß in dem Individuum Kräfte unbenutzt daliegen, die in den wirklichen Zuständen keinen Wirkungskreis finden können. Und das Gefühl dieser Dissonanz nennen wir eben „Weltschmerz". Zwei Dichterwerke malen diese Seelenstimmung: Hamlet und Werthers Leiden, und zwei Dichter sind vornehmlich ihre Vertreter: Lord Byron und Heine. In Deutschland weckten Heines Weltschmerzklänge vielstimmiges Echo.

Doch unser Blick schweift schon zu weit voraus: kehren wir zurück ins Jahr 1823, zu unserm heimkehrenden Dichterjüngling. Jetzt, da die Heißgeliebte nunmehr seit zwei Jahren vermählt war, erschöpfte sich denn endlich der langgetragene Liebeskummer: die zweite Hälfte des Liedercyklus der „Heimkehr" ist veranlaßt durch eine neue Liebe, die in ihm erwachte. In unserer Sammlung sind diese letzteren Gedichte in einer besonderen Gruppe vereinigt, unter der Überschrift „aus geheiltem Herzen". Diese Liebe war noch zarter als die erste, aber ihr Glück ebenso vergänglich. Wer die Gefeierte gewesen ist, hat Strodtmann überhaupt nicht untersucht. Andere haben vermutet, es sei gleichfalls eine Cousine gewesen, Mathilde Heine. Näheres in den Anmerkungen zu Nr. 132 und 283. An Moser schreibt er am 23. August 1823 (Werke Bd. 19, S. 102), ein neues Prinzip sei in seiner Seele aufgetaucht, und er werde ihm in vertrauter Stunde aufdecken, wie die neue Thorheit auf die alte gepfropft sei. Außerdem hat der Dichter in die Lieder der Heimkehr auch die wunderbar schönen Meergedichte (Nr. 165 bis 172) eingefügt, welche einem Aufenthalte im Seebade Cuxhafen ihre Entstehung

verdankten, wo er Heilung von dem nervösen Kopfschmerz suchte, der ihn zeitlebens plagte.

Wenn alle diese und ähnliche Liedercyklen Heines völlig als Einheiten sich runden, so darf man darum nicht denken, daß sie in dieser Rundung ursprünglich entstanden seien und gleichsam „mit ihrem Klange des Lebens wechselvolles Spiel" begleitet hätten. Manches, wozu ganz anderswoher ihm die dichterische Anregung geworden ist, fügte sich später ungezwungen in jenes Ganze, welches als ein Ganzes erscheint für die künstlerische Betrachtung, ohne daß es in dieser Weise eine in sich geschlossene äußere Veranlassung gehabt haben muß. Wie Schiller von dem dichterischen Schaffen sagt, daß es aus einer sänftigenden Ferne die Leidenschaft begleiten müsse, so war es auch bei Heine: als der erste Liebesschmerz am stärksten war, da gerade war der dichterische Ausdruck dafür noch am wenigsten vollendet, erst nach Jahren entstanden die Lieder des lyrischen Intermezzo und der Heimkehr als ein „Echo der Schmerzen", so daß es begreiflich ist, daß seine eigenen Verwandten völlig in Unklarheit blieben über den Gegenstand seiner Liebe, ja daß man sogar des Dichters Gefühle frischweg für willkürlich von ihm selbst geschaffene, also für unwahre, erklärt hat.

Die Unterstützung seines Onkels ermöglichte es ihm, nochmals anderthalb Jahre in Göttingen sich aufzuhalten, um seine Studien zum Abschluß zu bringen. Am 21. Juli 1825 promovierte Heine zum Doktor der Rechte, nachdem er kurz zuvor in dem nahen Heiligenstadt durch die Taufe sich in die Gemeinschaft der evangelisch-lutherischen Kirche hatte aufnehmen lassen, ein Schritt, welcher, wie schon angedeutet, aus dem rein äußerlichen Grunde unternommen war, dadurch die Ausübung des juristischen Berufes sich zu ermöglichen. Das protestantische Bekenntnis wählte er, weil er in Hamburg sich niederlassen wollte, und weil sein Zug zum Katholizismus seit der Beschäftigung mit der Hegelischen Philosophie längst gewichen war. Mit diesem Akte

wurden auch die Studien auf dem Gebiete der Geschichte und Kultur des Judentums abgebrochen, die Heine, angeregt durch ausgezeichnete jüdische Männer, denen er in Berlin näher getreten war (Friedländer, Gans, Zunz, Moser, Markus 2c.) bis dahin eifrig betrieben hatte. Eine Frucht dieser Studien ist das erst 1840 gedruckte treffliche Romanfragment „Der Rabbi von Bacharach". Seine Stimmung vor und nach dem Glaubenswechsel hat er in zwei höchst bitter gehaltenen Romanzen niedergelegt, „Donna Clara" und „Almansor", welche als Tendenzgedichte in unsere Sammlung nicht aufgenommen wurden.

Eine im Herbst 1824 unternommene Ferienwanderung wurde sehr bedeutsam für die schriftstellerische Entwicklung Heines, da die burschikose Beschreibung dieser „Harzreise" ihn auf die Prosa, und zwar auf die Spezialität „Reisebilder" hinführte. Die „Harzreise" enthält mehrere besonders anmutige Lieder (Nr. 159—164), im übrigen ein keckes Durcheinander: sentimentale Naturschilderungen, kleine Abenteuer, launige und boshafte Bemerkungen über alles mögliche, aber immer geistreich, witzig und frisch. Hier ist auch Witz und Laune ganz am Platze. Diese Eigenschaften verbanden sich freilich im Laufe der Zeit immer mehr mit einer rücksichtslosen Offenheit im Aussprechen der innersten Gedanken. Heine sagt alles, aber auch wirklich alles, was er denkt, wie ein plauderndes Kind, bei dem Denken und Sprechen eins ist. Von da bis zum Cynismus ist es aber bei Naturen, die, wie Heine, ohne Selbstzügelung ihren sinnlichen Trieben nachzugeben gewohnt sind, nur ein Schritt. Früh genug that Heine diesen Schritt.

Die Harzreise begründete seinen Ruhm als Schriftsteller. In denselben Band reihte er auch einen Cyklus Nordseelieder ein, die er auf Norderney gedichtet hat. Sie sind in jenen freien Rhythmen geschrieben, welche Göthe in vielen schwungvollen Jugendgedichten angewendet hat. Diese Nordseelieder zeigen überquellendes Gefühl und Reflexion des nüchternen Verstandes unver-

mittelt nebeneinander: erhabene Oden und Hymnen wechseln mit Lächerlichem. Aber das Lächerliche ist hier frisch, wie die salzgewürzte Seeluft; mehrmals ist die Würze allerdings so kräftig, daß Heine selbst später im „Buch der Lieder" einige Stellen unterdrückt hat, und diesem Winke sind wir in unserer Auswahl weiter gefolgt. Die Heineschen Meerlieder zusammengenommen bilden den anschaulichsten Cyklus von Meergesängen, welche unsere deutsche Litteratur, die ja arm gerade an diesen Stoffen ist, besitzt. Wir können noch die Romanzen: „Die Nixen", „Harald Harfagar" und „Childe Harold" (Nr. 236, 237, 242) Heines Meergedichten zuzählen. Alle stellen wirklich das Meer in seinen wechselnden Gestaltungen mit zwingender Gewalt vor unser inneres Auge, meist um so lebensvoller, je kürzer die Lieder sind.

Nunmehr wollte sich Heine als Advokat in Hamburg niederlassen. Äußerlich stand dem nichts im Wege, aber innerlich sehr viel, nämlich des Dichters Unbeständigkeit, seine Scheu vor pflichtvollem Leben, seine Abneigung gegen Hamburg, insbesondere aber die steten Reibereien mit seinen dortigen Verwandten, deren Unterstützung er aber um so weniger entbehren konnte, je länger er zögerte, sich eine unabhängige Stellung zu schaffen. Das konnte er jetzt, wie gesagt, aber er that es nicht und erbitterte dadurch seine Verwandten immer mehr. Jahrelang hielt er sich nun, und im Grunde genommen zwecklos, in Hamburg auf. Sein Oheim pflegte zu sagen: „Wenn der dumme Junge etwas gelernt hätte, so brauchte er keine Bücher zu schreiben", aber obwohl Salomon Heine von seinem Standpunkte aus Ursache genug hatte, zu zürnen, so blieb er allezeit der gutmütige und freigebige Onkel: dafür bewahrte ihm der Neffe zeitlebens eine dankbare Gesinnung. Heine fand unterdessen in dem Hamburger Buchhändler Campe einen Verleger, dem er trotz mancher Differenzen bis zu seinem Tode treu verbunden blieb: durch ihn veröffentlichte er seine vielen zerstreuten Gedichte 1826 als „Buch der Lieder". Dasselbe hatte einen ungeahnten, großen Erfolg. Von

nun an war Heine erst ein anerkannter Dichter; denn war auch das allermeiste von diesen Sachen bereits gedruckt, so war es so zerstreut in Journalen und Einzelschriften, daß nur die nächsten Freunde des Dichters alle im Buch der Lieder vereinigten Poesien bereits kannten.

Von Zeit zu Zeit machte Heine einen schwachen Anlauf, eine Staatsanstellung in Preußen zu erlangen. Ernst ist es ihm wohl niemals damit gewesen. Dagegen schien sich im Schriftstellerfach jetzt eine dauernde Stellung für ihn zu bieten: November 1827 siedelte er nach München über und übernahm die Redaction einer politischen Zeitschrift, welche beim Freiherrn von Cotta, dem damals ersten deutschen Buchhändler, erschien*). Doch dauerte diese Stellung nur ein halbes Jahr; im Juli 1828 reiste Heine nach Italien und verarbeitete die Eindrücke und Erlebnisse dieser Reise zu einem dritten Bande „Reisebilder". Er kam nicht südlicher als bis Florenz, da rief ihn der Tod seines Vaters in die Heimat zurück. Wiederum lebte er nun jahrelang ohne Beruf und unstet in Hamburg.

*) In München wohnte Heine im Hause des Grafen Rechberg, zusammen mit dem Maler Theophil (Gottlieb) Gassen, mit dem er besonders viel verkehrte. Dieser (geb. 1805, 2. August, zu Ehrenbreitstein, † 1878, 3. Juni zu Koblenz), war ein vielversprechender Schüler und Mitarbeiter von Cornelius. Näheres über ihn in Raczynskis Kunstgeschichte Bd. 2, S. 62, 88, 234 ff. und Meyers Konversationslexikon. Bei einem der häufigen Besuche Heines in Gassens Atelier entstand die leicht hingeworfene Bleistiftskizze, welche, jetzt im Besitze des Herrn Otto Jordan in Koblenz, diesem Buche in Holzschnitt beigegeben ist. Heine ließ sich u. a. von Gassen als Geschenk für die Gräfin Tjutschew und deren Schwester (näheres über dieselben bei Strodtmann) ein Bildchen von Rotari kopieren: ein über dem Lesen eingeschlafenes Mädchen, welches ein Jüngling mit einer Kornähre kitzelt (jetzt in der Pinakothek), und wünschte daraufhin, Gassen möge ihn in Öl malen. Das Bild ward ausgeführt, doch in Folge von Mißhelligkeiten zur Seite gestellt, nahezu vollendet. Hier fand es Dr. Lottich (Lottichius), Gassens Hausgenosse, und erbat es sich zum Geschenk. Aus dessen Nachlaß erwarb es Strodtmann und erklärte es (Bliner Frauenztg., 24. Sept. 1877) für das beste bekannte Heineporträt. Jetzt besitzt es Engel, der Herausgeber von Heines Memoiren; publiziert ist es 1884 in der Gartenlaube.

Die von 1829—1831, zum Teil auch schon früher gedichteten Liebeslieder stellte er auf Anregung des Komponisten Methfessel 1831 unter dem Titel „Neuer Frühling“ zusammen und widmete diese Sammlung innigster Lieder, welche wiederum ein völlig in sich gerundetes Ganze darstellen, seiner Schwester, Frau Charlotte Embden. Gedruckt wurden sie erst 1844 mit den „Neuen Gedichten“. In dem eben erwähnten dritten Band der Reisebilder waren Hamburger Persönlichkeiten persifliert, der Dichter Platen, das Christentum und vieles andere in einer Weise angegriffen, daß in Preußen das Buch mit Recht verboten wurde, und damit war ihm jede Aussicht auf ein Staatsamt daselbst versperrt. Immer mehr begab sich Heine aufs politische Feld, und als er im Juli 1830 auf Helgoland die Kunde von der Julirevolution in Paris hörte, da regte ihn dies so mächtig auf, daß er, nicht zum erstenmale, lebhaft den Gedanken ergriff, nach Paris, in das Kanaan der Freiheit, überzusiedeln. Denn fuhr er daheim so zu schreiben fort, so wartete seiner Kerker und Verfolgung: am 1. Mai 1831 betrat er in Straßburg französischen Boden. Er kam nach Paris und ist dort geblieben bis an seinen Tod.

In Paris wandte er sich mehr und mehr der Prosa zu und zwar vorzugsweise im Dienste der Politik. Er hielt sich zum liberalen Wortführer berufen, schrieb aber auch über religiöse, philosophische, soziale und litterarische Fragen, in Form von Artikeln für deutsche und französische Zeitschriften, wie in Form von ganzen Büchern. Es ist hier nicht der Ort, auf die Prosa Heines näher einzugehen, noch auch, die Verfolgungen zu schildern, welche über ihn und die sogenannten „Dichter des jungen Deutschlands“ hereinbrachen. Nur das sei gesagt, daß Heine in allen Schriften denselben Scharfsinn, denselben glänzenden Witz, aber auch dieselbe nichts schonende Rücksichtslosigkeit und Frivolität zeigte. Trotzdem hatte er einen festen Standpunkt so wenig, daß einer seiner Freunde behaupten konnte: wenn Heine soeben eine politische Ansicht formuliert habe und darauf

fände, daß die Behauptung des Gegenteils einen schönern Tonfall mache, so würde er unbedenklich den Satz mit dem schönern Tonfall hinschreiben. Dieser paradoxe Ausspruch besagt wenigstens soviel, daß Heine auch in seinen Prosaschriften in erster Linie als Virtuose glänzen wollte, während die Sache, um die es sich jedesmal handelte, ihm erst in zweiter Linie stand. Seine Schreibweise ist in der That durchfeilt und aufs äußerste abgewogen, geistreich und witzig durch und durch, kurz gesagt: brillant, wenn auch je länger, desto mehr abhängig von der einmal angenommenen Manier, wie er das selbst auch wohl wußte und sogar beklagte.

Heines Dichterkraft ist ungeschwächt geblieben, nur strömte der Quell der Dichtung nun spärlicher. Zwar jauchzte er noch zu Anfang seines Pariser Aufenthaltes, in neuem Liebesglück schwelgend:

„O, ihr Nachtigallenchöre,
Die ich trage in der Seele,
Daß man eure Wonne höre,
Jubelt auf mit voller Kehle!"

allein es waren keine Chöre mehr, es waren nur noch einzelne Stimmen; es war kein Rosenflor mehr zur Pfingstenzeit, wo sich Blüte an Blüte drängt, duftig, frisch und ungezählt, sondern die Remontanten, die Nachblüte, wie sie im Hochsommer sich zeigt; es waren die Nachzügler von dem „ganzen Heer" der „ewigen Lieder" seiner Jugendzeit. So warf er besonders von Zeit zu Zeit schneidigscharfe politische Spottgedichte auf den Markt, oder dichtete Romanzen, darunter so klassisch vollendete, wie „Childe Harold", „Schlachtfeld bei Hastings", „König Richard", „Schelm von Bergen", „die Nixen" ꝛc., aber auch höchst anstößige. Von den in Paris gedichteten Liebesliedern konnte nur eine beschränkte Zahl als „Nachblüten" in unserer Auswahl Aufnahme finden. Viele andere schmecken leider allzusehr nach ihrer Veranlassung: denn sie sind hervorgegangen aus den vielen rasch wechselnden Liebesverhältnissen, in welche er sich hineinstürzte. Das letzte dieser Verhältnisse war besonders

leidenschaftlich und endete in eine Ehe: Mathilde Mirat, eine schöne, zierliche, muntere Pariserin, wurde 1841 mit Heine getraut. Trotz der heftigen Worte von Camilla Selden über sie (Memoiren dieser Dame in Schorers Familienblatt, 1885) kann doch soviel behauptet werden, daß Heine sie grenzenlos geliebt hat bis an seinen Tod: sie war ihm freilich mehr Kind und Spielpuppe, denn Genossin seines geistigen Lebens; ihr harmloses Geplauder, ihre Treue, ihre Schönheit, der Wohllaut ihrer Stimme, ihr Ausharren am Krankenlager war sein Trost und sein Stern. Bis an seinen Tod dachte er hauptsächlich daran, den Unterhalt für sie zu erwerben und für sie zu sorgen, wenn er nicht mehr sein werde. Wer etwas gegen Mathilde sagte oder that, der hatte es auf immer mit Heine verdorben; ihr opferte er mehrmals alte, liebe Freunde. Das kinderlose Ehepaar zog aus einer Mietswohnung in die andere; Mathilde war keine tüchtige Hausfrau; sie war bigott, hatte von dem Geistesleben ihres Mannes keine klare Vorstellung, kannte weder seine Werke noch seine Muttersprache, und auch schwerlich die an sie selbst gerichteten Gedichte. Ein Bildnis von ihr findet man bei Prölß. Sie ist am 19. Februar 1883 gestorben, 68 Jahre alt.

Trotz aller zur Schau getragenen Befriedigung am Pariser Leben gemahnen uns doch so manche Klänge daran, daß sein Herz sich sehnte nach dem „schönen Vaterland", das er „einst" besessen, wo „der Eichenbaum so hoch wuchs und die Veilchen sanft nickten". Das schönste dieser Art ist in unserer Sammlung unter der Aufschrift „Lamentationen" zusammengeordnet. Zweimal, 1843 und 1844, besuchte er seine Mutter in Hamburg. Die alte Frau überlebte den Sohn noch um drei Jahre. Das merkwürdige Gedicht „Deutschland, ein Wintermärchen" war die Frucht jener Reisen; es enthält höchst bedenkliche Stellen, aber auch bittere politische Wahrheiten. Auch ein kleines Epos „Atta Troll" dichtete Heine in Paris, zwecklose, märchenartige Abenteuer eines Bärenhelden — denn Atta Troll ist ein veritabler

Pyrenäenbär — voll boshafter Ausfälle gegen viele deutsche Dichter. Im Jahre 1851 überraschte er die Welt mit dem „Romanzero", einer Gedichtesammlung, welche gleichzeitig Trefflichstes und Bedenklichstes enthält.

Heine hat auch im Exil viele Freundschaft genossen, denn bei aller Rücksichtslosigkeit und Bosheit, die um so ätzender war, da sie einem so klaren, scharfdenkenden Kopfe entsprang, besaß er ein dankbares Gemüt, Treue und zärtliche Anhänglichkeit gegenüber seinen Freunden. Von 1836—1848 gewährte ihm die französische Regierung ein Jahrgehalt von 4800 Franken. Sein Oheim Salomon zahlte ihm eine jährliche Rente von 4000 Franken und traf Sorge, daß dieselbe auch nach seinem 1844 erfolgten Tode an Heine, später an dessen Witwe weitergezahlt wurde. Daneben trugen die schriftstellerischen Arbeiten soviel ein, daß der Dichter keinen Mangel litt.

Eine leichte Lähmung, welche ihn 1845 befiel, entwickelte sich nach und nach zur Rückenmarkschwindsucht. Seit 1848 war er dauernd an sein Lager gefesselt. Unaufhaltsam schritt die Lähmung weiter. Während der Körper zum Skelett abgemagert war, die Augenlider geschlossen, so daß sie mit der Hand gehoben werden mußten, blieb Heines Verstand klar und lebhaft; er klammerte sich ans Leben, und sein Witz blieb ungeschwächt bis zum letzten Atemzuge. Er diktierte ungern und schrieb lieber selbst, so gut es ging, mit großen Zügen auf einzelne Blätter. Die Resignation, mit welcher Heine die langen, langen Qualen ertrug, versöhnt uns mit so manchem, worin er gefehlt hat. Bis zum Tode hat er fortwährend geistig gearbeitet; schon die Art, wie er seine Schmerzen dichterisch dargestellt hat, beweist eine seltene Elastizität des Geistes. Was von diesen letzten Gedichten nach unserm Dafürhalten dauernden Wert hat, ist im letzten Abschnitt unserer Auswahl zusammengestellt. Besonders wertvoll ist das Epos „Bimini", launig und tiefsinnig, der Schluß wehmütig und doch versöhnend. Dazwischen arbeitete er immerwährend unter Mithilfe

befreundeter französischer Schriftsteller an einer französischen Ausgabe seiner Werke, und unaufhörlich schrieb er, das eine halbblinde Auge mühsam aufzwingend, an seinen Memoiren*).

Trotz der Blasphemien, die in Heines Schriften sich finden, war er im Grunde eine religiös angelegte Natur, wie wir daraus entnehmen, daß ihn beständig die große Gottesfrage beschäftigte; das hielt er für das wichtigste Problem der Menschheit. In seinen allerletzten Jahren kehrte er von dem Pantheismus der Hegelischen Schule zu dem Glauben an einen persönlichen Gott zurück, eine Umwandlung, welche teils unterschätzt, teils auch überschätzt worden ist: jedenfalls ist er ein gläubiger Christ niemals geworden.

Den letzten Winter seines Lebens verschönte ihm jenes liebliche Wesen, das er Mouche nannte. Erst vor kurzem ist es bekannt geworden, daß sie noch heute in geachteter Stellung als Lehrerin und Schriftstellerin in Rouen lebt. Die Mouche war Heine geistesverwandt, sie kam beinahe täglich ihn trösten, mit ihm plaudern oder ihm bei der Arbeit helfen; er sehnte sich nach ihr, wenn sie nicht kam, so wie der Gefangene, um Meißners schönen Vergleich zu brauchen, der zuerst uns von der Mouche erzählt hat, nach dem Vögelchen seufzt, das am Simse seines Gitter-

*) Die Frage, was aus Heines Memoiren geworden ist, ist immer noch nicht endgültig gelöst. Er schrieb lange Jahre daran, hat sie dann teilweise wieder vernichtet, auf dem Krankenbett wieder neu abgefaßt und noch am 13. Februar 1856 daran geschrieben. „Nur noch vier Tage Arbeit", sagte er damals, „dann ist mein Werk vollendet." Und doch ist, als Engel nach Mathildens Tode 1884 diese Memoiren veröffentlichte, nur ein allerdings höchst wertvolles Fragment zum Vorschein gekommen, die Kindheitsgeschichte des Dichters enthaltend. Engel sucht zu beweisen, der Rest existiere nicht mehr, aber es ist trotzdem möglich, daß dieser Rest im Nachlaß von Maximilian Heine sich noch vorfindet; auch Heines Bruder Gustav hat schon 1861 erklärt, die (ersten) Memoiren des Dichters zu besitzen, die er jedoch nie veröffentlichen werde.

fensters zu sitzen pflegt und ihm ein Bote ist von der schönen Gotteswelt da draußen. Heines letztes Gedicht „Die Passionsblume“ (Nr. 293) ist im Januar 1856 für diese Mouche gedichtet, eine höchst merkwürdige Phantasie, von dem ganzen Zauberdufte Heinescher Sprache umflossen, das letzte Aufflammen des Genius. Dies Traumbild knüpft übrigens in seltsamer Weise wieder an seine allerersten Gedichte an, welche auch Traumbilder sind, wo Lebende und Tote Zwiesprach halten, so daß damit seine Dichtungen sich wie zu einem Ringe zusammenschließen. Ja, ist es nicht, als ob all jene seit früher Jugend bei Heine sich wiederholenden Stoffe von Träumen, Schmerzen und Tod eine einzige düstere Vorahnung seien des Geschickes, das ihn später betroffen hat? Der tote Mann im Sarkophag, in schöner Wildnis, getröstet durch ein schweigend Frauenbildnis, das ist Heine, wie er in seinen Liedern sich selbst gemalt hat, und das ist — grausame Ironie des Schicksals — Heine, wie er jahrelang wirklich dalag.

Die schweren Leiden des Dichters endeten am 17. Februar 1856, des Morgens um vier Uhr. Der Tod war ihm eine Erlösung. Seine Grabstätte am Fuße des Montmartre ist schmucklos.

Nun, da seitdem ein Menschenalter verflossen, beginnt allgemach der Hader der Parteien um Wert oder Unwert des Dichters nachzulassen. Mit jedem Menschenalter aber, das weiter verfließen wird, wird auch das viele, was Heine über bloße Tagesfragen geschrieben hat, dem Interesse ferner rücken, das Unedle und Gemeine, was aus seiner Feder geflossen, mehr und mehr vergessen werden; aber die wundersamen, gewaltigen Melodeien, welche diesem süßen Liedermunde entströmt sind, werden unvergessen sein und hinübergetragen werden in ferne Zeiten.

I.

Junge Leiden.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſieret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Bemerkung.

Das Zeichen * neben der Überschrift der betreffenden Gedichte bedeutet den Hinweis auf eine erläuternde Anmerkung am Ende des Buches.

1.

Traumbilder.

(1816—1821).

1. Die Liebe.*

(Vorrede zur dritten Auflage des Buchs der Lieder. 1839.)

Das ist der alte Märchenwald!
Es duftet die Lindenblüte!
Der wunderbare Mondenglanz
Bezaubert mein Gemüte.

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Erklang es in der Höhe:
Das ist die Nachtigall, sie singt
Von Lieb und Liebeswehe.

Sie singt von Lieb und Liebesweh,
Von Thränen und von Lachen,
Sie jubelt so traurig, sie schluchzet so froh,
Vergessene Träume erwachen. —

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Da sah ich vor mir liegen
Auf freiem Platz ein großes Schloß,
Die Giebel hoch aufstiegen.

Verschlossene Fenster, überall
Ein Schweigen und ein Trauern;
Es schien, als wohne der stille Tod
In diesen öden Mauern.

Dort vor dem Thor lag eine Sphinx,
Ein Zwitter von Schrecken und Lüsten,
Der Leib und die Tatzen wie ein Löw',
Ein Weib an Haupt und Brüsten.

Ein schönes Weib! Der weiße Blick,
Er sprach von wildem Begehren;
Die stummen Lippen wölbten sich
Und lächelten stilles Gewähren.

Die Nachtigall, sie sang so süß,
Ich konnt nicht widerstehen —
Und als ich küßte das holde Gesicht,
Da wars um mich geschehen.

Lebendig ward das Marmorbild,
Der Stein begann zu ächzen —
Sie trank meiner Küsse lodernde Glut
Mit Dürsten und mit Lechzen.

Sie trank mir fast den Odem aus —
Und endlich, wollustheischend,
Umschlang sie mich, meinen armen Leib
Mit den Löwentatzen zerfleischend.

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Lust unermeßlich!
Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Die Nachtigall sang: „O, schöne Sphinx,
O, Liebe! was soll es bedeuten,
Daß Du vermischest mit Todesqual
All Deine Seligkeiten?

„O, schöne Sphinx! O, löse mir
Das Rätsel, das wunderbare!
Ich hab darüber nachgedacht
Schon manche tausend Jahre."

2. Zueignung.*

Mir träumte einſt von wildem Liebesglühn,
Von hübſchen Locken, Myrten und Reſede,
Von ſüßen Lippen und von bittrer Rede,
Von düſtrer Lieder düſtern Melodien.

Verblichen und verweht ſind längſt die Träume,
Verweht iſt gar mein liebſtes Traumgebild!
Geblieben iſt mir nur, was glutenwild
Ich einſt gegoſſen hab in weiche Reime.

Du bliebſt, verwaiſtes Lied! Verweh jetzt auch,
Und ſuch das Traumbild, das mir längſt entſchwunden,
Und grüß es mir, wenn du es aufgefunden —
Dem luftgen Schatten ſend ich luftgen Hauch.

3. Die Wundermaid.*

Ein Traum, gar ſeltſam ſchauerlich,
Ergötzte und erſchreckte mich.
Noch ſchwebt mir vor manch grauſig Bild,
Und in dem Herzen wogt es wild.

Das war ein Garten, wunderſchön,
Da wollt ich luſtig mich ergehn;
Viel ſchöne Blumen ſahn mich an,
Ich hatte meine Freude dran.

Es zwitſcherten die Vögelein
Viel muntre Liebesmelodein;
Die Sonne rot, von Gold umſtrahlt,
Die Blumen luſtig bunt bemalt.

Viel Balſamduft aus Kräutern rinnt,
Die Lüfte wehen lieb und lind;
Und alles ſchimmert, alles lacht
Und zeigt mir freundlich ſeine Pracht.

Inmitten in dem Blumenland
Ein klarer Marmorbrunnen ſtand;
Da ſchaut ich eine ſchöne Maid,
Die emſig wuſch ein weißes Kleid.

Die Wänglein ſüß, die Äuglein mild,
Ein blondgelocktes Heilgenbild;
Und wie ich ſchau, die Maid ich fand
So fremd und doch ſo wohlbekannt.

Die ſchöne Maid, die ſputet ſich,
Sie ſummt ein Lied gar wunderlich:
„Rinne, rinne, Wäſſerlein,
Waſche mir das Linnen rein!“

Ich ging und nahete mich ihr
Und flüſterte: „O, ſage mir,
Du wunderſchöne, ſüße Maid,
Für wen iſt dieſes weiße Kleid?“

Da ſprach ſie ſchnell: „Sei bald bereit,
Ich waſche Dir Dein Totenkleid!“
Und als ſie dies geſprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild wie Schaum. —

Und fortgezaubert ſtand ich bald
In einem düſtern, wilden Wald.
Die Bäume ragten himmelan;
Ich ſtand erſtaunt und ſann und ſann.

Und horch! welch dumpfer Wiederhall!
Wie ferner Äxtenſchläge Schall;
Ich eil durch Buſch und Wildnis fort
Und komm an einen freien Ort.

Inmitten in dem grünen Raum
Da ſtand ein großer Eichenbaum;
Und ſieh! mein Mägdlein wunderſam
Haut mit dem Beil den Eichenſtamm.

Und Schlag auf Schlag, und sonder Weil
Summt sie ein Lied und schwingt das Beil:
„Eisen blink, Eisen blank
Zimmre hurtig Eichenschrank!"

Ich ging und nahete mich ihr
Und flüsterte: „O, sage mir,
Du wundersüßes Mägdelein,
Wem zimmerst Du den Eichenschrein?"

Da sprach sie schnell: „Die Zeit ist karg,
Ich zimmre Deinen Totensarg!"
Und als sie dies gesprochen kaum,
Zerfloß das ganze Bild wie Schaum. —

Es lag so bleich, es lag so weit
Ringsum nur kahle, kahle Heid;
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
Und heimlich schaudernd stand ich da.

Und nun ich eben fürder schweif,
Gewahr ich einen weißen Streif;
Ich eilt drauf zu und eilt und stand,
Und sieh! die schöne Maid ich fand.

Auf weiter Heid stand weiße Maid,
Grub tief die Erd mit Grabescheit.
Kaum wagt ich noch sie anzuschaun,
Sie war so schön und doch ein Graun.

Die schöne Maid, die sputet sich,
Sie summt ein Lied gar wunderlich:
„Spaten, Spaten, scharf und breit,
Schaufle Grube tief und weit!"

Ich ging und nahete mich ihr
Und flüsterte: „O, sage mir,
Du wunderschöne, süße Maid,
Was diese Grube hier bedeut?"

Da sprach sie schnell: „Sei still, ich hab
Geschaufelt Dir ein kühles Grab.“
Und als so sprach die schöne Maid,
Da öffnet sich die Grube weit.

Und als ich in die Grube schaut,
Ein kalter Schauer mich durchgraut;
Und in die dunkle Grabesnacht
Stürzt ich hinein — und bin erwacht.

4. Die Hochzeit.

Was treibt und tobt mein tolles Blut?
Was flammt mein Herz in wilder Glut?
Es kocht mein Blut und schäumt und gährt,
Und grimme Glut mein Herz verzehrt.

Das Blut ist toll und gährt und schäumt,
Weil ich den bösen Traum geträumt:
Es kam der finstre Sohn der Nacht
Und hat mich keuchend fortgebracht.

Er bracht mich in ein helles Haus,
Wo Harfenklang und Saus und Braus
Und Fackelglanz und Kerzenschein;
Ich kam zum Saal, ich trat hinein.

Das war ein lustig Hochzeitfest;
Zu Tafel saßen froh die Gäst'.
Und wie ich nach dem Brautpaar schaut, —
O weh! mein Liebchen war die Braut.

Das war mein Liebchen wunnesam,
Ein fremder Mann war Bräutigam;
Dicht hinterm Ehrenstuhl der Braut,
Da blieb ich stehn, gab keinen Laut.

Es rauscht Musik — gar still stand ich;
Der Freudenlärm betrübte mich.
Die Braut, sie blickt so hochbeglückt,
Der Bräutgam ihre Hände drückt.

Der Bräutgam füllt den Becher fein
Und trinkt daraus und reicht gar fein
Der Braut ihn hin; sie lächelt Dank —
O weh! mein rotes Blut sie trank.

Die Braut ein hübsches Äpflein nahm
Und reicht es hin dem Bräutigam.
Der nahm sein Messer, schnitt hinein —
O weh! das war das Herze mein.

Sie äugeln süß, sie äugeln lang,
Der Bräutgam kühn die Braut umschlang
Und küßt sie auf die Wangen rot —
O weh! mich küßt der kalte Tod.

Wie Blei lag meine Zung im Mund,
Daß ich kein Wörtlein sprechen kunnt.
Da rauscht' es auf, der Tanz begann;
Das schmucke Brautpaar tanzt voran.

Und wie ich stand so leichenstumm,
Die Tänzer schweben flink herum —
Ein leises Wort der Bräutgam spricht,
Die Braut wird rot, doch zürnt sie nicht. — —

5. Der Kirchhof.*

Ich kam von meiner Herrin Haus
Und wandelt in Wahnsinn und Mitternachtgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorübergehn will,
Da winken die Gräber ernst und still.

Da winkts von des Spielmanns Leichenstein:
Das war der flimmernde Mondesschein.
Da lispelts: „Lieb Bruder, ich komme gleich!“
Da steigts aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann wars, der entstiegen jetzt
Und hoch auf den Leichenstein sich setzt.
In die Saiten der Zither greift er schnell
Und singt dabei recht hohl und grell:

„Ei! kennt ihr noch das alte Lied,
Das einst so wild die Brust durchglüht,
Ihr Saiten dumpf und trübe?
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud,
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es — Liebe!“

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da thaten sich auf die Gräber all;
Viel Luftgestalten dringen hervor,
Umschweben den Spielmann und schrillen im Chor:

„Liebe! Liebe! deine Macht
Hat uns hier zu Bett gebracht
Und die Augen zugemacht —
Ei, was rufst du in der Nacht?“

So heult es verworren und ächzet und girrt
Und brauset und sauset und krächzet und klirrt;
Und der tolle Schwarm den Spielmann umschweift,
Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

„Bravo! Bravo! immer toll!
Seid willkommen!
Habt vernommen,
Daß mein Zauberwort erscholl?
Liegt man doch jahraus, jahrein,
Mäuschenstill im Kämmerlein;

Laßt uns heute luſtig ſein!
Mit Vergunſt —
Seht erſt zu, ſind wir allein? —
Narren waren wir im Leben
Und mit toller Wut ergeben
Einer tollen Liebesbrunſt.
Kurzweil kann uns heut nicht fehlen,
Jeder ſoll hier treu erzählen,
Was ihn weiland hergebracht,
Wie gehetzt,
Wie zerfetzt
Ihn die tolle Liebesjagd."

Da hüpft aus dem Kreiſe, ſo leicht wie der Wind,
Ein mageres Weſen, das ſummend beginnt:

„Ich war ein Schneidergeſelle
Mit Nadel und mit Scher;
Ich war ſo flink und ſchnelle
Mit Nadel und mit Scher;
Da kam die Meiſterstochter
Mit Nadel und mit Scher;
Und hat mir ins Herz geſtochen
Mit Nadel und mit Scher."

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Ein zweiter trat ſtill und ernſt hervor:

„Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Orlandini,
Und beſonders Carlo Moor
Nahm ich mir als Muſter vor.

„Auch verliebt — mit Ehr zu melden —
Hab ich mich wie jene Helden,
Und das ſchönſte Frauenbild
Spukte mir im Kopfe wild.

„Und ich seufzte auch und girrte;
Und wenn Liebe mich verwirrte,
Steckt ich meine Finger rasch
In des reichen Nachbars Tasch.

„Doch der Gassenvogt mir grollte,
Daß ich Sehnsuchtsthränen wollte
Trocknen mit dem Taschentuch,
Das mein Nachbar bei sich trug.

„Und nach frommer Häscherssitte
Nahm man still mich in die Mitte,
Und das Zuchthaus, heilig groß,
Schloß mir auf den Mutterschoß.

„Schwelgend süß in Liebessinnen
Saß ich dort beim Wollespinnen,
Bis Rinaldos Schatten kam
Und die Seele mit sich nahm."

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Geschminkt und geputzt trat ein dritter hervor:

„Ich war ein König der Bretter
Und spielte das Liebhaberfach,
Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
Und seufzte manch zärtliches: Ach!

„Den Mortimer spielt ich am besten,
Maria war immer so schön!
Doch trotz der natürlichsten Gesten,
Sie wollte mich nimmer verstehn. —

„Einst, als ich verzweifelnd am Ende:
Maria, du Heilige! rief,
Da nahm ich den Dolch behende
Und stach mich ein bißchen zu tief."

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Im weißen Flausch trat ein vierter hervor:

„Vom Katheder schwatzte herab der Professor,
Er schwatzte, und ich schlief gut dabei ein;
Doch hätt mirs behagt viel tausendmal besser
Bei seinem holdseligen Töchterlein.

„Sie hat mir oft zärtlich am Fenster genicket,
Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
Vom dürren Philister, dem reichen Wicht.

„Da flucht ich den Weibern und reichen Halunken
Und mischte mir Teufelskraut in den Wein
Und hab mit dem Tode Schmollis getrunken,
Der sprach: Fiduzit, ich heiße Freund Hein.“

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Einen Strick um den Hals, trat ein fünfter hervor:

„Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
Mit dem Töchterchen fein und dem Edelgestein.
Was schert mich, du Gräflein, dein Edelgestein?
Mir mundet weit besser dein Töchterlein.

„Sie lagen wohl beid unter Riegel und Schloß,
Und der Graf besoldte viel Dienertroß.
Was scheren mich Diener und Riegel und Schloß? —
Ich stieg getrost auf die Leitersproß.

„An Liebchens Fensterlein klettr ich getrost.
Da hör ich es unten fluchen erbost:
Fein sachte, mein Bübchen, muß auch dabei sein,
Ich liebe ja auch das Edelgestein.

„So spöttelt der Graf und erfaßt mich gar;
Und jauchzend umringt mich die Dienerschar.

Zum Teufel, Gesindel! ich bin ja kein Dieb;
Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb!

„Da half kein Gerede, da half kein Rat,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert' sie sich,
Am hellen Galgen fand sie mich."

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Den Kopf in der Hand, trat ein sechster hervor:

„Zum Weidwerk trieb mich Liebesharm;
Ich schlich umher, die Büchs im Arm.
Da schnarrets hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

„O, spürt ich doch ein Täubchen aus,
Ich brächt es meinem Lieb nach Haus!
So dacht ich, und in Busch und Strauch
Späht rings umher mein Jägeraug.

„Was koset dort? was schnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögens sein.
Ich schleich herbei — den Hahn gespannt —
Sieh da! mein eignes Lieb ich fand.

„Das war mein Täubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt sie traut —
Nun, alter Schütze, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut.

„Bald drauf ein Zug mit Henkersfrohn
— Ich selbst dabei als Hauptperson —
Den Wald durchzog; vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!"

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Da trat der Spielmann selber hervor:

„Ich hab mal ein Liedchen gesungen,
Das schöne Lied ist aus;
Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!“

Und das tolle Gelächter sich doppelt erhebt,
Und die bleiche Schar im Kreise schwebt;
Da scholl vom Kirchturm „Eins“ herab,
Da stürzten die Geister sich heulend ins Grab.

6. Das Zauberschloß.

Der Traumgott bracht mich in ein Riesenschloß,
Wo schwüler Zauberduft und Lichterschimmer
Und bunte Menschenwoge sich ergoß
Durch labyrinthisch vielverschlungne Zimmer.
Die Ausgangspforte sucht der bleiche Troß
Mit Händeringen und mit Angstgewimmer.
Jungfraun und Ritter ragen aus der Menge,
Ich selbst bin fortgezogen im Gedränge.

Doch plötzlich steh ich ganz allein und seh
Und staun, wie schnell die Menge konnt verschwinden,
Und wandre fort allein und eil und geh
Durch die Gemächer, die sich seltsam winden.
Mein Fuß wird Blei, im Herzen Angst und Weh,
Verzweifl ich fast, den Ausgang je zu finden.
Da komm ich endlich an das letzte Thor;
Ich will hinaus — o Gott, wer steht davor?

Es war die Liebste, die am Thore stand,
Schmerz um die Lippen, Sorge auf der Stirne,
Ich soll zurückgehn, winkt sie mit der Hand;
Ich weiß nicht, ob sie warne oder zürne.

Doch aus den Augen bricht ein süßer Brand,
Der mir durchzuckt das Herz und das Gehirne.
Wie sie mich ansah, streng und wunderlich,
Und doch so liebevoll, erwachte ich.

7. Heilung.

Ich dacht an sie den ganzen Tag
Und dacht an sie die halbe Nacht.
Und als ich fest im Schlafe lag,
Hat mich ein Traum zu ihr gebracht.

Sie blüht wie eine junge Ros
Und sitzt so ruhig, still beglückt.
Ein Rahmen ruht auf ihrem Schoß,
Worauf sie weiße Lämmchen stickt.

Sie schaut so sanft, begreift es nicht,
Warum ich traurig vor ihr steh:
„Was ist so blaß Dein Angesicht,
Heinrich, sag mirs, wo thuts Dir weh?"

Sie schaut so sanft und staunt, daß ich
Still weinend ihr ins Auge seh:
„Was weinest Du so bitterlich,
Heinrich, sag mirs, wer thut Dir weh?"

Sie schaut mich an mit milder Ruh,
Ich aber fast vor Schmerz vergeh:
„Wer weh mir thut, mein Lieb, bist Du,
Und in der Brust, da sitzt das Weh."

Da steht sie auf und legt die Hand
Mir auf die Brust ganz feierlich;
Und plötzlich all mein Weh verschwand,
Und heitern Sinns erwachte ich.

8. Das Erwachen.

Da hab ich viel blasse Leichen
Beschworen mit Wortesmacht;
Sie wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meister
Vergaß ich vor Schauer und Graus;
Nun ziehn die eignen Geister
Mich selber ins neblichte Haus.

Laßt ab, ihr finstern Dämonen!
Laßt ab, und drängt mich nicht!
Noch manche Freude mag wohnen
Hier oben im Rosenlicht.

Ich muß ja immer streben
Nach der Blume Wunderhold;
Was bedeutet mein ganzes Leben,
Wenn ich sie nicht lieben sollt?

Ich möcht sie nur einmal umfangen
Und pressen ans glühende Herz!
Nur einmal auf Lippen und Wangen
Küssen den seligsten Schmerz!

Nur einmal aus ihrem Munde
Möcht ich hören ein liebendes Wort —
Alsdann wollt ich folgen zur Stunde
Euch, Geister, zum finsteren Ort.

Die Geister habens vernommen
Und nicken schauerlich.
Feinsliebchen, nun bin ich gekommen —
Feinsliebchen, liebst Du mich?

2.

Lieder.

(1816—1821).

9. Die weiße Blume.*

In Vaters Garten heimlich ſteht
Ein Blümchen, traurig und bleich;
Der Winter zieht fort, der Frühling weht,
Bleich Blümchen bleibt immer ſo bleich.
Die bleiche Blume ſchaut
Wie eine kranke Braut.

Zu mir bleich Blümchen leiſe ſpricht:
„Lieb Brüderchen, pflücke mich!“
Zu Blümchen ſprech ich: „Das thu ich nicht,
Ich pflücke nimmermehr Dich.
Ich ſuch mit Müh und Not
Die Blume purpurrot.“

Bleich Blümchen ſpricht: „Such hin, ſuch her
Bis an Deinen kühlen Tod,
Du ſuchſt umſonſt, findſt nimmermehr
Die Blume purpurrot.
Mich aber pflücken thu,
Ich bin ſo krank wie Du.“

So liſpelt bleich Blümchen und bittet ſehr —
Da zag ich und pflück ich es ſchnell.

Und plötzlich blutet mein Herze nicht mehr,
Mein inneres Auge wird hell.
In meine wunde Brust
Kommt stille Engelluſt.

10. Jäher Wechſel.*

Wenn ich bei meiner Liebſten bin,
Dann geht das Herz mir auf;
Dann bin ich reich in meinem Sinn
Und biet die Welt zu Kauf.

Doch wenn ich wieder ſcheiden muß
Aus ihrem Schwanenarm,
Dann ſchwindet all mein Überfluß,
Und ich bin bettelarm.

11. Erwartung.*

Morgens ſteh ich auf und frage:
Kommt Feinsliebchen heut?
Abends ſink ich hin und klage:
Aus blieb ſie auch heut.

In der Nacht mit meinem Kummer
Lieg ich ſchlaflos, wach;
Träumend, wie im halben Schlummer,
Wandle ich bei Tag.

12. Sehnſucht.*

Jedweder Geſelle, ſein Mädel am Arm,
Durchwandelt die Lindenreihn;
Ich aber, ich wandle, daß Gott erbarm!
Ganz mutterſeelallein.

Mein Herz wird beengt, mein Auge wird trüb,
Wenn ein andrer mit Liebchen sich freut;
Denn ich habe auch ein süßes Lieb,
Doch wohnt sie gar ferne und weit.

So manches Jahr getragen ich hab,
Ich trage nicht länger die Pein,
Ich schnüre mein Bündlein und greife den Stab
Und wandr in die Welt hinein.

Und wandre fort manch hundert Stund,
Bis ich komm an die große Stadt;
Sie prangt an eines Stromes Mund,
Drei keckliche Türme sie hat.

Da schwindet bald mein Liebesharm,
Da harret Freude mein;
Da kann ich wandeln, Feinsliebchen am Arm,
Durch die duftigen Lindenreihn.

13. Ungeduld.

Es treibt mich hin, es treibt mich her!
Noch wenige Stunden, dann soll ich sie schauen,
Sie selber, die schönste der schönen Jungfrauen —
Du treues Herz, was pochst du so schwer?

Die Stunden sind aber ein faules Volk:
Schleppen sich behaglich träge,
Schleichen gähnend ihre Wege;
Tummle dich, du faules Volk!

Tobende Eile mich treibend erfaßt!
Aber wohl niemals liebten die Horen —
Heimlich im grausamen Bunde verschworen,
Spotten sie tückisch der Liebenden Hast.

14. Das Wörtlein „Liebe".

Ich wandelte unter den Bäumen
Mit meinem Gram allein;
Da kam das alte Träumen
Und schlich mir ins Herz hinein.

„Wer hat euch dies Wörtlein gelehret,
Ihr Vöglein in luftiger Höh?
Schweigt still! wenn mein Herz es höret,
Dann thut es noch einmal so weh." —

„Es kam ein Jungfräulein gegangen,
Die sang es immerfort,
Da haben wir Vöglein gefangen
Das hübsche, goldene Wort." —

„Das sollt ihr mir nicht mehr erzählen,
Ihr Vöglein wunderschlau;
Ihr wollt meinen Kummer mir stehlen,
Ich aber niemanden trau."

15. Lebewohl!

Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmal meiner Ruh,
Schöne Stadt, wir müssen scheiden —
Lebewohl! ruf ich dir zu.

Lebewohl, du heilge Schwelle,
Wo da wandelt Liebchen traut;
Lebewohl, du heilge Stelle,
Wo ich sie zuerst geschaut!

Hätt ich Dich doch nie gesehen,
Schöne Herzenskönigin!
Nimmer wär es dann geschehen,
Daß ich jetzt so elend bin.

Nie wollt ich Dein Herze rühren,
Liebe hab ich nie erfleht;
Nur ein stilles Leben führen
Wollt ich, wo Dein Odem weht.

Doch Du drängst mich selbst von hinnen,
Bittre Worte spricht Dein Mund;
Wahnsinn wühlt in meinen Sinnen,
Und mein Herz ist krank und wund.

Und die Glieder matt und träge
Schlepp ich fort am Wanderstab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab.

16. Auf dem Rhein.

Berg' und Burgen schaun herunter
In den spiegelhellen Rhein,
Und mein Schiffchen segelt munter,
Rings umglänzt von Sonnenschein.

Ruhig seh ich zu dem Spiele
Goldner Wellen, kraus bewegt;
Still erwachen die Gefühle,
Die ich tief im Busen hegt'.

Freundlich grüßend und verheißend
Lockt hinab des Stromes Pracht;
Doch ich kenn ihn — oben gleißend,
Birgt sein Innres Tod und Nacht.

Oben Lust, im Busen Tücken,
Strom, du bist der Liebsten Bild!
Die kann auch so freundlich nicken,
Lächelt auch so fromm und mild.

17. Die Sterne.

Wenn junge Herzen brechen,
So lachen drob die Sterne,
Sie lachen, und sie sprechen
Herab aus der blauen Ferne:

„Die armen Menschen lieben
Sich zwar mit vollen Seelen,
Und müssen sich doch betrüben
Und gar zu Tode quälen.

„Wir haben nie empfunden
Die Liebe, die so verderblich
Den armen Menschen drunten;
Drum sind wir auch unsterblich."

18. Lerchengesang.

Die Wälder und Felder grünen,
Es trillert die Lerch in der Luft,
Der Frühling ist erschienen
Mit Lichtern und Farben und Duft.

Der Lerchengesang erweicht mir
Das winterlich starre Gemüt,
Und aus dem Herzen steigt mir
Ein trauriges Klagelied.

Die Lerche trillert gar feine:
„Was singst Du so trüb und bang?" —
„Das ist ein Liedchen, o Kleine,
Das sing ich schon jahrelang!

„Das sing ich im grünen Haine,
Das Herz von Gram beschwert;
Schon Deine Großmutter, o Kleine,
Hat dieses Lied gehört."

19. Im Wald.*

Ich will mich im grünen Wald ergehn,
Wo Blumen sprießen und Vögel singen;
Denn wenn ich im Grabe einst liegen werde,
Ist Aug und Ohr bedeckt mit Erde,
Die Blumen kann ich nicht sprießen sehn,
Und Vögelgesänge hör ich nicht klingen.

20. Nachhall.

Mit Rosen, Zipressen und Flittergold
Möcht ich verzieren lieblich und hold
Dies Buch, wie einen Totenschrein,
Und sargen meine Lieder hinein.

O, könnt ich die Liebe sargen hinzu!
Am Grabe der Liebe wächst Blümlein der Ruh,
Da blüht es hervor, da pflückt man es ab —
Doch mir blühts nur, wenn ich selber im Grab.

Hier sind nun die Lieder, die einst so wild,
Wie ein Lavastrom, der dem Ätna entquillt,
Hervorgestürzt aus dem tiefsten Gemüt
Und rings viel blitzende Funken versprüht!

Nun liegen sie stumm und totengleich,
Nun starren sie kalt und nebelbleich.
Doch aufs neu die alte Glut sie belebt,
Wenn der Liebe Geist einst über sie schwebt.

Und es wird im Herzen viel Ahnung laut:
Der Liebe Geist einst über sie taut;
Einst kommt dies Buch in Deine Hand,
Du süßes Lieb im fernen Land.

Dann löst sich des Liedes Zauberbann,
Die blassen Buchstaben schaun Dich an,
Sie schauen Dir flehend ins schöne Aug
Und flüstern mit Wehmut und Liebeshauch.

3.

Lyriſches Intermezzo.

(1822—1823).

21.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Knoſpen ſprangen,
Da iſt in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Vögel ſangen,
Da hab ich ihr geſtanden
Mein Sehnen und Verlangen.

22.

Aus meinen Thränen ſprießen
Viel blühende Blumen hervor,
Und meine Seufzer werden
Ein Nachtigallenchor.

Und wenn Du mich lieb haſt, Kindchen,
Schenk ich Dir die Blumen all,
Und vor Deinem Fenſter ſoll klingen
Das Lied der Nachtigall.

23.

Die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne,
Die liebt' ich einst alle in Liebeswonne.
Ich lieb sie nicht mehr, ich liebe alleine
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine;
Sie selber, aller Liebe Bronne,
Ist Rose und Lilie und Taube und Sonne.

24.

Wenn ich in Deine Augen seh,
So schwindet all mein Leid und Weh;
Doch wenn ich küsse Deinen Mund,
So werd ich ganz und gar gesund.

Wenn ich mich lehn an Deine Brust,
Kommts über mich wie Himmelslust;
Doch wenn Du sprichst: „Ich liebe Dich!"
So muß ich weinen bitterlich.

25.

Dein Angesicht so lieb und schön,
Das hab ich jüngst im Traum gesehn,
Es ist so mild und engelgleich,
Und doch so bleich, so schmerzenbleich.

Und nur die Lippen, die sind rot;
Bald aber küßt sie bleich der Tod.
Erlöschen wird das Himmelslicht,
Das aus den frommen Augen bricht.

26.

Lehn Deine Wang an meine Wang,
Dann fließen die Thränen zusammen!

Und an mein Herz drück fest Dein Herz,
Dann schlagen zusammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unsern Thränen,
Und wenn Dich mein Arm gewaltig umschließt —
Sterb ich vor Liebessehnen.

27.

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilie hinein;
Die Lilie soll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebsten mein.

Das Lied soll schauern und beben,
Wie der Kuß von ihrem Mund,
Den sie mir einst gegeben
In wunderbar süßer Stund.

28.

Es stehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh
Viel tausend Jahr und schauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön;
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache verstehn.

Ich aber hab sie gelernet,
Und ich vergesse sie nicht;
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebsten Gesicht.

29.*

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag ich Dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rotblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen
Und schaun nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazelln;
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Welln.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum
Und Lieb und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum.

30.

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet
Und starret stumm in die Höh;
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

31.*

Im Rhein, im schönen Strome,
Da spiegelt sich in den Wellen
Mit seinem großen Dome
Das große, heilige Köln.

Im Dom, da steht ein Bildnis,
Auf goldenem Leder gemalt;
In meines Lebens Wildnis
Hats freundlich hineingestrahlt.

Es schweben Blumen und Englein
Um unsere liebe Frau;
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebsten genau.

32.

Du liebst mich nicht, Du liebst mich nicht,
Das kümmert mich gar wenig;
Schau ich Dir nur ins Angesicht,
So bin ich froh wie'n König.

Du hassest, hassest mich sogar,
So spricht Dein rotes Mündchen;
Reich mir es nur zum Küssen dar,
So tröst ich mich, mein Kindchen.

33.

O, schwöre nicht, und küsse nur!
Ich glaube keinem Weiberschwur.
Dein Wort ist süß, doch süßer ist
Der Kuß, den ich Dir abgeküßt!
Den hab ich, und dran glaub ich auch,
Das Wort ist eitel Dunst und Hauch.

* * *

O, schwöre, Liebchen, immerfort!
Ich glaube Dir aufs bloße Wort.
An Deinen Busen sink ich hin
Und glaube, daß ich selig bin;
Ich glaube, Liebchen: ewiglich
Und noch viel länger liebst Du mich.

34.

Auf meiner Herzliebsten Äugelein
Mach ich die schönsten Kanzonen,
Auf meiner Herzliebsten Mündlein klein
Mach ich die besten Terzinen,
Auf meiner Herzliebsten Wängelein
Mach ich die herrlichsten Stanzen,
Und wenn meine Liebste ein Herzchen hätt,
Ich machte darauf ein hübsches Sonett.

35.

Liebste, sollst mir heute sagen:
Bist Du nicht ein Traumgebild,
Wies in schwülen Sommertagen
Aus dem Hirn des Dichters quillt?

Aber nein, ein solches Mündchen,
Solcher Augen Zauberlicht,

Solch ein lebes, süßes Kindchen,
Das erschafft der Dichter nicht.

Basilisken und Vampyre,
Lindenwürm' und Ungeheur,
Solche schlimme Fabeltiere,
Die erschafft des Dichters Feur.

Aber Dich und Deine Tücke
Und Dein holdes Angesicht
Und die falschen, frommen Blicke —
Das erschafft der Dichter nicht.

36.

Wie die Wellenschaumgeborene,
Strahlt mein Lieb in Schönheitsglanz,
Denn sie ist das auserkorene
Bräutchen eines fremden Manns.

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,
Grolle nicht ob dem Verrat;
Trag es, trag es, und entschuldig es,
Was die holde Thörin that.

37.

Der weite Boden ist überzogen
Mit Blumendecken; der grüne Wald,
Er wölbt sich hoch zu Siegesbogen;
Gefiederte Einzugmusik erschallt.

Es kommt der schöne Lenz geritten,
Sein Auge sprüht, die Wange glüht.
Ihr solltet ihn zur Hochzeit bitten;
Denn gerne weilt er, wo Liebe blüht.

38.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie Du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in Deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst. Ich sah Dich ja im Traum
Und sah die Nacht in Deines Herzens Raum
Und sah die Schlang, die Dir am Herzen frißt,
Ich sah, mein Lieb, wie sehr Du elend bist.

39.

Ja, Du bist elend, und ich grolle nicht —
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein,
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht;
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein.

Wohl seh ich Spott, der Deinen Mund umschwebt,
Und seh Dein Auge blitzen trotziglich,
Und seh den Stolz, der Deinen Busen hebt —
Und elend bist Du doch, elend wie ich.

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um Deinen Mund,
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der stolze Busen hegt geheime Wund —
Mein Lieb, wir sollen beide elend sein.

40.

So hast Du ganz und gar vergessen,
Daß ich so lang Dein Herz besessen,
Dein Herzchen, so süß und so falsch und so klein,
Es kann nirgend was Süßres und Falscheres sein?

So hast Du die Lieb und das Leid vergessen,
Die das Herz mir thäten zusammenpressen?
Ich weiß nicht, war Liebe größer, als Leid?
Ich weiß nur, sie waren groß alle beid.

41. *

Und wüßtens die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßtens die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle könnens nicht wissen,
Nur eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

42.

Warum sind denn die Rosen so blaß,
O sprich, mein Lieb, warum?
Warum sind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen so stumm?

Warum singt denn mit so kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?

Warum steigt denn aus dem Balsamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum scheint denn die Sonn auf die Au
So kalt und verdrießlich herab?
Warum ist denn die Erde so grau
Und öde, wie ein Grab?

Warum bin ich selbst so krank und so trüb,
Mein liebes Liebchen? sprich!
O sprich, mein herzallerliebstes Lieb,
Warum verließest Du mich?

43.*

Sie haben Dir viel erzählet
Und haben viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet,
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen
Und schüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Bösen,
Und Du hast alles geglaubt.

Jedoch das allerschlimmste,
Das haben sie nicht gewußt;
Das schlimmste und das dümmste,
Das trug ich geheim in der Brust.

44.

Die Linde blühte, die Nachtigall sang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Lust;
Da küßtest Du mich, und Dein Arm mich umschlang,
Da preßtest Du mich an die schwellende Brust.

Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
Die Sonne grüßte verdrossenen Blicks;
Da sagten wir frostig einander Lebwohl,
Da knixtest Du höflich den höflichsten Knicks.

45.

Und als ich so lange, so lange gesäumt,
In fremden Landen geschwärmt und geträumt,
Da ward meiner Liebsten zu lang die Zeit,
Und sie nähete sich ein Hochzeitkleid
Und hat mit zärtlichen Armen umschlungen
Als Bräutgam den dümmsten der dummen Jungen.

Mein Liebchen ist so schön und mild,
Noch schwebt vor mir ihr süßes Bild:
Die Veilchenaugen, die Rosenwänglein,
Die glühen und blühen, jahraus, jahrein.
Daß ich von solchem Lieb konnt weichen,
War der dümmste von meinen dummen Streichen.

46.

Die blauen Veilchen der Äugelein,
Die roten Rosen der Wängelein,
Die weißen Lilien der Händchen klein,
Die blühen und blühen noch immerfort,
Und nur das Herzchen ist verdorrt.

47.*

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

48.

Schöne, helle, goldne Sterne,
Grüßt die Liebste in der Ferne!
Sagt, daß ich noch immer sei
Herzekrank und bleich und treu!

49.

(Der Kopf spricht:)

Ach, wenn ich nur der Schemel wär,
Worauf der Liebsten Füße ruhn!
Und stampfte sie mich noch so sehr,
Ich wollte doch nicht klagen thun.

(Das Herz spricht:)

Ach, wenn ich nur das Kißchen wär,
Wo sie die Nadeln steckt hinein!
Und stäche sie mich noch so sehr,
Ich wollte mich der Stiche freun.

(Das Lied spricht:)

Ach, wär ich nur das Stück Papier,
Das sie als Papillotte braucht!
Ich wollte heimlich flüstern ihr
Ins Ohr, was in mir lebt und haucht.

50.

Seit die Liebste war entfernt,
Hatt ichs Lachen ganz verlernt.
Schlechten Witz riß mancher Wicht,
Aber lachen konnt ich nicht.

Seit ich sie verloren hab,
Schafft ich auch das Weinen ab;
Fast vor Weh das Herz mir bricht,
Aber weinen kann ich nicht.

51.

Aus meinen großen Schmerzen
Mach ich die kleinen Lieder;
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach ihrem Herzen.

Sie fanden den Weg zur Trauten,
Doch kommen sie wieder und klagen
Und klagen und wollen nicht sagen,
Was sie im Herzen schauten.

52.

Manch Bild vergessener Zeiten
Steigt auf aus seinem Grab
Und zeigt, wie in Deiner Nähe
Ich einst gelebet hab.

Am Tage schwankte ich träumend
Durch alle Straßen herum.
Die Leute verwundert mich ansahn,
Ich war so traurig und stumm.

Des Nachts, da war es besser,
Da waren die Straßen leer;
Ich und mein Schatten selbander,
Wir wandelten schweigend einher.

Mit wiederhallendem Fußtritt
Wandelt ich über die Brück;
Der Mond brach aus den Wolken
Und grüßte mit ernstem Blick.

Stehn blieb ich vor Deinem Hause
Und starrte in die Höh
Und starrte nach Deinem Fenster —
Das Herz that mir so weh.

Ich weiß, Du hast aus dem Fenster
Gar oft herabgesehn
Und sahst mich im Mondenlichte
Wie eine Säule stehn.

53.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt;
Der andre liebt eine andre
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heiratet aus Ärger
Den ersten, besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei.

54.

Hör ich das Liedchen klingen,
Das einst die Liebste sang,
So will mir die Brust zerspringen
Vor wildem Schmerzendrang.

Es treibt mich ein dunkles Sehnen
Hinauf zur Waldeshöh,
Dort löst sich auf in Thränen
Mein übergroßes Weh.

55.

Es schauen die Blumen alle
Zur leuchtenden Sonne hinauf;
Es nehmen die Ströme alle
Zum leuchtenden Meere den Lauf;

Es flattern die Lieder alle
Zu meinem leuchtenden Lieb —
Nehmt mit meine Thränen und Seufzer,
Ihr Lieder, wehmütig und trüb!

56.*

Mir träumte von einem Königskind
Mit nassen, blassen Wangen;
Wir saßen unter der grünen Lind
Und hielten uns liebumfangen:

„Ich will nicht Deines Vaters Thron
Und will nicht sein Zepter von Golde,
Ich will nicht seine demantene Kron,
Ich will Dich selber, Du Holde!“ —

„Das kann nicht sein," sprach sie zu mir,
„Ich liege ja im Grabe,
Und nur des Nachts komm ich zu Dir,
Weil ich so lieb Dich habe."

57.*

Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland,

Wo große Blumen schmachten
Im goldnen Abendlicht
Und zärtlich sich betrachten
Mit bräutlichem Gesicht —

Wo alle Bäume sprechen
Und singen, wie ein Chor,
Und laute Quellen brechen
Wie Tanzmusik hervor —

Und Liebesweisen tönen,
Wie du sie nie gehört,
Bis wundersüßes Sehnen
Dich wundersüß bethört.

Ach, könnt ich dorthin kommen
Und dort mein Herz erfreun
Und aller Qual entnommen
Und frei und selig sein!

Ach! jenes Land der Wonne,
Das seh ich oft im Traum;
Doch kommt die Morgensonne,
Zerfließts wie eitel Schaum.

58.

Ich hab Dich geliebet und liebe Dich noch!
Und fiele die Welt zusammen,
Aus ihren Trümmern stiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

59.

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh ich im Garten herum.
Es flüstern und sprechen die Blumen,
Ich aber, ich wandle stumm.

Es flüstern und sprechen die Blumen
Und schaun mitleidig mich an:
„Sei unserer Schwester nicht böse,
Du trauriger, blasser Mann!“

60.*

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die einen mit ihrer Liebe,
Die andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brot mir vergiftet,
Sie gossen mir Gift ins Glas,
Die einen mit ihrer Liebe,
Die andern mit ihrem Haß.

Doch sie, die mich am meisten
Gequält, geärgert, betrübt,
Die hat mich nie gehasset
Und hat mich nie geliebt.

61.

Wenn zwei von einander ſcheiden,
So geben ſie ſich die Händ
Und fangen an zu weinen
Und ſeufzen ohne End.

Wir haben nicht geweinet,
Wir ſeufzten nicht Weh! und Ach!
Die Thränen und die Seufzer,
Die kamen hintennach.

62.

Vergiftet ſind meine Lieder —
Wie könnt es anders ſein?
Du haſt mir ja Gift gegoſſen
Ins blühende Leben hinein.

Vergiftet ſind meine Lieder —
Wie könnt es anders ſein?
Ich trage im Herzen viel Schlangen
Und Dich, Geliebte mein.

63.*

Mein Wagen rollet langſam
Durch luſtiges Waldesgrün,
Durch blumige Thäler, die zaubriſch
Im Sonnenglanze blühn.

Ich ſitze und ſinne und träume
Und denk an die Liebſte mein;
Da grüßen drei Schattengeſtalten
Kopfnickend zum Wagen herein.

Sie hüpfen und schneiden Gesichter,
So spöttisch und doch so scheu,
Und quirlen wie Nebel zusammen
Und kichern und huschen vorbei.

64.

Ich hab im Traum geweinet;
Mir träumte, Du lägest im Grab.
Ich wachte auf, und die Thräne
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab im Traum geweinet;
Mir träumt', Du verließest mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab im Traum geweinet;
Mir träumte, Du bliebest mir gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Thränenflut.

65. *

Allnächtlich im Traume seh ich Dich
Und sehe Dich freundlich grüßen,
Und laut aufweinend stürz ich mich
Zu Deinen süßen Füßen.

Du siehst mich an wehmütiglich
Und schüttelst das blonde Köpfchen;
Aus Deinen Augen schleichen sich
Die Perlenthränentröpfchen.

Du sagst mir heimlich ein leises Wort
Und gibst mir den Strauß von Zipressen.
Ich wache auf, und der Strauß ist fort,
Und das Wort hab ich vergessen.

66.

Das ist ein Brausen und Heulen:
Herbstnacht und Regen und Wind!
Wo mag wohl jetzo weilen
Mein armes, banges Kind?

Ich seh sie am Fenster lehnen
Im einsamen Kämmerlein;
Das Auge gefüllt mit Thränen,
Starrt sie in die Nacht hinein.

67.

Der Herbstwind rüttelt die Bäume,
Die Nacht ist feucht und kalt;
Gehüllt im grauen Mantel,
Reite ich einsam im Wald.

Und wie ich reite, so reiten
Mir die Gedanken voraus;
Sie tragen mich leicht und luftig
Nach meiner Liebsten Haus.

Die Hunde bellen, die Diener
Erscheinen mit Kerzengeflirr;
Die Wendeltreppe stürm ich
Hinauf mit Sporengeklirr.

Im leuchtenden Teppichgemache,
Da ist es so duftig und warm,
Da harret meiner die Holde —
Ich fliege in ihren Arm.

Es säuselt der Wind in den Blättern,
Es spricht der Eichenbaum:
„Was willst du, thörichter Reiter,
Mit deinem thörichten Traum?“

68.*

Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh:
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh.

Es fallen vom Apfelbaume
Der Blüten und Blätter viel;
Es kommen die neckenden Lüfte
Und treiben damit ihr Spiel.

Es singt der Schwan im Weiher
Und rudert auf und ab,
Und immer leiser singend,
Taucht er ins Flutengrab.

Es ist so still und dunkel;
Verweht ist Blatt und Blüt,
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied.

69.*

Die Mitternacht war kalt und stumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich habe die Bäum' aus dem Schlaf gerüttelt:
Sie haben mitleidig die Köpfe geschüttelt.

70.*

Am Kreuzweg wird begraben,
Wer selber sich brachte um;
Dort wächst eine blaue Blume,
Die Armesünderblum.

Am Kreuzweg stand ich und seufzte;
Die Nacht war kalt und stumm.
Im Mondschein bewegte sich langsam
Die Armesünderblum.

71.

Wo ich bin, mich rings umdunkelt
Finsternis, so dumpf und dicht,
Seit mir nicht mehr leuchtend funkelt,
Liebste, Deiner Augen Licht.

Mir erloschen ist der süßen
Liebessterne goldne Pracht,
Abgrund gähnt zu meinen Füßen —
Nimm mich auf, uralte Nacht!

72.

Die alten, bösen Lieder,
Die Träume schlimm und arg,
Die laßt uns jetzt begraben!
Holt einen großen Sarg!

Hinein leg ich gar manches,
Doch sag ich noch nicht, was;
Der Sarg muß sein noch größer,
Wies Heidelberger Faß.

Und holt eine Totenbahre,
Von Brettern fest und dick!
Auch muß sie sein noch länger,
Als wie zu Mainz die Brück.

Und holt mir auch zwölf Riesen!
Die müssen noch stärker sein,
Als wie der heilge Christoph
Im Dom zu Köln am Rhein.

Sie sollen den Sarg forttragen
Und senken ins Meer hinab;
Denn solchem großen Sarge
Gebührt ein großes Grab.

Wißt ihr, warum der Sarg wohl
So groß und schwer mag sein?
Ich legt' auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

76.

Am fernen Horizonte
Erscheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Türmen,
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt
Die graue Wasserbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt sich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebste verlor.

77.

So wandl ich wieder den alten Weg,
Die wohlbekannten Gassen;
Ich komme vor meiner Liebsten Haus,
Das steht so leer und verlassen.

Die Straßen sind doch gar zu eng!
Das Pflaster ist unerträglich!
Die Häuser fallen mir auf den Kopf!
Ich eile so viel als möglich.

78.

Ich trat in jene Hallen,
Wo sie mir Treue versprochen;
Wo einst ihre Thränen gefallen,
Sind Schlangen hervorgekrochen.

79.

Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen,
In diesem Hause wohnte mein Schatz;
Sie hat schon längst die Stadt verlassen,
Doch steht noch das Haus auf demselben Platz.

Da steht auch ein Mensch und starrt in die Höhe
Und ringt die Hände vor Schmerzensgewalt;
Mir graust es, wenn ich sein Antlitz sehe —
Der Mond zeigt mir meine eigne Gestalt.

Du Doppelgänger, du bleicher Geselle,
Was äffst du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieser Stelle
So manche Nacht in alter Zeit?

80. *

Wie kannst Du ruhig schlafen,
Und weißt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech ich mein Joch.

Kennst Du das alte Liedchen:
Wie einst ein toter Knab
Um Mitternacht die Geliebte
Zu sich geholt ins Grab?

Glaub mir, Du wunderschönes,
Du wunderholdes Kind,
Ich lebe und bin noch stärker,
Als alle Toten sind!

81.

Ich ſtand in dunkeln Träumen
Und ſtarrte ihr Bildnis an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog ſich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmutsthränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen floſſen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daß ich Dich verloren hab!

82.

Ich unglückſelger Atlas! eine Welt,
Die ganze Welt der Schmerzen, muß ich tragen,
Ich trage Unerträgliches, und brechen
Will mir das Herz im Leibe.

Du ſtolzes Herz, du haſt es ja gewollt!
Du wollteſt glücklich ſein, unendlich glücklich,
Oder unendlich elend, ſtolzes Herz,
Und jetzo biſt du elend.

83.

Mir träumte: traurig ſchaute der Mond,
Und traurig ſchienen die Sterne;
Es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt,
Viel hundert Meilen ferne.

Es hat mich zu ihrem Hause geführt,
Ich küßte die Steine der Treppe,
Die oft ihr kleiner Fuß berührt
Und ihres Kleides Schleppe.

Die Nacht war lang, die Nacht war kalt,
Es waren so kalt die Steine;
Es lugt' aus dem Fenster die blasse Gestalt,
Beleuchtet vom Mondenscheine.

84.

Man glaubt, daß ich mich gräme
In bitterm Liebesleid,
Und endlich glaub ich es selber,
So gut wie andre Leut'.

Du Kleine mit großen Augen,
Ich hab es dir immer gesagt,
Daß ich Dich unsäglich liebe,
Daß Liebe mein Herz zernagt.

Doch nur in einsamer Kammer
Sprach ich auf solche Art,
Und ach! ich hab immer geschwiegen
In Deiner Gegenwart.

Da gab es böse Engel,
Die hielten mir zu den Mund;
Und ach! durch böse Engel
Bin ich so elend jetztund.

85.

Deine weißen Lilienfinger,
Könnt ich sie noch einmal küssen
Und sie drücken an mein Herz
Und vergehn in stillem Weinen!

Deine klaren Veilchenaugen
Schweben vor mir Tag und Nacht,
Und mich quält es: was bedeuten
Diese süßen, blauen Rätsel?

86.

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sahn sich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längst gestorben
Und wußten es selber kaum.

87.

Im Traum sah ich die Geliebte,
Ein banges, bekümmertes Weib,
Verwelkt und abgefallen
Der sonst so blühende Leib.

Ein Kind trug sie auf dem Arme,
Ein andres führt sie an der Hand,

Und sichtbar ist Armut und Trübsal
Am Gang und Blick und Gewand.

Sie schwankte über den Marktplatz,
Und da begegnet sie mir
Und sieht mich an, und ruhig
Und schmerzlich sag ich zu ihr:

„Komm mit nach meinem Hause,
Denn Du bist blaß und krank;
Ich will durch Fleiß und Arbeit
Dir schaffen Speis und Trank.

„Ich will auch pflegen und warten
Die Kinder, die bei Dir sind,
Vor allem aber Dich selber,
Du armes, unglückliches Kind.

„Ich will Dir nie erzählen,
Daß ich Dich geliebet hab,
Und wenn Du stirbst, so will ich
Weinen auf Deinem Grab!“

88.

Was will die einsame Thräne,
Sie trübt mir ja den Blick?
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schwestern,
Die alle zerflossen sind,
Mit meinen Qualen und Freuden
Zerflossen in Nacht und Wind.

Wie Nebel sind auch zerflossen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt ins Herz hinein.

Ach, meine Liebe selber
Zerfloß wie eitel Hauch.
Du alte, einsame Thräne,
Zerfließe jetzunder auch!

II.

Neue Liebe.

Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen!

1.

Aus geheiltem Herzen.

(1824).

89.

Werdet nur nicht ungeduldig,
Wenn von alten Leidensklängen
Manche noch vernehmlich tönen
In den neuesten Gesängen!

Wartet nur, es wird verhallen
Dieses Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen!

90.

Herz, mein Herz, sei nicht beklommen,
Und ertrage dein Geschick!
Neuer Frühling gibt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel ist dir geblieben!
Und wie schön ist noch die Welt!
Und mein Herz, was dir gefällt,
Alles, alles darfst du lieben!

91. *

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein;
Ich schau Dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt Dir legen sollt,
Betend, daß Gott Dich erhalte
So rein und schön und hold.

92.

Wenn ich an Deinem Hause
Des Morgens vorüber geh,
So freuts mich, Du liebe Kleine,
Wenn ich Dich am Fenster seh.

Mit Deinen schwarzbraunen Augen
Siehst Du mich forschend an:
„Wer bist Du, und was fehlt Dir,
Du fremder, kranker Mann?“ —

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

„Und was mir fehlt, Du Kleine,
Fehlt manchem im deutschen Land;
Nennt man die schlimmsten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt.“

93.

Kind! es wäre Dein Verderben,
Und ich geb mir selber Mühe,

Daß Dein liebes Herz in Liebe
Nimmermehr für mich erglühe.

Nur daß mirs so leicht gelinget,
Will mich dennoch fast betrüben,
Und ich denke manchmal dennoch:
Möchtest Du mich dennoch lieben!

94.

Wenn ich auf dem Lager liege,
In Nacht und Kissen gehüllt,
So schwebt mir vor ein süßes,
Anmutig liebes Bild.

Wenn mir der stille Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So schleicht das Bild sich leise
Hinein in meinen Traum.

Doch mit dem Traum des Morgens
Zerrinnt es nimmermehr;
Dann trag ich es im Herzen
Den ganzen Tag umher.

95.

Mädchen mit dem roten Mündchen,
Mit den Äuglein süß und klar,
Du mein liebes, kleines Mädchen,
Deiner denk ich immerdar.

Lang ist heut der Winterabend,
Und ich möchte bei Dir sein,
Bei Dir sitzen, mit Dir schwatzen
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt ich preſſen
Deine kleine, weiße Hand,
Und mit Thränen ſie benetzen,
Deine kleine, weiße Hand.

96.

Mag da draußen Schnee ſich türmen,
Mag es hageln, mag es ſtürmen,
Klirrend mir ans Fenſter ſchlagen:
Nimmer will ich mich beklagen,
Denn ich trage in der Bruſt
Liebchens Bild und Frühlingsluſt.

97.

Verriet mein blaſſes Angeſicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willſt Du, daß der ſtolze Mund
Das Bettelwort geſtehe?

O, dieſer Mund iſt viel zu ſtolz
Und kann nur küſſen und ſcherzen;
Er ſpräche vielleicht ein höhniſches Wort,
Während ich ſterbe vor Schmerzen.

98.

Saphire ſind die Augen Dein,
Die lieblichen, die ſüßen.
O, dreimal glücklich iſt der Mann,
Den ſie mit Liebe grüßen.

Dein Herz, es iſt ein Diamant,
Der edle Lichter ſprühet.

O, dreimal glücklich ist der Mann,
Für den es liebend glühet.

Rubinen sind die Lippen Dein,
Man kann nicht schönre sehen.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Dem Liebe sie gestehen.

O, kennt ich nur den glücklichen Mann,
O, daß ich ihn nur fände,
So recht allein im grünen Wald —
Sein Glück hätt bald ein Ende.

99.

Ich hab mir lang den Kopf zerbrochen
Mit Denken und Sinnen, Tag und Nacht,
Doch Deine liebenswürdigen Augen,
Sie haben mich zum Entschluß gebracht.

Jetzt bleib ich, wo Deine Augen leuchten
In ihrer süßen, klugen Pracht —
Daß ich noch einmal würde lieben,
Ich hätt es nimmermehr gedacht.

100.

Sie haben heut Abend Gesellschaft,
Und das Haus ist lichterfüllt.
Dort oben am hellen Fenster
Bewegt sich ein Schattenbild.

Du schaust mich nicht, im Dunkeln
Steh ich hier unten allein;
Noch wenger kannst Du schauen
In mein dunkles Herz hinein.

Mein dunkles Herze liebt Dich,
Es liebt Dich, und es bricht
Und bricht und zuckt und verblutet,
Aber Du siehst es nicht.

101.

Ich wollt, meine Schmerzen ergössen
Sich all in ein einziges Wort,
Das gäb' ich den lustigen Winden,
Die trügen es lustig fort!

Sie tragen zu Dir, Geliebte,
Das schmerzerfüllte Wort;
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort.

Und hast Du zum nächtlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wird Dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefsten Traum.

102.

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast alles, was Menschenbegehr,
Und hast die schönsten Augen —
Mein Liebchen, was willst Du mehr?

Auf Deine schönen Augen
Hab ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet —
Mein Liebchen, was willst Du mehr?

Mit Deinen schönen Augen
Hast Du mich gequält so sehr
Und hast mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst Du mehr?

103.

Wer zum ersten Male liebt,
Seis auch glücklos, ist ein Gott;
Aber wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe;
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit — und sterbe.

104.

Von schönen Lippen fortgedrängt, getrieben
Aus schönen Armen, die uns fest umschlossen!
Ich wäre gern noch einen Tag geblieben,
Da kam der Schwager schon mit seinen Rossen.

Das ist das Leben, Kind! ein ewig Jammern,
Ein ewig Abschiednehmen, ewges Trennen!
Konnt denn Dein Herz das meinge nicht umklammern?
Hat selbst Dein Auge mich nicht halten können?

105.

Über die Berge steigt schon die Sonne,
Die Lämmerherde läutet fern;
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal säh' ich Dich gar zu gern!

Ich ſchaue hinauf mit ſpähender Miene —
Lebwohl, mein Kind, ich wandre von hier!
Vergebens! es regt ſich keine Gardine;
Sie liegt noch und ſchläft — und träumt von mir?

106.

Dämmernd liegt der Sommerabend
Über Wald und grünen Wieſen;
Goldner Mond im blauen Himmel
Strahlt herunter, duftig labend.

An dem Bache zirpt die Grille,
Und es regt ſich in dem Waſſer,
Und der Wandrer hört ein Plätſchern
Und ein Atmen in der Stille.

Dorten, an dem Bach, alleine,
Badet ſich die ſchöne Elſe;
Arm und Nacken, weiß und lieblich,
Schimmern in dem Mondenſcheine.

107.

Nacht liegt auf den fremden Wegen —
Krankes Herz und müde Glieder! —
Ach, da fließt, wie ſtiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen
Scheuchſt du das nächtge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen übertauen.

108.

Der Tod, das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag.
Es dunkelt schon, mich schläfert:
Der Tag hat mich müd gemacht.

Über mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall;
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör es sogar im Traum.

109.

„Sag, wo ist Dein schönes Liebchen,
Das Du einst so schön besungen,
Als die zaubermächtgen Flammen
Wunderbar Dein Herz durchdrungen?“ —

„Jene Flammen sind erloschen,
Und mein Herz ist kalt und trübe,
Und dies Büchlein ist die Urne
Mit der Asche meiner Liebe.“

2.

Neuer Frühling.

(1824—1831.)

110.

Unterm weißen Baume ſitzend,
Hörſt du fern die Winde ſchrillen,
Siehſt, wie oben ſtumme Wolken
Sich in Nebeldecken hüllen;

Siehſt, wie unten ausgeſtorben
Wald und Flur, wie kahl geſchoren —
Um dich Winter, in dir Winter,
Und dein Herz iſt eingefroren.

Plötzlich fallen auf dich nieder
Weiße Flocken, und verdroſſen
Meinſt du ſchon, mit Schneegeſtöber
Hab der Baum dich übergoſſen.

Doch es iſt kein Schneegeſtöber,
Merkſt es bald mit freudgem Schrecken;
Duftge Frühlingsblüten ſind es,
Die dich necken und bedecken.

Welch ein schauersüßer Zauber!
Winter wandelt sich in Maie,
Schnee verwandelt sich in Blüten,
Und dein Herz, es liebt aufs neue.

111.

In dem Walde sprießt und grünt es,
Fast jungfräulich lustbeklommen;
Doch die Sonne lacht herunter:
Junger Frühling, sei willkommen!

Nachtigall! auch dich schon hör ich,
Wie du flötest selig trübe,
Schluchzend langgezogne Töne,
Und dein Lied ist lauter Liebe!

112.

Die schönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie schauen so tröstend nieder:
Hat dich die Liebe so kleinlich gemacht,
Die Liebe, sie hebt dich wieder.

Auf grüner Linde sitzt und singt
Die süße Philomele;
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt sich wieder die Seele.

113.

Ich lieb eine Blume, doch weiß ich nicht, welche;
Das macht mir Schmerz.
Ich schau in alle Blumenkelche
Und such ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendſcheine;
Die Nachtigall ſchlägt.
Ich ſuch ein Herz, ſo ſchön wie das meine,
So ſchön bewegt.

Die Nachtigall ſchlägt, und ich verſtehe
Den ſüßen Geſang;
Uns beiden iſt ſo bang und wehe,
So weh und bang.

114. *

Gekommen iſt der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die roſigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen ſingen
Herab aus der laubigen Höh;
Die weißen Lämmer ſpringen
Im weichen, grünen Klee.

Ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht, was.

115.

Leiſe zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite!

Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen!
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich laß sie grüßen!

116.

Der Schmetterling ist in die Rose verliebt,
Umflattert sie tausendmal,
Ihn selber aber goldig zart
Umflattert der liebende Sonnenstrahl.

Jedoch, in wen ist die Rose verliebt?
Das wüßt ich gar zu gern.
Ist es die singende Nachtigall?
Ist es der schweigende Abendstern?

Ich weiß nicht, in wen die Rose verliebt;
Ich aber lieb euch all:
Rose, Schmetterling, Sonnenstrahl,
Abendstern und Nachtigall!

117.

Es erklingen alle Bäume,
Und es singen alle Nester —
Wer ist der Kapellenmeister
In dem grünen Waldorchester?

Ist es dort der graue Kiebitz,
Der beständig nickt so wichtig?
Oder der Pedant, der dorten
Immer kuckuckt zeitmaßrichtig?

Ist es jener Storch, der ernsthaft,
Und als ob er dirigieret,
Mit dem langen Streckbein klappert,
Während alles musizieret?

Nein, in meinem eignen Herzen
Sitzt des Walds Kapellenmeister,
Und ich fühl, wie er den Takt schlägt,
Und ich glaube, Amor heißt er.

118.

Es hat die warme Frühlingsnacht
Die Blumen hervorgetrieben,
Und nimmt mein Herz sich nicht in acht,
So wird es sich wieder verlieben.

Doch welche von den Blumen alln
Wird mir das Herz umgarnen?
Es wollen die singenden Nachtigalln
Mich vor der Lilie warnen.

119.*

Es drängt die Not, es läuten die Glocken,
Und ach! ich hab den Kopf verloren:
Der Frühling und zwei schöne Augen,
Sie haben sich wider mein Herz verschworen.

Der Frühling und zwei schöne Augen
Verlocken mein Herz in neue Bethörung!
Ich glaube, die Rosen und Nachtigallen
Sind tief verwickelt in dieser Verschwörung.

120.

Ach, ich sehne mich nach Thränen,
Liebesthränen, schmerzenmild,
Und ich fürchte, dieses Sehnen
Wird am Ende noch erfüllt.

Ach, der Liebe süßes Elend
Und der Liebe bittre Lust
Schleicht sich wieder himmlisch quälend
In die kaum genesne Brust.

121.*

Die blauen Frühlingsaugen
Schaun aus dem Gras hervor;
Das sind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Ich pflücke sie und denke,
Und die Gedanken all,
Die mir im Herzen seufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, singt sie
Lautschmetternd, daß es schallt;
Mein zärtliches Geheimnis
Weiß schon der ganze Wald.

122.

Wenn Du mir vorüberwandelst,
Und Dein Kleid berührt mich nur,
Jubelt Dir mein Herz, und stürmisch
Folgt es Deiner schönen Spur.

Dann drehst Du Dich um und schaust mich
Mit den großen Augen an,
Und mein Herz ist so erschrocken,
Daß es kaum Dir folgen kann.

123.

Die schlanke Wasserlilie
Schaut träumend empor aus dem See,
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Wellen —
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den armen, blassen Gesellen.

124.

Wenn du gute Augen hast
Und du schaust in meine Lieder,
Siehst du eine junge Schöne
Drinnen wandeln auf und nieder.

Wenn du gute Ohren hast,
Kannst du gar die Stimme hören,
Und ihr Seufzen, Lachen, Singen
Wird dein armes Herz bethören.

Denn sie wird mit Blick und Wort,
Wie mich selber, dich verwirren;
Ein verliebter Frühlingsträumer,
Wirst du durch die Wälder irren.

125.

„Was treibt dich umher in der Frühlingsnacht?
Du hast die Blumen toll gemacht,
Die Veilchen sind erschrocken!
Die Rosen, sie sind vor Scham so rot,
Die Lilien, sie sind so blaß wie der Tod,
Sie klagen und zagen und stocken!“

„O, lieber Mond, welch frommes Geschlecht
Sind doch die Blumen! sie haben recht:
Ich habe Schlimmes verbrochen.
Doch konnt ich wissen, daß sie gelauscht,
Als ich, von glühender Liebe berauscht,
Mit den Sternen droben gesprochen?“

126.*

Mit Deinen blauen Augen
Siehst Du mich lieblich an,
Da ward mir so träumend zu Sinne,
Daß ich nicht sprechen kann.

An Deine blauen Augen
Gedenk ich allerwärts: —
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt sich über mein Herz.

127.

Die Rose duftet; doch ob sie empfindet
Das, was sie duftet, ob die Nachtigall
Selbst fühlt, was sich durch unsre Seele windet
Bei ihres Liedes süßem Wiederhall: —

Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich
Die Wahrheit oft, und Ros und Nachtigall,
Erlögen sie auch das Gefühl, ersprießlich
Wär solche Lüge, wie in manchem Fall.

128.

Weil ich Dich liebe, muß ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht!
Wie paßt Dein Antlitz, schön und blühend,
Zu meinem traurigen Gesicht?

Weil ich Dich liebe, wird so bläßlich,
So elend mager mein Gesicht —
Du fändest mich am Ende häßlich —
Ich will Dich meiden — zürne nicht!

129.

Ich wandle unter Blumen
Und blühe selber mit;
Ich wandle wie im Traume
Und schwanke bei jedem Schritt.

O, halt mich fest, Geliebte!
Vor Liebestrunkenheit
Fall ich Dir sonst zu Füßen,
Und der Garten ist voller Leut.

130.

Es haben unsre Herzen
Geschlossen die heilge Allianz;
Sie lagen fest an einander,
Und sie verstanden sich ganz.

Ach, nur die junge Rose,
Die Deine Brust geschmückt,
Die arme Bundesgenossin,
Sie wurde fast zerdrückt.

131.

„Sag mir, wer einst die Uhren erfund,
Die Zeitabteilung, Minuten und Stund?“ —
„Das war ein frierend trauriger Mann:

Er saß in der Winternacht und sann
Und zählte der Mäuschen heimliches Quicken
Und des Holzwurms ebenmäßiges Picken." —

„Sag mir, wer einst das Küssen erfund?" —
„Das war ein glühend glücklicher Mund;
Er küßte und dachte nichts dabei:
Es war im schönen Monat Mai,
Die Blumen sind aus der Erde gesprungen,
Die Sonne lachte, die Vögel sungen."

132.*

Wie die Nelken duftig atmen!
Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängstlich schimmern
An dem veilchenblauen Himmel!

Aus dem Dunkel der Kastanien
Glänzt das Landhaus, weiß und lüstern,
Und ich hör die Glasthür klirren
Und die liebe Stimme flüstern.

Holdes Zittern, süßes Beben,
Furchtsam zärtliches Umschlingen —
Und die jungen Rosen lauschen,
Und die Nachtigallen singen.

133.

Hab ich nicht dieselben Träume
Schon geträumt von diesem Glücke?
Warens nicht dieselben Bäume,
Blumen, Küsse, Liebesblicke?

Schien der Mond nicht durch die Blätter
Unsrer Laube hier am Bache?
Hielten nicht die Marmorgötter
Vor dem Eingang stille Wache?

Ach! ich weiß, wie sich verändern
Diese allzu holden Träume,
Wie mit kalten Schneegewändern
Sich umhüllen Herz und Bäume;

Wie wir selber dann erkühlen
Und uns fliehen und vergessen,
Wir, die jetzt so zärtlich fühlen,
Herz an Herz so zärtlich pressen.

134.

Küsse, die man stiehlt im Dunkeln
Und im Dunkeln wiedergiebt,
Solche Küsse, wie beselgen
Sie die Seele, wenn sie liebt!

Ahnend und erinnrungsüchtig,
Denkt die Seele sich dabei
Manches von vergangnen Tagen
Und von Zukunft mancherlei.

Doch das gar zu viele Denken
Ist bedenklich, wenn man küßt; —
Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter ist!

135.

In meiner Erinnrung erblühen
Die Bilder, die längſt verwittert —
Was iſt in Deiner Stimme,
Das mich ſo tief erſchüttert?

Sag nicht, daß Du mich liebſt!
Ich weiß, das Schönſte auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu ſchanden werden.

Sag nicht, daß Du mich liebſt!
Und küſſe nur, und ſchweige!
Und lächle, wenn ich Dir morgen
Die welken Roſen zeige!

136.*

Mondſcheintrunkne Lindenblüten,
Sie ergießen ihre Düfte,
Und von Nachtigallenliedern
Sind erfüllet Laub und Lüfte.

„Lieblich läßt es ſich, Geliebter,
Unter dieſer Linde ſitzen,
Wenn die goldnen Mondeslichter
Durch des Baumes Blätter blitzen.

„Sieh dies Lindenblatt! Du wirſt es
Wie ein Herz geſtaltet finden;
Darum ſitzen die Verliebten
Auch am liebſten unter Linden.

„Doch Du lächelſt, wie verloren
In entfernten Sehnſuchtsträumen —

Sprich, Geliebter, welche Wünsche
Dir im lieben Herzen keimen?“ —

„Ach, ich will es Dir, Geliebte,
Gern bekennen, ach, ich möchte,
Daß ein kalter Nordwind plötzlich
Weißes Schneegestöber brächte;

Und daß wir, mit Pelz bedecket
Und im buntgeschmückten Schlitten,
Schellenklingelnd, peitschenknallend,
Über Fluß und Fluren glitten!“

137.*

Durch den Wald im Mondenscheine
Sah ich jüngst die Elfen reiten;
Ihre Hörner hört ich klingen,
Ihre Glöckchen hört ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirschgeweih und flogen
Rasch dahin; wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd im Vorüberreiten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder soll es Tod bedeuten?

138.

Morgens send ich Dir die Veilchen,
Die ich früh im Wald gefunden,
Und des Abends bring ich Rosen,
Die ich brach in Dämmrungstunden.

Weißt Du, was die hübschen Blumen
Dir Verblümtes sagen möchten?
Treu sein sollst Du mir am Tage
Und mich lieben in den Nächten!

139.

Der Brief, den Du geschrieben,
Er macht mich gar nicht bang;
Du willst mich nicht mehr lieben,
Aber Dein Brief ist lang.

Zwölf Seiten, eng und zierlich!
Ein kleines Manuskript!
Man schreibt nicht so ausführlich,
Wenn man den Abschied gibt.

140.

Sorge nie, daß ich verrate
Meine Liebe vor der Welt,
Wenn mein Mund ob Deiner Schönheit
Von Metaphern überquellt.

Unter einem Wald von Blumen
Liegt in still verborgner Hut
Jenes glühende Geheimnis,
Jene tief geheime Glut.

Sprühn einmal verdächtge Funken
Aus den Rosen — sorge nie!
Diese Welt glaubt nicht an Flammen,
Und sie nimmts für Poesie.

141.

Wie die Tage, macht der Frühling
Auch die Nächte mir erklingen;
Als ein grünes Echo kann er
Bis in meine Träume dringen.

Nur noch märchensüßer flöten
Dann die Vögel, durch die Lüfte
Weht es sanfter, sehnsuchtmilder
Steigen auf die Veilchendüfte.

Auch die Rosen blühen röter,
Eine kindlich güldne Glorie
Tragen sie, wie Engelköpfchen
Auf Gemälden der Historie —

Und mir selbst ist dann, als würd ich
Eine Nachtigall und sänge
Diesen Rosen meine Liebe:
Träumend sing ich Wunderklänge —

Bis mich weckt das Licht der Sonne
Oder auch das holde Lärmen
Jener andren Nachtigallen,
Die vor meinem Fenster schwärmen.

142.

Sterne mit den goldnen Füßchen
Wandeln droben bang und sacht,
Daß sie nicht die Erde wecken,
Die da schläft im Schoß der Nacht.

Horchend stehn die stummen Wälder,
Jedes Blatt ein grünes Ohr;
Und der Berg, wie träumend streckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herze
Dringt der Töne Wiederhall.
War es der Geliebten Stimme
Oder nur die Nachtigall?

143.

Ernst ist der Frühling, seine Träume
Sind traurig, jede Blume schaut
Von Schmerz bewegt, es bebt geheime
Wehmut im Nachtigallenlaut.

O, lächle nicht, geliebte Schöne,
So freundlich heiter, lächle nicht!
O, weine lieber! eine Thräne
Küß ich so gern Dir vom Gesicht.

144.

Schon wieder bin ich fortgerissen
Vom Herzen, das ich innig liebe,
Schon wieder bin ich fortgerissen —
O, wüßtest Du, wie gern ich bliebe!

Der Wagen rollt, es dröhnt die Brücke,
Der Fluß darunter fließt so trübe;
Ich scheide wieder von dem Glücke,
Vom Herzen, das ich innig liebe.

Am Himmel jagen hin die Sterne,
Als flöhen sie vor meinem Schmerze —
Lebwohl, Geliebte! In der Ferne,
Wo ich auch bin, blüht Dir mein Herze.

145.

Die holden Wünsche blühen
Und welken wieder ab
Und blühen und welken wieder —
So geht es bis ans Grab.

Das weiß ich, und das vertrübet
Mir alle Lieb und Lust;
Mein Herz ist so klug und witzig
Und verblutet in meiner Brust.

146.

Wie ein Greisenantlitz droben
Ist der Himmel anzuschauen;
Rot, einäugig und umwoben
Von dem Wolkenhaar, dem grauen.

Blickt er auf die Erde nieder,
Müssen welken Blum und Blüte,
Müssen welken Lieb und Lieder
In dem menschlichen Gemüte.

147.

Verdroßnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Reis ich verdrießlich durch die kalte Welt.
Zu Ende geht der Herbst, ein Nebel hält
Feucht eingehüllt die abgestorbne Gegend.

Die Winde pfeifen, hin und her bewegend
Das rote Laub, das von den Bäumen fällt;
Es seufzt der Wald, es dampft das kahle Feld;
Nun kommt das schlimmste noch: es regent!

148.

Spätherbstnebel! Kalte Träume
Überfloren Berg und Thal,
Sturm entblättert schon die Bäume,
Und sie schaun gespenstisch kahl.

Nur ein einzger, traurig schweigsam
Einzger Baum steht unentlaubt,
Feucht von Wehmutsthränen gleichsam,
Schüttelt er sein grünes Haupt.

Ach, mein Herz gleicht dieser Wildnis,
Und der Baum, den ich dort schau
Sommergrün, das ist Dein Bildnis,
Vielgeliebte, schöne Frau!

3.

Nachblüten.

(1831—1847.)

149.*

Das ſchöne Weib macht mich erbeben;
Es ahnet mir: in ihrer Näh
Beginnt für mich ein neues Leben,
Mit neuer Luſt, mit neuem Weh.

Es hält wie Angſt mich von ihr ferne,
Es treibt mich Sehnſucht hin zu ihr!
Wie meines Schickſals wilde Sterne
Erſcheinen dieſe Augen mir.

Die Stirn iſt klar. Doch es gewittert
Dahinter ſchon der künftge Blitz,
Der künftge Sturm, der mich erſchüttert
Bis in der Seele tiefſten Sitz.

150.*

Wandl ich in dem Wald des Abends,
In dem träumerischen Wald,
Immer wandelt mir zur Seite
Deine zärtliche Gestalt.

Ist es nicht Dein weißer Schleier?
Nicht Dein sanftes Angesicht?
Oder ist es nur der Mondschein,
Der durch Tannendunkel bricht?

Sind es meine eignen Thränen,
Die ich leise rinnen hör?
Oder gehst Du, Liebste, wirklich
Weinend neben mir einher?

151.*

Wie Merlin, der eitle Weise,
Bin ich armer Nekromant
Nun am Ende festgebannt
In die eignen Zauberkreise.

Festgebannt zu ihren Füßen
Lieg ich nun, und immerdar
Schau ich in ihr Augenpaar;
Und die Stunden, sie verfließen.

Stunden, Tage, ganze Wochen,
Sie verfließen wie ein Traum,
Was ich rede, weiß ich kaum,
Weiß auch nicht, was sie gesprochen.

Manchmal iſt mir, als berühren
Ihre Lippen meinen Mund —
Bis in meiner Seele Grund
Kann ich dann die Flammen ſpüren.

152.

Du liegſt mir ſo gern im Arme,
Du liegſt mir am Herzen ſo gern:
Ich bin Dein ganzer Himmel,
Du biſt mein liebſter Stern.

Tief unter uns, da wimmelt
Das närriſche Menſchengeſchlecht;
Sie ſchreien und wüten und ſchelten
Und haben alle recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund;
Mit ihren Kolben ſchlagen
Sie ſich die Köpfe wund.

Wie glücklich ſind wir beide,
Daß wir von ihnen ſo fern —
Du birgſt in Deinem Himmel
Das Haupt, mein liebſter Stern!

153.

Nicht lange täuſchte mich das Glück,
Das Du mir zugelogen,
Dein Bild iſt wie ein falſcher Traum
Mir durch das Herz gezogen.

Der Morgen kam, die Sonne ſchien,
Der Nebel iſt zerronnen;
Geendigt hatten wir ſchon längſt,
Eh wir noch kaum begonnen.

154.

Als die junge Roſe blühte
Und die Nachtigall geſungen,
Haſt Du mich geherzt, geküſſet
Und mit Zärtlichkeit umſchlungen.

Nun der Herbſt die Ros entblättert
Und die Nachtigall vertrieben,
Biſt Du auch davongeflogen,
Und ich bin allein geblieben

Lang und kalt ſind ſchon die Nächte —
Sag, wie lange wirſt Du ſäumen?
Soll ich immer mich begnügen,
Nur vom alten Glück zu träumen?

Manchmal iſt mir, als berühren
Ihre Lippen meinen Mund —
Bis in meiner Seele Grund
Kann ich dann die Flammen ſpüren.

152.

Du liegſt mir ſo gern im Arme,
Du liegſt mir am Herzen ſo gern:
Ich bin Dein ganzer Himmel,
Du biſt mein liebſter Stern.

Tief unter uns, da wimmelt
Das närriſche Menſchengeſchlecht;
Sie ſchreien und wüten und ſchelten
Und haben alle recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund;
Mit ihren Kolben ſchlagen
Sie ſich die Köpfe wund.

Wie glücklich ſind wir beide,
Daß wir von ihnen ſo fern —
Du birgſt in Deinem Himmel
Das Haupt, mein liebſter Stern!

153.

Nicht lange täuschte mich das Glück,
Das Du mir zugelogen,
Dein Bild ist wie ein falscher Traum
Mir durch das Herz gezogen.

Der Morgen kam, die Sonne schien,
Der Nebel ist zerronnen;
Geendigt hatten wir schon längst,
Eh wir noch kaum begonnen.

154.

Als die junge Rose blühte
Und die Nachtigall gesungen,
Hast Du mich geherzt, geküsset
Und mit Zärtlichkeit umschlungen.

Nun der Herbst die Ros entblättert
Und die Nachtigall vertrieben,
Bist Du auch davongeflogen,
Und ich bin allein geblieben

Lang und kalt sind schon die Nächte —
Sag, wie lange wirst Du säumen?
Soll ich immer mich begnügen,
Nur vom alten Glück zu träumen?

155.

Schattenküſſe, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubſt Du, Närrin, alles bliebe
Unverändert, ewig wahr?

Was wir lieblich feſt beſeſſen,
Schwindet hin, wie Träumerein;
Und die Herzen, die vergeſſen,
Und die Augen ſchlafen ein.

156.

Das gelbe Laub erzittert,
Es fallen die Blätter herab —
Ach, alles, was hold und lieblich,
Verwelkt und ſinkt ins Grab.

Die Wipfel des Waldes umflimmert
Ein ſchmerzlicher Sonnenſchein;
Das mögen die letzten Küſſe
Des ſcheidenden Sommers ſein.

Mir iſt, als müßt ich weinen
Aus tiefſtem Herzensgrund;
Dies Bild erinnert mich wieder
An unſre Abſchiedsſtund.

Ich mußte Dich verlaſſen
Und wußte, Du ſtürbeſt bald!
Ich war der ſcheidende Sommer,
Du warſt der ſterbende Wald.

157. Winter. *

Neue Melodieen ſpiel ich
Auf der neugeſtimmten Zither.
Alt iſt der Text; es ſind die Worte
Salomos: „Das Weib iſt bitter.“

Ungetreu iſt ſie dem Freunde,
Wie ſie treulos dem Gemahle!
Wermut ſind die letzten Tropfen
In der Liebe Goldpokale.

Ach, es wird ſo kalt und dunkel!
Um die Sonne flattern Raben,
Und ſie krächzen: Luſt und Liebe
Iſt auf lange jetzt begraben.

Nimmer werden auferſtehen
Meines Frühlings Nachtigallen,
Selbſt das Echo ihrer Lieder
Wird im Herzen mir verhallen.

Auf die letzten welken Blumen,
Auf die letzten goldnen Flitter
Meines Glückes ſchau ich nieder
Kummervoll — das Weib iſt bitter!

158. Wandere! *

Wenn dich ein Weib verraten hat,
So liebe flink eine andre;
Noch beſſer wär es, du ließeſt die Stadt —
Schnüre den Ranzen, und wandre!

155.

Schattenküſſe, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubſt Du, Närrin, alles bliebe
Unverändert, ewig wahr?

Was wir lieblich feſt beſeſſen,
Schwindet hin, wie Träumerein;
Und die Herzen, die vergeſſen,
Und die Augen ſchlafen ein.

156.

Das gelbe Laub erzittert,
Es fallen die Blätter herab —
Ach, alles, was hold und lieblich,
Verwelkt und ſinkt ins Grab.

Die Wipfel des Waldes umflimmert
Ein ſchmerzlicher Sonnenſchein;
Das mögen die letzten Küſſe
Des ſcheidenden Sommers ſein.

Mir iſt, als müßt ich weinen
Aus tiefſtem Herzensgrund;
Dies Bild erinnert mich wieder
An unſre Abſchiedsſtund.

Ich mußte Dich verlaſſen
Und wußte, Du ſtürbeſt bald!
Ich war der ſcheidende Sommer,
Du warſt der ſterbende Wald.

157. Winter. *

Neue Melodieen spiel ich
Auf der neugestimmten Zither.
Alt ist der Text; es sind die Worte
Salomos: „Das Weib ist bitter."

Ungetreu ist sie dem Freunde,
Wie sie treulos dem Gemahle!
Wermut sind die letzten Tropfen
In der Liebe Goldpokale.

Ach, es wird so kalt und dunkel!
Um die Sonne flattern Raben,
Und sie krächzen: Lust und Liebe
Ist auf lange jetzt begraben.

Nimmer werden auferstehen
Meines Frühlings Nachtigallen,
Selbst das Echo ihrer Lieder
Wird im Herzen mir verhallen.

Auf die letzten welken Blumen,
Auf die letzten goldnen Flitter
Meines Glückes schau ich nieder
Kummervoll — das Weib ist bitter!

158. Wandere! *

Wenn dich ein Weib verraten hat,
So liebe flink eine andre;
Noch besser wär es, du ließest die Stadt —
Schnüre den Ranzen, und wandre!

Du findeſt bald einen blauen See,
Umringt von Trauerweiden;
Hier weinſt du aus dein kleines Weh
Und deine engen Leiden.

Wenn du den ſteilen Berg erſteigſt,
Wirſt du beträchtlich ächzen;
Doch wenn du den felſigen Gipfel erreichſt,
Hörſt du die Adler krächzen.

Dort wirſt du ſelbſt ein Adler faſt,
Du biſt wie neugeboren,
Du fühlſt dich frei, du fühlſt: du haſt
Dort unten nicht viel verloren.

III.

Reiſebilder.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauſchen, Vögel ſingen
Und die ſtolzen Wolken jagen.

Hab immer das Meer ſo lieb gehabt,
Es hat mit ſanfter Glut
So oft mein Herz gekühlet;
Wir waren einander gut.

I.

Harzreiſe.

(1824.)

---

159. Prolog.

Schwarze Röcke, ſeidne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manſchetten,
Sanfte Reden, Embraſſieren —
Ach, wenn ſie nur Herzen hätten!

Herzen in der Bruſt, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tötet ihr Geſinge
Von erlognen Liebesſchmerzen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die frommen Hütten ſtehen,
Wo die Bruſt ſich frei erſchließet
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauſchen, Vögel ſingen
Und die ſtolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich ſteigen,
Lachend auf euch niederſchauen.

160. Auf dem Hardenberge. *

Steiget auf, ihr alten Träume!
Öffne dich, du Herzensthor!
Liederwonne, Wehmutsthränen
Strömen wunderbar hervor.

Durch die Tannen will ich ſchweifen,
Wo die muntre Quelle ſpringt,
Wo die ſtolzen Hirſche wandeln,
Wo die liebe Droſſel ſingt.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Auf die ſchroffen Felſenhöhn,
Wo die grauen Schloßruinen
In dem Morgenlichte ſtehn.

Dorten ſetz ich ſtill mich nieder
Und gedenke alter Zeit,
Alter, blühender Geſchlechter
Und verſunkner Herrlichkeit.

Gras bedeckt jetzt den Turnierplatz,
Wo gekämpft der ſtolze Mann,
Der die beſten überwunden
Und des Kampfes Preis gewann.

Epheu rankt an dem Balkone,
Wo die ſchöne Dame ſtand,
Die den ſtolzen Überwinder
Mit den Augen überwand.

Ach! den Sieger und die Siegrin
Hat beſiegt des Todes Hand —
Jener dürre Senſenritter
Streckt uns alle in den Sand.

161. Berg-Idylle.*

I.

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauſcht die grüne Tanne
Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte ſteht ein Lehnſtuhl,
Ausgeſchnitzelt wunderlich;
Der darauf ſitzt, der iſt glücklich,
Und der Glückliche bin ich!

Auf dem Schemel ſitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schoß;
Äuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurros.

Und die lieben, blauen Sterne
Schaun mich an ſo himmelgroß;
Und ſie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurros.

Nein, es ſieht uns nicht die Mutter,
Denn ſie ſpinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater ſpielt die Zither,
Und er ſingt die alte Weis.

Und die Kleine flüſtert leiſe,
Leiſe, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimnis
Hat ſie mir ſchon anvertraut:

„Aber ſeit die Muhme tot iſt,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Dorten iſt es gar zu ſchön.

„Hier dagegen iſt es einſam
Auf der kalten Bergeshöh,
Und des Winters ſind wir gänzlich
Wie begraben in dem Schnee.

„Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht mich wie ein Kind
Vor den böſen Bergesgeiſtern,
Die des Nachts geſchäftig ſind."

Plötzlich ſchweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erſchreckt,
Und ſie hat mit beiden Händchen
Ihre Äugelein bedeckt.

Lauter rauſcht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad ſchnurrt und brummt,
Und die Zither klingt dazwiſchen,
Und die alte Weiſe ſummt:

„Fürcht Dich nicht, Du liebes Kindchen,
Vor der böſen Geiſter Macht!
Tag und Nacht, Du liebes Kindchen,
Halten Englein bei Dir Wacht!"

II.

Tannenbaum mit grünen Fingern
Pocht ans niedre Fenſterlein,
Und der Mond, der ſtille Lauſcher,
Wirft ſein goldnes Licht herein.

Vater, Mutter ſchnarchen leiſe
In dem nahen Schlafgemach;

Doch wir beide, selig schwatzend,
Halten uns einander wach.

„Daß Du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer,
Jenes Zucken Deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

„Jenes böse, kalte Zucken,
Das erschreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angst beschwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

„Auch bezweifl ich, daß Du glaubest,
Was so rechter Glaube heißt —
Glaubst wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heilgen Geist?“ —

„Ach, mein Kindchen, schon als Knabe,
Als ich saß auf Mutters Schoß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß!

„Der die schöne Erd erschaffen
Und die schönen Menschen drauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

„Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich schon,
Ich begriff und ward vernünftig,
Und ich glaubt auch an den Sohn;

„An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

„Jetzo, da ich ausgewachſen,
Viel geleſen, viel gereiſt,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub ich an den heilgen Geiſt.

„Dieſer that die größten Wunder,
Und viel größre thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen
Und zerbrach des Knechtes Joch.

„Alte Todeswunden heilt er
Und erneut das alte Recht;
Alle Menſchen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geſchlecht.

„Er verſcheucht die böſen Nebel
Und das dunkle Hirngeſpinſt,
Das uns Lieb und Luſt verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinſt.

„Tauſend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heilge Geiſt erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen;
Und er hat ſie mutbeſeelt.

„Ihre teuren Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner wehn!
Ei, Du möchteſt wohl, mein Kindchen,
Solche ſtolze Ritter ſehn?

„Nun, ſo ſchau mich an, mein Kindchen,
Küſſe mich, und ſchaue dreiſt!
Denn ich ſelber bin ein ſolcher
Ritter von dem heilgen Geiſt.“

III.

Still versteckt der Mond sich draußen
Hinterm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unsre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in hellerm Licht,
Und es glühn die Pupurröslein,
Und das liebe Mädchen spricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unser Brod und Speck,
Abends liegt es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg.

„Kleines Völkchen, unsre Sahne
Nascht es von der Milch und läßt
Unbedeckt die Schüssel stehen,
Und die Katze säuft den Rest.

„Und die Katz ist eine Hexe,
Denn sie schleicht bei Nacht und Sturm
Drüben nach dem Geisterberge,
Nach dem altverfallnen Turm.

„Dort hat einst ein Schloß gestanden,
Voller Lust und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Fraun und Knappen
Schwangen sich im Fackeltanz.

„Da verwünschte Schloß und Leute
Eine böse Zauberin;
Nur die Trümmer blieben stehen,
Und die Eulen nisten drin.

„Doch die selge Muhme sagte:
Wenn man spricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort,

„So verwandeln sich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder lustig
Ritter, Fraun und Knappentroß;

„Und wer jenes Wort gesprochen,
Dem gehören Schloß und Leut,
Pauken und Trompeten huldgen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Also blühen Märchenbilder
Aus des Mundes Röselein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenschein.

Ihre goldnen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ,
Gibt den Fingern hübsche Namen,
Lacht und küßt und schweigt am End.

Und im stillen Zimmer alles
Blickt mich an so wohlvertraut;
Tisch und Schrank, mir ist, als hätt ich
Sie schon früher mal geschaut.

Freundlich ernsthaft schwatzt die Wanduhr,
Und die Zither, hörbar kaum,
Fängt von selber an zu klingen,
Und ich sitze, wie im Traum.

Jetzo ist die rechte Stunde,
Und es ist der rechte Ort;

Ja, ich glaube, von den Lippen
Gleitet mir das rechte Wort:

„Siehst Du, Kindchen, wie schon dämmert
Und erbebt die Mitternacht!
Bach und Tannen brausen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

„Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es sprießt, wien toller Frühling,
Draus hervor ein Blumenwald —

„Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und hastig regsam,
Wie gedrängt von Leidenschaft.

„Rosen, wild wie rote Flammen,
Sprühn aus dem Gewühl hervor;
Lilien, wie kristallne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

„Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schaun herab mit Sehnsuchtglut;
In der Lilien Riesenkelche
Strömet ihre Strahlenflut.

„Doch wir selber, liebes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern lustig um uns her.

Du, Du wurdest zur Prinzessin,
Diese Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Fraun und Knappentroß.

„Aber ich, ich hab erworben
Dich und alles, Schloß und Leut;
Pauken und Trompeten huldgen
Meiner jungen Herrlichkeit!“

162. Der Hirtenknabe.

König ist der Hirtenknabe,
Grüner Hügel ist sein Thron;
Über seinem Haupt die Sonne
Ist die große, goldne Kron.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rotbekreuzt;
Kavaliere sind die Kälber,
Und sie wandeln stolzgespreizt.

Hofschauspieler sind die Böcklein;
Und die Vögel und die Küh,
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermusizi.

Und das klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume,
Und der König schlummert ein.

Unterdessen muß regieren
Der Minister, jener Hund,
Dessen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren ist so schwer;
Ach, ich wollt, daß ich zu Hause
Schon bei meiner Kön'gin wär!

„In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt so weich,
Und in ihren schönen Augen
Liegt mein unermeßlich Reich!"

163. Auf dem Brocken.

Heller wird es schon im Osten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere schwimmen.

Hätt ich Siebenmeilenstiefeln,
Lief ich mit der Hast des Windes
Über jene Bergesgipfel
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo sie schlummert,
Zög ich leise die Gardinen,
Leise küßt ich ihre Stirne,
Leise ihres Munds Rubinen.

Und noch leiser wollt ich flüstern
In die kleinen Lilienohren:
„Denk im Traum, daß wir uns lieben,
Und daß wir uns nie verloren!"

164. Die Ilse.*

Ich bin die Prinzessin Ilse
Und wohne im Ilsenstein;
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein!

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well,
Du sollst Deine Schmerzen vergessen,
Du sorgenkranker Gesell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Brust,
Da sollst Du liegen und träumen
Von alter Märchenlust!

Ich will Dich küssen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiser Heinrich,
Der nun gestorben ist.

Es bleiben tot die Toten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin schön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Komm in mein Schloß herunter,
In mein kristallenes Schloß!
Dort tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß!

Es rauschen die seidenen Schleppen,
Es klirren die Eisensporn;
Die Zwerge trompeten und pauken
Und fiedeln und blasen das Horn.

Doch Dich soll mein Arm umschlingen,
Wie er Kaiser Heinrich umschlang —
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet erklang.

2.

Das Meer.

(1825—1839).

165.

Du ſchönes Fiſchermädchen,
Treibe den Kahn ans Land!
Komm zu mir, und ſetze Dich nieder!
Wir koſen Hand in Hand.

Leg an mein Herz Dein Köpfchen,
Und fürchte Dich nicht ſo ſehr!
Vertrauſt Du Dich doch ſorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb und Flut,
Und manche ſchöne Perle
In ſeiner Tiefe ruht.

166.

Wir ſaßen am Fiſcherhauſe
Und ſchauten nach der See;
Die Abendnebel kamen
Und ſtiegen in die Höh.

Im Leuchtturm wurden die Lichter
Allmählich angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt
Und zwischen Himmel und Wasser
Und Angst und Freude schwebt.

Wir sprachen von fernen Küsten,
Vom Süden und vom Nord
Und von den seltsamen Völkern
Und seltsamen Sitten dort.

Am Ganges duftets und leuchtets,
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knien.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fische und quäken und schrein.

Die Mädchen horchten ernsthaft,
Und endlich sprach niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr sichtbar,
Es dunkelte gar zu sehr.

167.

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine;
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
Die Möwe flog hin und wieder;
Aus Deinen Augen liebevoll
Fielen die Thränen nieder.

Ich sah sie fallen auf Deine Hand
Und bin aufs Knie gesunken;
Ich hab von Deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglückselge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

168.

Der Mond ist aufgegangen
Und überstrahlt die Welln;
Ich halte mein Liebchen umfangen,
Und unsre Herzen schwelln.

Im Arm des holden Kindes
Ruh ich allein am Strand;
„Was horchst Du beim Rauschen des Windes?
Was zuckt Deine weiße Hand?“ —

„Das ist kein Rauschen des Windes,
Das ist der Seejungfern Gesang,
Und meine Schwestern sind es,
Die einst das Meer verschlang.“

169.*

Einsam wandl ich an dem Strand,
Wo die weißen Wellen brechen,
Und ich hör viel süßes Wort,
Süßes Wort im Wasser sprechen.

Ach, die Nacht ist gar zu lang,
Und mein Herz kann nicht mehr schweigen —
Schöne Nixen, kommt hervor,
Tanzt, und singt den Zauberreigen!

Nehmt mein Haupt in euren Schoß,
Leib und Seel sei hingegeben!
Singt mich tot, und herzt mich tot,
Küßt mir aus der Brust das Leben!

170.*

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See,
Geheimnisvoll rauschen die Wogen,
Da steigt es weiß in die Höh.

Die Meerfrau steigt aus den Wellen
Und setzt sich zu mir an den Strand;
Die weißen Brüste quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich, und sie preßt mich
Und thut mir fast ein Weh —
„Du drückst ja viel zu fest mich,
Du schöne Wasserfee!“ —

„Ich preß Dich in meinen Armen
Und drücke Dich mit Gewalt:

Ich will bei Dir erwarmen,
Der Abend ist gar zu kalt." —

Der Mond schaut immer blasser
Aus dämmriger Wolkenhöh —
„Dein Auge wird trüber und nasser,
Du schöne Wasserfee!" —

„Es wird nicht trüber und nasser,
Mein Aug ist naß und trüb,
Weil, als ich stieg aus dem Wasser,
Ein Tropfen im Auge blieb."

Die Möwen schrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See —
„Dein Herz pocht wild beweglich,
Du schöne Wasserfee!" —

„Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild,
Weil ich Dich liebe unsäglich,
Du liebes Menschenbild!"

171.

Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen!
Er peitscht die Wellen, so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.

Aus dunkler Höh mit wilder Macht
Die Regengüsse träufen;
Es ist, als wollt die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

An den Maſtbaum klammert die Möwe ſich
Mit heiſerem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängſtiglich
Ein Unglück prophezeien.

172.

Der Sturm ſpielt auf zum Tanze,
Er pfeift und ſauſt und brüllt;
Heiſa, wie ſpringt das Schifflein!
Die Nacht iſt luſtig und wild.

Ein lebendes Waſſergebirge
Bildet die toſende See;
Hier gähnt ein ſchwarzer Abgrund,
Dort türmt es ſich weiß in die Höh.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich feſt am Maſtbaum
Und wünſche: Wär ich zu Haus!

173.*

Im Mondenglanze ruht das Meer,
Die Wogen murmeln leiſe;
Mir wird das Herz ſo bang und ſchwer:
Ich denk der alten Weiſe.

Der alten Weiſe, die uns ſingt
Von den verlornen Städten,
Wo aus dem Meeresgrunde klingt
Glockengeläut und Beten.

174.*

Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der süßen Trost herniederlacht
Und neues Leben mir verspricht —
O, lüge nicht!

Gleichwie das Meer dem Mond entgegenschwillt,
So flutet meine Seele, froh und wild,
Empor zu Deinem holden Licht —
O, lüge nicht!

175.

An dem stillen Meeresstrande
Ist die Nacht heraufgezogen,
Und der Mond bricht aus den Wolken,
Und es flüstert aus den Wogen:

„Jener Mensch dort, ist er närrisch,
Oder ist er gar verliebet?
Denn er schaut so trüb und heiter,
Heiter und zugleich betrübet."

Doch der Mond, der lacht herunter,
Und mit heller Stimme spricht er:
„Jener ist verliebt und närrisch,
Und noch obendrein ein Dichter."

176.*

Es ziehen die brausenden Wellen
Wohl nach dem Strand;
Sie schwellen und zerschellen
Wohl auf dem Sand.

Sie kommen groß und kräftig
Ohn Unterlaß;
Sie werden endlich heftig —
Was hilft uns das?

177.

Sie floh vor mir wie'n Reh ſo ſcheu
Und wie ein Reh geſchwinde;
Sie kletterte von Klipp zu Klipp,
Ihr Haar, das flog im Winde.

Wo ſich zum Meer der Felſen ſenkt,
Da hab ich ſie erreichet,
Da hab ich ſanft mit ſanftem Wort
Ihr ſprödes Herz erweichet.

Hier ſaßen wir ſo himmelhoch
Und auch ſo himmelſelig;
Tief unter uns ins dunkle Meer
Die Sonne ſank allmählich.

Tief unter uns ins dunkle Meer
Verſank die ſchöne Sonne;
Die Wogen rauſchten drüber hin
Mit ungeſtümer Wonne.

O, weine nicht, die Sonne liegt
Nicht tot in jenen Fluten:
Sie hat ſich in mein Herz verſteckt
Mit allen ihren Gluten.

178.

Daß Du mich liebst, das wußt ich,
Ich hatt es längst entdeckt;
Doch als Du mirs gestanden,
Hat es mich tief erschreckt.

Ich stieg wohl auf die Berge
Und jubelte und sang;
Ich ging ans Meer und weinte
Beim Sonnenuntergang.

Mein Herz ist wie die Sonne
So flammend anzusehn,
Und in ein Meer von Liebe
Versinkt es groß und schön.

179.

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen
Und er selber still und sicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Also wandelst Du, Geliebte,
Still und sicher, und es zittert
Nur Dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erschüttert.

180.

Wie neubegierig die Möwe
Nach uns herüberblickt,
Weil ich an Deine Lippen
So fest mein Ohr gedrückt!

Sie möchte gerne wissen,
Was Deinem Mund entquillt,
Ob Du mein Ohr mit Küssen
Oder mit Worten gefüllt?

Wenn ich nur selber wüßte,
Was mir in die Seele zischt!
Die Worte und die Küsse
Sind wunderbar vermischt.

181.

Graue Nacht liegt auf dem Meere,
Und die kleinen Sterne glimmen.
Manchmal tönen in dem Wasser
Lange hingezogne Stimmen:

Dorten spielt der alte Nordwind
Mit den blanken Meereswellen,
Die wie Orgelpfeifen hüpfen,
Die wie Orgelpfeifen schwellen.

Heidnisch halb und halb auch kirchlich
Klingen diese Melodeien,
Steigen mutig in die Höhe,
Daß sich drob die Sterne freuen.

Und die Sterne, immer größer,
Glühen auf mit Lustgewimmel,
Und am Ende groß wie Sonnen
Schweifen sie umher am Himmel.

Zur Musik, die unten tönet,
Wirbeln sie die tollsten Weisen;
Sonnen-Nachtigallen sind es,
Die dort oben strahlend kreisen.

Und das brauſt und ſchmettert mächtig,
Meer und Himmel hör ich ſingen,
Und ich fühle Rieſenwolluſt
Stürmiſch in mein Herze dringen.

182.

Es glänzt ſo ſchön die ſinkende Sonne,
Doch ſchöner iſt Deiner Augen Schein.
Das Abendrot und Deine Augen,
Sie ſtrahlen mir traurig ins Herz hinein.

Das Abendrot bedeutet Scheiden
Und Herzensnacht und Herzensweh.
Bald fließet zwiſchen meinem Herzen
Und Deinen Augen die weite See.

183.*

Mein Liebchen, wir ſaßen beiſammen
Traulich im leichten Kahn.
Die Nacht war ſtill, und wir ſchwammen
Auf weiter Waſſerbahn.

Die Geiſterinſel, die ſchöne,
Lag dämmrig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber
Und wogt' es hin und her;
Wir aber ſchwammen vorüber
Troſtlos auf weitem Meer.

184.

Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer;
Du weißt, wie ſehr ich traurig bin,
Und kränkſt mich doch ſo ſchwer.

Dein Herz iſt treulos wie der Wind
Und flattert hin und her;
Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer.

185.

Es ragt ins Meer der Runenſtein,
Da ſitz ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möwen ſchrein,
Die Wellen, die wandern und ſchäumen.

Ich habe geliebt manch ſchönes Kind
Und manchen guten Geſellen —
Wo ſind ſie hin? es pfeift der Wind,
Es ſchäumen und wandern die Wellen.

186.

Das Meer erſtrahlt im Sonnenſchein,
Als ob es golden wär.
Ihr Brüder, wenn ich ſterbe,
Verſenkt mich in das Meer!

Hab immer das Meer ſo lieb gehabt,
Es hat mit ſanfter Flut
So oft mein Herz gekühlet;
Wir waren einander gut.

187. Krönung.

Ihr Lieder! ihr meine guten Lieder!
Auf, auf! und wappnet euch!
Laßt die Trompeten klingen,
Und hebt mir auf den Schild
Dies junge Mädchen,
Das jetzt mein ganzes Herz
Beherrschen soll, als Königin!

Heil Dir, Du junge Königin!

Von der Sonne droben
Reiß ich das strahlend rote Gold
Und webe draus ein Diadem
Für Dein geweihtes Haupt.
Von der flatternd blauseidnen Himmelsdecke,
Worin die Nachtdiamanten blitzen,
Schneid ich ein kostbar Stück
Und häng es Dir als Krönungsmantel
Um Deine königliche Schulter.
Ich gebe Dir einen Hofstaat
Von steifgeputzten Sonetten,
Stolzen Terzinen und höflichen Stanzen;
Als Läufer diene Dir mein Witz,
Als Hofnarr meine Phantasie,
Als Herold, die lachende Thräne im Wappen,
Diene Dir mein Humor.
Aber ich selber, Königin,
Ich kniee vor Dir nieder,
Und huldgend, auf rotem Sammetkissen,
Überreiche ich Dir
Das bißchen Verstand,
Das mir aus Mitleid noch gelassen hat
Deine Vorgängerin im Reich.

188. Abenddämmerung.

Am blassen Meeresstrande
Saß ich gedankenbekümmert und einsam.
Die Sonne neigte sich tiefer und warf
Glührote Streifen auf das Wasser,
Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Flut gedrängt,
Schäumten und rauschten näher und näher —
Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sausen,
Dazwischen ein wiegenliedheimliches Singen —
Mir war, als hört ich verscholline Sagen,
Uralte, liebliche Märchen,
Die ich einst als Knabe
Von Nachbarskindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend
Auf den Treppensteinen der Hausthür
Zum stillen Erzählen niederkauerten
Mit kleinen, horchenden Herzen
Und neugierklugen Augen;
Während die großen Mädchen
Neben duftenden Blumentöpfen
Gegenüber am Fenster saßen,
Rosengesichter,
Lächelnd und mondbeglänzt.

189. Sonnenuntergang.

Die glühend rote Sonne steigt
Hinab ins weit aufschauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,
Wallen ihr nach; und gegenüber,
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,

Ein traurig todblasses Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, schimmern die Sterne.

Einst am Himmel glänzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um sie her die Sterne,
Die kleinen, unschuldigen Kinder.

Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt,
Und es trennte sich feindlich
Das hohe, leuchtende Ehpaar.

Jetzt am Tage, in einsamer Pracht,
Ergeht sich dort oben der Sonnengott,
Ob seiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbesungen
Von stolzen, glückgehärteten Menschen.
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna,
Die arme Mutter,
Mit ihren verwaisten Sternenkindern,
Und sie glänzt in stiller Wehmut,
Und liebende Mädchen und sanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich gesinnt,
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk
Und schaut nach dem Scheidenden schmerzlich
Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach Dir —“
Aber der trotzige Sonnengott,

Bei dem Anblick der Gattin erglüht er
In doppeltem Purpur
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein flutenkaltes Witwerbett.

* * *

Böse, zischelnde Zungen
Brachten also Schmerz und Verderben
Selbst über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln sie qualvoll
Trostlos unendliche Bahnen
Und können nicht sterben
Und schleppen mit sich
Ihr strahlendes Elend.

Ich aber, der Mensch,
Der niedrig gepflanzte, der Tod-beglückte,
Ich klage nicht länger.

190. Die Nacht am Strande.*

Sternlos und kalt ist die Nacht,
Es gähnt das Meer;
Und über dem Meer, platt auf dem Bauch,
Liegt der ungestaltete Nordwind,
Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie'n störriger Griesgram, der gut gelaunt wird,
Schwatzt er ins Wasser hinein
Und erzählt viel tolle Geschichten,
Riesenmärchen, totschlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg,
Und dazwischen, weitschallend, lacht er und heult er
Beschwörungslieder der Edda,

Auch Runensprüche,
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder
Hoch aufspringen und jauchzen,
Übermut-berauscht.

Derweilen, am flachen Gestade,
Über den flutbefeuchteten Sand
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen.
Wo er hintritt,
Sprühen Funken und knistern die Muscheln;
Und er hüllt sich fest in den grauen Mantel
Und schreitet rasch durch die wehende Nacht,
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich schimmert
Aus einsamer Fischerhütte.

Vater und Bruder sind auf der See,
Und mutterseelallein blieb dort
In der Hütte die Fischertochter,
Die wunderschöne Fischertochter.
Am Herde sitzt sie
Und horcht auf des Wasserkessels
Ahnungsüßes heimliches Summen
Und schüttet knisterndes Reisig ins Feuer
Und bläst hinein,
Daß die flackernd roten Lichter
Zauberlieblich wiederstrahlen
Auf das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauscht
Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, sorgsame Hand,
Die das Unterröckchen fester bindet
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich, die Thür springt auf,
Und es tritt herein der nächtige Fremdling;
Liebesicher ruht sein Auge
Auf dem weißen, schlanken Mädchen,
Das schauernd vor ihm steht,
Gleich einer erschrockenen Lilie;
Und er wirft den Mantel zur Erde
Und lacht und spricht:

„Siehst Du, mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels
Niederstiegen zu Töchtern der Menschen,
Und die Töchter der Menschen umarmten
Und mit ihnen zeugten
Zeptertragende Königsgeschlechter
Und Helden, Wunder der Welt.
Doch staune, mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit,
Und ich bitte Dich, koche mir Thee mit Rum,
Denn draußen wars kalt,
Und bei solcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichsten Schnupfen
Und einen unsterblichen Husten."

191. Poseidon. *

Die Sonnenlichter spielten
Über das weithinrollende Meer;
Fern auf der Rhede glänzte das Schiff,
Das mich zur Heimat tragen sollte;
Aber es fehlte an gutem Fahrwind,
Und ich saß noch ruhig auf weißer Düne
Am einsamen Strand.

Und ich las das Lied vom Odyſſeus,
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus deſſen meerdurchrauſchten Blättern
Mir freudig entgegenſtieg
Der Atem der Götter
Und der leuchtende Menſchenfrühling
Und der blühende Himmel von Hellas.

Mein edles Herz begleitete treulich
Den Sohn des Laertes in Irrfahrt und Drangſal,
Setzt' ſich mit ihm, ſeelenbekümmert,
An gaſtliche Herde,
Wo Königinnen Purpur ſpinnen,
Und half ihm lügen und glücklich entrinnen
Aus Rieſenhöhlen und Nymphenarmen,
Folgte ihm nach in kimmeriſche Nacht
Und in Sturm und Schiffbruch
Und duldete mit ihm unſägliches Elend.

Seufzend ſprach ich: „Du böſer Poſeidon,
Dein Zorn iſt furchtbar,
Und mir ſelber bangt
Ob der eignen Heimkehr."

Kaum ſprach ich die Worte,
Da ſchäumte das Meer,
Und aus den weißen Wellen ſtieg
Das ſchilfbekränzte Haupt des Meergotts,
Und höhniſch rief er:

„Fürchte Dich nicht, Poetlein!
Ich will nicht im geringſten gefährden
Dein armes Schiffchen,
Und nicht Dein liebes Leben beängſtigen
Mit allzu bedenklichem Schaukeln.
Denn Du, Poetlein, haſt nie mich erzürnt,
Du haſt mir kein einziges Türmchen verletzt

An Priamos heiliger Feſte,
Kein einziges Härchen haſt Du verſengt
Am Aug meines Sohns Polyphemos,
Und Dich hat niemals ratend beſchützt
Die Göttin der Klugheit, Pallas Athene."

Alſo rief Poſeidon
Und tauchte zurück ins Meer;
Und über den groben Seemannswitz
Lachten unter dem Waſſer
Amphitrite, das plumpe Fiſchweib,
Und die dummen Töchter des Nereus.

192. Erklärung.

Herangedämmert kam der Abend,
Wilder toſte die Flut,
Und ich ſaß am Strand und ſchaute zu
Dem weißen Tanz der Wellen,
Und meine Bruſt ſchwoll auf wie das Meer,
Und ſehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh
Nach dir, du holdes Bild,
Das überall mich umſchwebt
Und überall mich ruft,
Überall, überall,
Im Sauſen des Windes, im Brauſen des Meers
Und im Seufzen der eigenen Bruſt.

Mit leichtem Rohr ſchrieb ich in den Sand:
„Agnes, ich liebe Dich!"
Doch böſe Wellen ergoſſen ſich
Über das ſüße Bekenntnis
Und löſchten es aus.

Zerbrechliches Rohr, zerſtiebender Sand,
Zerfließende Wellen, euch trau ich nicht mehr!

Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,
Und mit starker Hand aus Norwegs Wäldern
Reiß ich die höchste Tanne
Und tauche sie ein
In des Ätnas glühenden Schlund, und mit solcher
Feuergetränkten Riesenfeder
Schreib ich an die dunkle Himmelsdecke:
„Agnes, ich liebe Dich!“

Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenschrift,
Und alle nachwachsenden Enkelgeschlechter
Lesen jauchzend die Himmelsworte:
„Agnes, ich liebe Dich!“

193. Nachts in der Kajüte.

I.

Das Meer hat seine Perlen,
Der Himmel seine Sterne,
Aber mein Herz, mein Herz,
Mein Herz hat seine Liebe.

Groß ist das Meer und der Himmel,
Doch größer ist mein Herz,
Und schöner als Perlen und Sterne
Leuchtet und strahlt meine Liebe.

Du kleines, junges Mädchen,
Komm an mein großes Herz!
Mein Herz und das Meer und der Himmel
Vergehn vor lauter Liebe.

II.

An die blaue Himmelsdecke,
Wo die schönen Sterne blinken,
Möcht ich pressen meine Lippen,
Pressen wild und stürmisch weinen.

Jene Sterne sind die Augen
Meiner Liebsten, tausendfältig
Schimmern sie und grüßen freundlich
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke,
Nach den Augen der Geliebten,
Heb ich andachtsvoll die Arme,
Und ich bitte, und ich flehe:

Holde Augen, Gnadenlichter,
O, beseligt meine Seele,
Laßt mich sterben und erwerben
Euch und euren ganzen Himmel!

III.

Aus den Himmelsaugen droben
Fallen zitternd goldne Funken
Durch die Nacht, und meine Seele
Dehnt sich liebeweit und weiter.

O, ihr Himmelsaugen droben,
Weint euch aus in meine Seele!
Daß von lichten Sternenthränen
Überfließet meine Seele.

IV.

Eingewiegt von Meereswellen
Und von träumenden Gedanken,
Lieg ich still in der Kajüte,
In dem dunkeln Winkelbette.

Durch die offne Luke schau ich
Droben hoch die hellen Sterne,
Die geliebten, süßen Augen
Meiner süßen Vielgeliebten.

Die geliebten, süßen Augen
Wachen über meinem Haupte,
Und sie blinken, und sie winken
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke
Schau ich selig lange Stunden,
Bis ein weißer Nebelschleier
Mir verhüllt die lieben Augen.

V.

An die bretterne Schiffswand,
Wo mein träumendes Haupt liegt,
Branden die Wellen, die wilden Wellen;
Sie rauschen und murmeln
Mir heimlich ins Ohr:
„Bethörter Geselle!
Dein Arm ist kurz, und der Himmel ist weit,
Und die Sterne droben sind festgenagelt
Mit goldnen Nägeln —
Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen,
Das beste wäre, du schliefest ein.“

VI.

Es träumte mir von einer weiten Heide,
Weit überdeckt von stillem, weißem Schnee,
Und unterm weißen Schnee lag ich begraben
Und schlief den einsam kalten Todesschlaf.

Doch droben aus dem dunkeln Himmel schauten
Herunter auf mein Grab die Sternenaugen,
Die süßen Augen! und sie glänzten sieghaft
Und ruhig heiter, aber voller Liebe.

194. Sturm.

Es wütet der Sturm,
Und er peitscht die Wellen,
Und die Welln, wutschäumend und bäumend,
Türmen sich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Wasserberge,
Und das Schifflein erklimmt sie
Hastig mühsam,
Und plötzlich stürzt es hinab
In schwarze, weitgähnende Flutabgründe —

O, Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegenen!
Großmutter der Liebe! schone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, gespenstische Möwe
Und wetzt an dem Mastbaum den Schnabel
Und lechzt voll Fraßbegier nach dem Herzen,
Das vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
Und das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm,
Im Schlachtlärm der Winde.
Es braust und pfeift und prasselt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwischendurch hör ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnsuchtwilden Gesang,
Seelenschmelzend und seelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an schottischer Felsenküste,
Wo das graue Schlößlein hinausragt
Über die brandende See,

Dort, am hochgewölbten Fenster,
Steht eine schöne, kranke Frau,
Zartdurchsichtig und marmorblaß,
Und sie spielt die Harfe und singt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken
Und trägt ihr dunkles Lied
Über das weite, stürmende Meer.

195. Meeresstille.

Meeresstille! Ihre Strahlen
Wirft die Sonne auf das Wasser,
Und im wogenden Geschmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann
Auf dem Bauch und schnarchet leise.
Bei dem Mastbaum, segelflickend,
Kauert der beteerte Schiffsjung,

Hinterm Schmutze seiner Wangen
Sprüht es rot, wehmütig zuckt es
Um das breite Maul, und schmerzlich
Schaun die großen, schönen Augen.

Denn der Kapitän steht vor ihm,
Tobt und flucht und schilt ihn: „Spitzbub,
Spitzbub! einen Hering hast du
Aus der Tonne mir gestohlen!“

Meeresstille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fischlein,
Wärmt das Köpfchen an der Sonne,
Plätschert lustig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möwe aus den Lüften
Schießt herunter auf das Fischlein,
Und den raschen Raub im Schnabel,
Schwingt sie sich hinauf ins Blaue.

196. Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes
Und schaute träumenden Auges
Hinab in das spiegelklare Wasser
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Türme sich zeigten
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Altertümlich niederländisch,
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreihn,
Wo spiegelblanke Fenster
Und pyramidisch beschnittene Linden,
Wandeln seidenrauschende Jungfern,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,

In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelnden Schritts
Nach dem großen Dome,
Getrieben vom Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.

Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnisvoller Schauer!
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmut
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz;
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt
Und thäten wieder bluten —
Heiße, rote Tropfen,
Die lang und langsam niederfalln
Auf ein altes Haus, dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne Dich, armes, vergessenes Kind!

So tief, meertief also
Versteckteſt Du Dich vor mir
Aus kindischer Laune
Und konntest nicht mehr herauf
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Jahrhunderte lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde Dich suchte
Und immer Dich suchte,

Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene —
Ich hab Dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich Dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu Dir.
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz ich hinab an Dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän
Und zog mich vom Schiffsrand
Und rief, ärgerlich lachend:
„Doktor, sind Sie des Teufels?"

197. Reinigung.

Bleib du in deiner Meerestiefe,
Wahnsinniger Traum,
Der du einst so manche Nacht
Mein Herz mit falschem Glück gequält hast
Und jetzt als Seegespenst
Sogar am hellen Tage mich bedroheſt —
Bleib du dort unten in Ewigkeit,
Und ich werfe noch zu dir hinab
All meine Schmerzen und Sünden
Und die Schellenkappe der Thorheit,
Die so lange mein Haupt umklingelt,
Und die kalte, gleißende Schlangenhaut
Der Heuchelei,
Die mir so lang die Seele umwunden,
Die kranke Seele,

Die gottverleugnende, engelverleugnende,
Unselige Seele —
Hoiho! Hoiho! Da kommt der Wind!
Die Segel auf! Sie flattern und schwellen!
Über die stillverderbliche Fläche
Eilet das Schiff,
Und es jauchzt die befreite Seele.

198. Frieden.*

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt;
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend — und, halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne;
Und das rote, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht
Erleuchtend und wärmend
Über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
An Rosenbändern das gleitende Schiff

Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgetürmter,
Ragender Stadt.
O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweigtragende,
Und wo sich zwei begegneten,
Sahn sie sich an, verständnisinnig,
Und schaudernd, in Liebe und süßer Entsagung,
Küßten sie sich auf die Stirne
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
„Gelobt sei Jesus Christ!"

199. Meergruß.*

Motto: Xenophons Anabasis, IV, 7.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,
Sie wogten und brausten;
Die Sonne goß eilig herunter

Die ſpielenden Roſenlichter;
Die aufgeſcheuchten Möwenzüge
Flatterten fort, lautſchreiend;
Es ſtampften die Roſſe, es klirrten die Schilde,
Und weithin erſcholl es wie Siegesruf:
„Thalatta! Thalatta!“

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauſcht mir dein Waſſer,
Wie Träume der Kindheit ſeh ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinnrung erzählt mir aufs neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den roten Korallenbäumen,
Goldfiſchchen, Perlen und bunten Muſcheln,
Die du geheimnisvoll bewahrſt
Dort unten im klaren Kriſtallhaus.

O, wie hab ich geſchmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapſel
Lag mir das Herz in der Bruſt.
Mir iſt, als ſaß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenſtube,
Und nun verlaß ich ſie plötzlich,
Und blendend ſtrahlt mir entgegen
Der ſmaragdene Frühling, der ſonnengeweckte,
Und es rauſchen die weißen Blütenbäume,
Und die jungen Blumen ſchauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und ſummt und atmet und lacht,
Und im blauen Himmel ſingen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

200. Gewitter.*

Dumpf liegt auf dem Meer das Gewitter,
Und durch die schwarze Wolkenwand
Zuckt der zackige Wetterstrahl,
Rasch aufleuchtend und rasch verschwindend,
Wie ein Witz aus dem Haupte Kronions.
Über das wüste, wogende Wasser
Weithin rollen die Donner
Und springen die weißen Wellenrosse,
Die Boreas selber gezeugt
Mit des Erichthons reizenden Stuten.
Und es flattert ängstlich das Seegevögel,
Wie Schattenleichen am Styx,
Die Charon abwies vom nächtlichen Kahn.

Armes, lustiges Schifflein,
Das dort dahintanzt den schlimmsten Tanz!
Äolus schickt ihm die flinksten Gesellen,
Die wild aufspielen zum fröhlichen Reigen;
Der eine pfeift, der andre bläst,
Der dritte streicht den dumpfen Brummbaß —
Und der schwankende Seemann steht am Steuer
Und schaut beständig nach der Bussole,
Der zitternden Seele des Schiffes,
Und hebt die Hände flehend zum Himmel:
„O, rette mich, Kastor, reisiger Held,
Und du, Kämpfer der Faust, Polydeukes!“

201. Der Schiffbrüchige.

Hoffnung und Liebe! alles zertrümmert!
Und ich selber! Gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg ich am Strande,

Am öden, kahlen Strande.
Vor mir woget die Wasserwüste,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer in Nebeleimern
Das Wasser schöpfen
Und es mühsam schleppen und schleppen
Und es wieder verschütten ins Meer,
Ein trübes, langweilges Geschäft,
Und nutzlos, wie mein eignes Leben.

Die Wogen murmeln, die Möwen schrillen;
Alte Erinnrungen wehen mich an,
Vergessene Träume, erloschene Bilder,
Qualvol süße, tauchen hervor.

Es lebt ein Weib im Norden,
Ein schönes Weib, königlich schön.
Die schlanke Zipressengestalt
Umschließt ein lüstern weißes Gewand;
Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine selige Nacht
Von dem flechtengekrönten Haupt sich ergießend,
Ringelt sich träumerisch süß
Um das süße, blasse Antlitz;
Und aus dem süßen, blassen Antlitz,
Groß und gewaltig, strahlt ein Auge,
Wie eine schwarze Sonne.

O, du schwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft, trank ich aus dir
Die wilden Begeistrungsflammen
Und stand und taumelte, feuerberauscht —
Dann schwebte ein taubenmildes Lächeln
Um die hochgeschürzten, stolzen Lippen;

Und die hochgeschürzten, stolzen Lippen
Hauchten Worte, süß wie Mondlicht
Und zart wie der Duft der Rose —
Und meine Seele erhob sich
Und flog, wie ein Aar, hinauf in den Himmel!

Schweigt, ihr Wogen und Möwen!
Vorüber ist alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,
Ein öder, schiffbrüchiger Mann,
Und drücke mein glühendes Antlitz
In den feuchten Sand.

202. Untergang der Sonne.

Die schöne Sonne
Ist ruhig hinabgestiegen ins Meer;
Die wogenden Wasser sind schon gefärbt
Von der dunkeln Nacht.
Nur noch die Abendröte
Überstreut sie mit goldnen Lichtern,
Und die rauschende Flutgewalt
Drängt ans Ufer die weißen Wellen,
Die lustig und hastig hüpfen,
Wie wollige Lämmerherden,
Die abends der singende Hirtenjunge
Nach Hause treibt.

„Wie schön ist die Sonne!"
So sprach nach langem Schweigen der Freund,
Der mit mir am Strande wandelte.
Und scherzend halb und halb wehmütig
Versichert' er mir, die Sonne sei
Eine schöne Frau, die den alten Meergott
Aus Konvenienz geheiratet;

Des Tages über wandle sie freudig
Am hohen Himmel, purpurgeputzt
Und diamantenblitzend
Und allgeliebt und allbewundert
Von allen Weltkreaturen,
Und alle Weltkreaturen erfreuend
Mit ihres Blickes Licht und Wärme;
Aber des Abends, trostlos, gezwungen
Kehre sie wieder zurück
In das nasse Haus, in die öden Arme
Des greisen Gemahls.

„Glaub mirs" — setzte hinzu der Freund
Und lachte und seufzte und lachte wieder —
„Die führen dort unten die zärtlichste Ehe!
Entweder sie schlafen, oder sie zanken sich,
Daß hoch aufbraust hier oben das Meer
Und der Schiffer im Wellengeräusch es hört,
Wie der Alte sein Weib ausschilt:
Runde Metze des Weltalls!
Strahlenbuhlende!
Den ganzen Tag glühst du für andre,
Und nachts, für mich, bist du frostig und müde!
Nach solcher Gardinenpredigt,
Versteht sich! bricht dann aus in Thränen
Die stolze Sonne und klagt ihr Elend
Und klagt so jammerlang, daß der Meergott
Plötzlich verzweiflungsvoll aus dem Bett springt
Und schnell nach der Meeresfläche heraufschwimmt,
Um Luft und Besinnung zu schöpfen.

So sah ich ihn selbst verflossene Nacht
Bis an die Brust dem Meer entauchen.
Er trug eine Jacke von gelbem Flanell
Und eine lilienweiße Schlafmütz
Und ein abgewelktes Gesicht."

203. Fragen.

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

„O, löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?"

Es murmeln die Wogen ihr ewges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

204. Der Phönix.

Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen;
Er fliegt gen Osten,
Nach der östlichen Gartenheimat,
Wo Spezereien duften und wachsen
Und Palmen rauschen und Brunnen kühlen —
Und fliegend singt der Wundervogel:

„Sie liebt ihn! sie liebt ihn!
Sie trägt sein Bildnis im kleinen Herzen
Und trägt es süß und heimlich verborgen
Und weiß es selbst nicht!

Aber im Traume steht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küßt seine Hände
Und ruft seinen Namen.
Und rufend erwacht sie und liegt erschrocken
Und reibt sich verwundert die schönen Augen —
Sie liebt ihn, sie liebt ihn!"

* * *

An den Mastbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich, und hört ich des Vogels Gesang.
Wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen,
Sprangen die weißgekräuselten Wellen!
Wie Schwanenzüge schifften vorüber
Mit schimmernden Segeln die Helgolander,
Die kecken Nomaden der Nordsee!
Über mir, in dem ewigen Blau,
Flatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Rose des Himmels, die feuerblühende,
Die freudvoll im Meer sich bespiegelte —
Und Himmel und Meer und mein eigenes Herz
Ertönten im Nachhall:
„Sie liebt ihn! sie liebt ihn!"

205. Im Hafen.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme
Und jetzo warm und ruhig sitzt
Im guten Ratskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt so traulich und lieblich
Im Römerglas sich wiederspiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt ins durstige Herz!

Alles erblick ich im Glas,
Alte und neue Völkergeschichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie schön! wie schön bist Du, Geliebte!
Du bist wie eine Rose!
Nicht wie die Rose von Schiras,
Die Hafis-besungene Nachtigallbraut!
Nicht wie die Rose von Saron,
Die heiligrote, prophetengefeierte —
Du bist wie die Ros im Ratskeller zu Bremen!
Das ist die Rose der Rosen:
Je älter sie wird, je lieblicher blüht sie,
Und ihr himmlischer Duft, er hat mich beseligt,
Er hat mich begeistert, er hat mich berauscht,
Und hielt mich nicht fest, am Schopfe fest
Der Ratskellermeister von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir saßen beisammen
Und tranken wie Brüder,
Wir sprachen von hohen, heimlichen Dingen,
Wir seufzten und sanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe —
Ich trank auf das Wohl meiner bittersten Feinde,
Und allen schlechten Poeten vergab ich,
Wie einst mir selber vergeben soll werden —
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erschlossen sich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apostel, die heilgen Stückfässer,
Schweigend predgen, und doch so verständlich
Für alle Völker.

Das sind Männer!
Unscheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind sie von innen schöner und leuchtender,
Denn all die stolzen Leviten des Tempels
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeschmückten, die purpurgekleideten —
Hab ich doch immer gesagt,
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbesten Gesellschaft
Lebte beständig der König des Himmels!

Hallelujah! Wie lieblich umwehn mich
Die Palmen von Bethel!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taumle mit ihr, und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, ans Tageslicht,
Der brave Ratskellermeister von Bremen.

Du braver Ratskellermeister von Bremen!
Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen;
Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rote, betrunkene Nase,
Die Nase des Weltgeists;
Und um die rote Weltgeistnase
Dreht sich die ganze, betrunkene Welt.

206. Epilog.

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachsen und wogen im Menschengeist
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie lustig dazwischenblühende
Rot und blaue Blumen.

Rot und blaue Blumen!
Der mürrische Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreschen euch höhnend,
Sogar der habloſe Wandrer,
Den eur Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt
Und nennt euch schönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch
Und schmückt mit euch die schönen Locken.
Und also geziert, eilt sie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur stillen Buche,
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt,
Als Pfeifen und Geigen.

IV.

Romanzen und Historien.

(1816—1851).

Ritterthaten, Abentüren,
Zauberwesen und Dämonen,
Keck umrahmt von Märchenblumen.

207. Die Weihe.*

Einſam in der Waldkapelle
Vor dem Bild der Himmelsjungfrau
Lag ein frommer, bleicher Knabe
Demutsvoll dahingeſunken:

„O Madonna! laß mich ewig
Hier auf dieſer Schwelle knieen!
Wolleſt nimmer mich verſtoßen
In die Welt, ſo kalt und ſündig!

„O Madonna! ſonnig wallen
Deines Hauptes Strahlenlocken;
Süßes Lächeln mild umſpielet
Deines Mundes heilge Roſen.

„O Madonna! Deine Augen
Leuchten mir wie Sternenlichter;
Lebensſchifflein treibet irre,
Sternlein leiten ewig ſicher.

„O Madonna! ſonder Wanken
Trug ich Deine Schmerzenprüfung,
Frommer Minne blind vertrauend,
Nur in Deinen Gluten glühend.

„O Madonna! hör mich heute,
Gnadenvolle, wunderreiche,
Spende mir ein Huldeszeichen,
Nur ein leises Huldeszeichen!“

Da thät sich ein schauerlich Wunder bekunden:
Wald und Kapell sind auf einmal verschwunden,
Knabe nicht wußte, wie ihm geschehn,
Hat alles auf einmal umwandelt gesehn.

Und staunend stand er im schmucken Saale —
Da saß Madonna, doch ohne Strahlen;
Sie hat sich verwandelt in liebliche Maid
Und grüßet und lächelt mit kindlicher Freud.

Und sieh! vom blonden Lockenhaupte
Sie selber sich eine Locke raubte
Und sprach zum Knaben mit himmlischem Ton:
„Nimm hin Deinen besten Erdenlohn!“ —

Sprich nun, wer bezeugt die Weihe? —
Sahst Du nicht die Farben wogen
Flammig an der Himmelsbläue?
Menschen nennens Regenbogen.

Englein steigen auf und nieder,
Schlagen rauschend mit den Schwingen,
Flüstern wundersame Lieder,
Süßer Harmonieen Klingen.

Knabe hat es wohl verstanden,
Was mit Sehnsuchtsglut ihn ziehet
Fort und fort nach jenen Landen,
Wo die Myrte ewig blühet.

208. Lied vom blöden Ritter.*

Es war mal ein Ritter, trübſelig und ſtumm,
Mit hohlen, ſchneeweißen Wangen;
Er wankte und ſchlenderte ſchlotternd herum,
In dumpfen Träumen befangen.
Er war ſo hölzern, ſo täppiſch, ſo links,
Die Blümlein und Mägdlein, die kicherten rings,
Wenn er ſtolpernd vorbeigegangen.

Oft ſaß er im finſterſten Winkel zu Haus;
Er hatt ſich vor Menſchen verkrochen.
Da ſtreckte er ſehnend die Arme aus,
Doch hat er kein Wörtlein geſprochen.
Kam aber die Mitternachtſtunde heran,
Ein ſeltſames Singen und Klingen begann —
An die Thüre da hört er es pochen.

Da kommt ſeine Liebſte geſchlichen herein
Im rauſchenden Wellenſchaumkleide,
Sie blüht und glüht wie ein Röſelein,
Ihr Schleier iſt eitel Geſchmeide.
Goldlocken umſpielen die ſchlanke Geſtalt,
Die Äuglein grüßen mit ſüßer Gewalt —
In die Arme ſinken ſich beide.

Der Ritter umſchlingt ſie mit Liebesmacht,
Der Hölzerne ſteht jetzt in Feuer,
Der Blaſſe errötet, der Träumer erwacht,
Der Blöde wird freier und freier.
Sie aber, ſie hat ihn gar ſchalkhaft geneckt,
Sie hat ihm ganz leiſe den Kopf bedeckt
Mit dem weißen, demantenen Schleier.

In einen kriſtallenen Waſſerpalaſt
Iſt plötzlich gezaubert der Ritter.

Er staunt, und die Augen erblinden ihm fast
Vor alle dem Glanz und Geflitter.
Doch hält ihn die Nixe umarmet gar traut,
Der Ritter ist Bräutgam, die Nixe ist Braut,
Ihre Jungfraun spielen die Zither.

Sie spielen und singen und singen so schön
Und heben zum Tanze die Füße;
Dem Ritter, dem wollen die Sinne vergehn,
Und fester umschließt er die Süße —
Da löschen auf einmal die Lichter aus,
Der Ritter sitzt wieder ganz einsam zu Haus
In dem düstern Poetenstübchen.

209. Kinderspiele.*

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei —
„Kikerekühh!“ sie glaubten,
Es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe,
Die tapezierten wir aus
Und wohnten drin beisammen
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knickse
Und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem dasselbe
Mancher alten Katze gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen
Vernünftig, wie alte Leut',
Und klagten, wie alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;

Wie Lieb und Treu und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so teuer der Kaffe,
Und wie so rar das Geld! — — —

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und alles rollt vorbei —
Das Geld und die Welt und die Zeiten
Und Glauben und Lieb und Treu.

210. Rheinfahrt.*

Wie der Mond sich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Also taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor.

Saßen all auf dem Verdecke,
Fuhren stolz hinab den Rhein,
Und die sommergrünen Ufer
Glühn im Abendsonnenschein.

Sinnend saß ich zu den Füßen
Einer Dame, schön und hold;

In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rote Sonnengold.

Lauten klangen, Buben sangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Märchenhaft vorüberzogen
Berg' und Burgen, Wald und Au —
Und das alles sah ich glänzen
In dem Aug der schönen Frau.

211. Das Liedchen von der Reue.*

Herr Ulrich reitet im grünen Wald,
Die Blätter lustig rauschen,
Er sieht eine holde Mädchengestalt
Durch Baumeszweige lauschen.

Der Junker spricht: „Wohl kenne ich
Dies blühende, glühende Bildnis,
Verlockend stets umschwebt es mich
In Volksgewühl und Wildnis.

„Zwei Röslein sind die Lippen dort,
Die lieblichen, die frischen;
Doch manches häßlich bittre Wort
Schleicht tückisch oft dazwischen.

„Drum gleicht dies Mündlein gar genau
Den hübchen Rosenbüschen,
Wo giftge Schlangen wunderschlau
Im dunkeln Laube zischen.

„Dort jenes Grübchen wunderlieb
In wunderlieben Wangen,
Das ist die Grube, worein mich trieb
Wahnsinniges Verlangen.

„Dort seh ich ein schönes Lockenhaar
Vom schönsten Köpfchen hangen.
Das sind die Netze wunderbar,
Womit mich der Böse gefangen.

„Und jenes blaue Auge dort,
So klar wie stille Welle,
Das hielt ich für des Himmels Pfort,
Doch wars die Pforte der Hölle." —

Herr Ulrich reitet weiter im Wald,
Die Blätter rauschen schaurig.
Da sieht er fern eine zweite Gestalt,
Die ist so bleich, so traurig.

Der Junker spricht: „O, Mutter dort,
Die mich so mütterlich liebte,
Der ich mit bösem Thun und Wort
Das Leben bitterlich trübte!

„O, könnt ich dir trocknen die Augen naß
Mit der Glut von meinen Schmerzen!
O, könnt ich dir röten die Wangen blaß
Mit dem Blut aus meinem Herzen!"

Und weiter reitet Herr Ulerich,
Im Wald beginnt es zu düstern,
Viel seltsame Stimmen regen sich,
Die Abendwinde flüstern.

Der Junker hört die Worte sein
Gar vielfach wiederklingen.

Das thaten die luſtigen Waldvöglein,
Die zwitſchern laut und ſingen:

„Herr Ulrich ſingt ein hübſches Lied,
Das Liedchen von der Reue,
Und hat er zu Ende geſungen das Lied,
So ſingt er es wieder aufs neue.“

212. Der Traurige.*

Allen thut es weh im Herzen,
Die den bleichen Knaben ſehn,
Dem die Leiden, dem die Schmerzen
Aufs Geſicht geſchrieben ſtehn.

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung ſeiner heißen Stirn;
Labung möcht ins Herz ihm lächeln
Manche ſonſt ſo ſpröde Dirn.

Aus dem wilden Lärm der Städter
Flüchtet er ſich nach dem Wald.
Luſtig rauſchen dort die Blätter,
Luſtger Vogelſang erſchallt.

Doch der Sang verſtummet balde,
Traurig rauſchet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langſam ſich genähert hat.

213. Der arme Peter.

I.

Der Hans und die Grete tanzen herum
Und jauchzen vor lauter Freude.
Der Peter steht so still und stumm
Und ist so blaß wie Kreide.

Der Hans und die Grete sind Bräutgam und Braut
Und blitzen im Hochzeitgeschmeide.
Der arme Peter die Nägel kaut
Und steht im Werkeltagskleide.

Der Peter spricht leise vor sich her
Und schaut betrübt auf beide:
„Ach! wenn ich nicht gar zu vernünftig wär,
Ich thät mir was zu leide.“

II.

„In meiner Brust, da sitzt ein Weh,
Das will die Brust zersprengen;
Und wo ich steh, und wo ich geh,
Wills mich von hinnen drängen.

„Es treibt mich nach der Liebsten Näh,
Als könnts die Grete heilen;
Doch wenn ich der ins Auge seh,
Muß ich von hinnen eilen.

„Ich steig hinauf des Berges Höh,
Dort ist man doch alleine;
Und wenn ich still dort oben steh,
Dann steh ich still und weine.“

III.

Der arme Peter wankt vorbei,
Gar langsam, leichenblaß und scheu.
Es bleiben fast, wenn sie ihn sehn,
Die Leute auf der Straße stehn.

Die Mädchen flüstern sich ins Ohr:
„Der stieg wohl aus dem Grab hervor?"
Ach nein, ihr lieben Jungfräulein,
Der legt sich erst ins Grab hinein.

Er hat verloren seinen Schatz,
Drum ist das Grab der beste Platz,
Wo er am besten liegen mag
Und schlafen bis zum jüngsten Tag.

214. Bergstimme.

Ein Reiter durch das Bergthal zieht
Im traurig stillen Trab:
„Ach! zieh ich jetzt wohl in Liebchens Arm,
Oder zieh ich ins dunkle Grab?"
Die Bergstimm Antwort gab:
„Ins dunkle Grab!"

Und weiter reitet der Reitersmann
Und seufzet schwer dazu:
„So zieh ich denn hin ins Grab so früh —
Wohlan, im Grab ist Ruh!"
Die Stimme sprach dazu:
„Im Grab ist Ruh!"

Dem Reitersmann eine Thräne rollt
Von der Wange kummervoll:

„Und iſt nur im Grabe die Ruhe für mich,
So iſt mir im Grabe wohl.“
Die Stimm erwidert hohl:
„Im Grabe wohl!“

215. Der wunde Ritter.*

Ich weiß eine alte Kunde,
Die hallet dumpf und trüb:
Ein Ritter liegt liebeswunde,
Doch treulos iſt ſein Lieb.

Als treulos muß er verachten
Die eigne Herzliebſte ſein,
Als ſchimpflich muß er betrachten
Die eigne Liebespein.

Er möcht in die Schranken reiten
Und rufen die Ritter zum Streit:
„Der mag ſich zum Kampf bereiten,
Wer mein Lieb eines Makels zeiht!“

Da würden wohl alle ſchweigen,
Nur nicht ſein eigener Schmerz;
Da müßt er die Lanze neigen
Wider's eigne klagende Herz.

216. Die Minneſänger.*

Zu dem Wettgeſange ſchreiten
Minneſänger jetzt herbei;
Ei, das gibt ein ſeltſam Streiten,
Ein gar ſeltſames Turnei!

Phantaſie, die ſchäumend wilde,
Iſt des Minneſängers Pferd,
Und die Kunſt dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das iſt ſein Schwert.

Hübſche Damen ſchauen munter
Vom beteppichten Balkon,
Doch die rechte iſt nicht drunter
Mit der rechten Lorbeerkron.

Andre Leute, wenn ſie ſpringen
In die Schranken, ſind geſund;
Doch wir Minneſänger bringen
Dort ſchon mit die Todeswund.

Und wem dort am beſten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der iſt Sieger, der erringet
Beſtes Lob aus ſchönſtem Mund.

217. Die Botſchaft.

Mein Knecht, ſteh auf und ſattle ſchnell,
Und wirf dich auf dein Roß,
Und jage raſch durch Wald und Feld
Nach König Duncans Schloß!

Dort ſchleiche in den Stall, und wart,
Bis dich der Stallbub ſchaut!
Den forſch mir aus: „Sprich, welche iſt
Von Duncans Töchtern Braut?“

Und ſpricht der Bub: „Die braune iſts“,
So bring mir ſchnell die Mär.

Doch ſpricht der Bub: „Die blonde iſts“,
So eilt das nicht ſo ſehr.

Dann geh zum Meiſter Seiler hin,
Und kauf mir einen Strick,
Und reite langſam, ſprich kein Wort,
Und bring mir den zurück!

218. Don Ramiro.*

„Donna Clara! Donna Clara!
Heißgeliebte langer Jahre!
Haſt beſchloſſen mein Verderben
Und beſchloſſen ohn Erbarmen.

„Donna Clara! Donna Clara!
Iſt doch ſüß die Lebensgabe!
Aber unten iſt es grauſig,
In dem dunkeln, kalten Grabe.

„Donna Clara! Freu Dich, morgen
Wird Fernando am Altare
Dich als Ehgemahl begrüßen —
Wirſt Du mich zur Hochzeit laden?“ —

„Don Ramiro! Don Ramiro!
Deine Worte treffen bitter,
Bittrer als der Spruch der Sterne,
Die da ſpotten meines Willens.

„Don Ramiro! Don Ramiro!
Rüttle ab den dumpfen Trübſinn;
Mädchen gibt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geſchieden.

„Don Ramiro, der Du mutig
So viel Mohren überwunden,
Überwinde nun Dich ſelber —
Komm auf meine Hochzeit morgen!“ —

„Donna Clara! Donna Clara!
Ja, ich ſchwör es, ja, ich komme!
Will mit Dir den Reihen tanzen;
Gute Nacht, ich komme morgen.“ —

„Gute Nacht!“ — Das Fenſter klirrte.
Seufzend ſtand Ramiro unten,
Stand noch lange wie verſteinert.
Endlich ſchwand er fort im Dunkeln. —

Endlich auch, nach langem Ringen,
Muß die Nacht dem Tage weichen;
Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläſte
Schimmern hell im Glanz der Sonne;
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten ſtattlich, wie vergoldet.

Summend, wie ein Schwarm von Bienen
Klingt der Glocken Feſtgeläute,
Lieblich ſteigen Betgeſänge
Aus den frommen Gotteshäuſern.

Aber dorten, ſiehe! ſiehe!
Dorten aus der Marktkapelle,
Im Gewimmel und Gewoge,
Strömt des Volkes bunte Menge.

Blanke Ritter, ſchmucke Frauen,
Hofgeſinde, feſtlich blinkend,

Und die hellen Glocken läuten,
Und die Orgel rauscht dazwischen.

Doch, mit Ehrfurcht ausgewichen,
In des Volkes Mitte wandelt
Das geschmückte junge Ehpaar,
Donna Clara, Don Fernando.

Bis an Bräutigams Palastthor
Wälzet sich das Volksgewühle;
Dort beginnt die Hochzeitsfeier,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterspiel und frohe Tafel
Wechseln unter lautem Jubel;
Rauschend schnell entfliehn die Stunden,
Bis die Nacht herabgesunken.

Und zum Tanze sich versammeln
In dem Saal die Hochzeitsgäste;
In dem Glanz der Lichter funkeln
Ihre bunten Prachtgewänder.

Auf erhobne Stühle ließen
Braut und Bräutigam sich nieder,
Donna Clara, Don Fernando,
Und sie tauschen süße Reden.

Und im Saale wogen heiter
Die geschmückten Menschenwellen,
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Drommeten.

„Doch warum, o schöne Herrin,
Sind gerichtet Deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke?"
So verwundert sprach der Ritter.

„Don Ramiro, der Du mutig
So viel Mohren überwunden,
Überwinde nun Dich ſelber —
Komm auf meine Hochzeit morgen!“ —

„Donna Clara! Donna Clara!
Ja, ich ſchwör es, ja, ich komme!
Will mit Dir den Reihen tanzen;
Gute Nacht, ich komme morgen.“ —

„Gute Nacht!“ — Das Fenſter klirrte.
Seufzend ſtand Ramiro unten,
Stand noch lange wie verſteinert.
Endlich ſchwand er fort im Dunkeln. —

Endlich auch, nach langem Ringen,
Muß die Nacht dem Tage weichen;
Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläſte
Schimmern hell im Glanz der Sonne;
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten ſtattlich, wie vergoldet.

Summend, wie ein Schwarm von Bienen
Klingt der Glocken Feſtgeläute,
Lieblich ſteigen Betgeſänge
Aus den frommen Gotteshäuſern.

Aber dorten, ſiehe! ſiehe!
Dorten aus der Marktkapelle,
Im Gewimmel und Gewoge,
Strömt des Volkes bunte Menge.

Blanke Ritter, ſchmucke Frauen,
Hofgeſinde, feſtlich blinkend,

Und die hellen Glocken läuten,
Und die Orgel rauſcht dazwiſchen.

Doch, mit Ehrfurcht ausgewichen,
In des Volkes Mitte wandelt
Das geſchmückte junge Ehpaar,
Donna Clara, Don Fernando.

Bis an Bräutigams Palaſtthor
Wälzet ſich das Volksgewühle;
Dort beginnt die Hochzeitsfeier,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterſpiel und frohe Tafel
Wechſeln unter lautem Jubel;
Rauſchend ſchnell entfliehn die Stunden,
Bis die Nacht herabgeſunken.

Und zum Tanze ſich verſammeln
In dem Saal die Hochzeitsgäſte;
In dem Glanz der Lichter funkeln
Ihre bunten Prachtgewänder.

Auf erhobne Stühle ließen
Braut und Bräutigam ſich nieder,
Donna Clara, Don Fernando,
Und ſie tauſchen ſüße Reden.

Und im Saale wogen heiter
Die geſchmückten Menſchenwellen,
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es ſchmettern die Drommeten.

„Doch warum, o ſchöne Herrin,
Sind gerichtet Deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke?“
So verwundert ſprach der Ritter.

„Siehst Du denn nicht, Don Fernando,
Dort den Mann im schwarzen Mantel?“
Und der Ritter lächelt freundlich:
„Ach, das ist ja nur ein Schatten.“

Doch es nähert sich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel;
Und Ramiro schnell erkennend,
Grüßt ihn Clara, glutbefangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,
Munter drehen sich die Tänzer
In des Walzers wilden Kreisen,
Und der Boden dröhnt und bebet.

„Wahrlich gerne, Don Ramiro,
Will ich Dir zum Tanze folgen,
Doch im nächtlich schwarzen Mantel
Hättest Du nicht kommen sollen.“

Mit durchbohrend stieren Augen
Schaut Ramiro auf die Holde,
Sie umschlingend, spricht er düster:
„Spracheſt ja, ich sollte kommen!“

Und ins wirre Tanzgetümmel
Drängen sich die beiden Tänzer;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Drommeten.

„Sind ja schneeweiß Deine Wangen!“
Flüstert Clara, heimlich zitternd.
„Spracheſt ja, ich sollte kommen!“
Schallet dumpf Ramiros Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das flutende Gedränge;

Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Drommeten.

„Sind ja eiskalt Deine Hände!"
Flüstert Clara, schauerzuckend.
„Sprachest ja, ich sollte kommen!"
Und sie treiben fort im Strudel.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!
Leichenduft ist ja Dein Odem!"
Wiederum die dunkeln Worte:
„Sprachest ja, ich sollte kommen!"

Und der Boden raucht und glühet,
Lustig tönet Geig und Bratsche;
Wie ein tolles Zauberweben
Schwindelt alles in dem Saale.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!"
Wimmerts immer im Gewoge.
Don Ramiro stets erwidert:
„Sprachest ja, ich sollte kommen!" —

„Nun, so geh, in Gottes Namen!"
Clara rief's mit fester Stimme.
Und dies Wort war kaum gesprochen,
Und verschwunden war Ramiro.

Clara starret, Tod im Antlitz,
Kaltumflirret, nachtumwoben;
Ohnmacht hat das lichte Bildnis
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelschlummer,
Endlich schlägt sie auf die Wimper;
Aber Staunen will aufs neue
Ihre holden Augen schließen.

Denn derweil der Tanz begonnen,
War sie nicht vom Sitz gewichen,
Und sie sitzt noch bei dem Bräutgam,
Und der Ritter sorgsam bittet:

„Sprich, was bleichet Deine Wangen?
Warum wird Dein Aug so dunkel?“ —
„Und Ramiro?“ — — stottert Clara,
Und Entsetzen lähmt die Zunge.

Doch mit tiefen, ernsten Falten
Furcht sich jetzt des Bräutgams Stirne:
„Herrin, forsch nicht blutge Kunde —
Heute Mittag starb Ramiro.“

219. Die Heimführung.

„Ich geh nicht allein, mein feines Lieb,
Du mußt mit mir wandern
Nach der lieben, alten,
Schaurigen Klause,
In dem trüben, kalten,
Traurigen Hause;
Wo meine Mutter am Eingang kaurt
Und auf des Sohnes Heimkehr laurt!“ —

„Laß ab von mir, Du finstrer Mann!
Wer hat Dich gerufen?
Dein Odem glüht,
Deine Hand ist Eis,
Dein Auge sprüht,
Deine Wang ist weiß;
Ich aber will mich lustig freun
An Rosenduft und Sonnenschein.“ —

„Laß duften die Rosen, laß scheinen die Sonn,
Mein süßes Liebchen!
Wirf um den weiten,
Weißwallenden Schleier,
Und greif in die Saiten
Der schallenden Leier,
Und singe ein Hochzeitlied dabei!
Der Nachtwind pfeift die Melodei.“

220. Der mutige Reiter.

Es faßt mich wieder der alte Mut,
Mir ist, als jagt ich zu Rosse
Und jagte wieder mit liebender Glut
Nach meiner Liebsten Schlosse.

Es faßt mich wieder der alte Mut,
Mir ist, als jagt ich zu Rosse
Und jagte zum Streite mit hassender Wut;
Schon harret der Kampfgenosse.

Ich jage geschwind wie der Wirbelwind,
Die Wälder und Felder fliegen!
Mein Kampfgenoß und mein schönes Kind,
Sie müssen beide erliegen.

221. Laß ab!

Der Tag ist in die Nacht verliebt,
Der Frühling in den Winter,
Das Leben verliebt in den Tod —
Und Du, Du liebest mich!

Du liebſt mich — ſchon erfaſſen Dich
Die grauenhaften Schatten,
All Deine Blüte welkt,
Und Deine Seele verblutet.

Laß ab von mir, und liebe nur
Die heiteren Schmetterlinge,
Die da gaukeln im Sonnenlicht —
Laß ab von mir und dem Unglück!

222. Don Henriquez.

Neben mir wohnt Don Henriquez,
Den man auch den Schönen nennet;
Nachbarlich ſind unſre Zimmer,
Nur von dünner Wand getrennet.

Salamankas Damen glühen,
Wenn er durch die Straßen ſchreitet,
Sporenklirrend, ſchnurrbartkräuſelnd,
Und von Hunden ſtets begleitet.

Doch in ſtiller Abendſtunde
Sitzt er ganz allein daheime,
In den Händen die Gitarre,
In der Seele ſüße Träume.

In die Saiten greift er bebend
Und beginnt zu phantaſieren —
Ach! wie Katzenjammer quält mich
Sein Geſchnarr und Quinquilieren.

223. Straßenbild.

Das ist ein schlechtes Wetter,
Es regnet und stürmt und schneit;
Ich sitze am Fenster und schaue
Hinaus in die Dunkelheit.

Da schimmert ein einsames Lichtchen,
Das wandelt langsam fort;
Ein Mütterchen mit dem Laternchen
Wankt über die Straße dort.

Ich glaube, Mehl und Eier
Und Butter kaufte sie ein;
Sie will einen Kuchen backen
Fürs große Töchterlein.

Die liegt zu Haus im Lehnstuhl
Und blinzelt schläfrig ins Licht;
Die goldnen Locken wallen
Über das süße Gesicht.

224. Frühling.

Die Wellen blinken und fließen dahin —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Am Flusse sitzt die Schäferin
Und windet die zärtlichsten Kränze.

Das knospet und quillt mit duftender Lust —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Die Schäferin seufzt aus tiefer Brust:
„Wem geb ich meine Kränze?“

Du liebst mich — schon erfassen Dich
Die grauenhaften Schatten,
All Deine Blüte welkt,
Und Deine Seele verblutet.

Laß ab von mir, und liebe nur
Die heiteren Schmetterlinge,
Die da gaukeln im Sonnenlicht —
Laß ab von mir und dem Unglück!

222. Don Henriquez.

Neben mir wohnt Don Henriquez,
Den man auch den Schönen nennet;
Nachbarlich sind unsre Zimmer,
Nur von dünner Wand getrennet.

Salamankas Damen glühen,
Wenn er durch die Straßen schreitet,
Sporenklirrend, schnurrbartkräuselnd,
Und von Hunden stets begleitet.

Doch in stiller Abendstunde
Sitzt er ganz allein daheime,
In den Händen die Gitarre,
In der Seele süße Träume.

In die Saiten greift er bebend
Und beginnt zu phantasieren —
Ach! wie Katzenjammer quält mich
Sein Geschnarr und Quinquilieren.

223. Straßenbild.

Das ist ein schlechtes Wetter,
Es regnet und stürmt und schneit;
Ich sitze am Fenster und schaue
Hinaus in die Dunkelheit.

Da schimmert ein einsames Lichtchen,
Das wandelt langsam fort;
Ein Mütterchen mit dem Laternchen
Wankt über die Straße dort.

Ich glaube, Mehl und Eier
Und Butter kaufte sie ein;
Sie will einen Kuchen backen
Fürs große Töchterlein.

Die liegt zu Haus im Lehnstuhl
Und blinzelt schläfrig ins Licht;
Die goldnen Locken wallen
Über das süße Gesicht.

224. Frühling.

Die Wellen blinken und fließen dahin —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Am Flusse sitzt die Schäferin
Und windet die zärtlichsten Kränze.

Das knospet und quillt mit duftender Lust —
Es liebt sich so lieblich im Lenze!
Die Schäferin seufzt aus tiefer Brust:
„Wem geb ich meine Kränze?“

Ein Reiter reitet den Fluß entlang,
Er grüßt sie so blühenden Mutes!
Die Schäferin schaut ihm nach so bang,
Fern flattert die Feder des Hutes.

Sie weint und wirft in den gleitenden Fluß
Die schönen Blumenkränze.
Die Nachtigall singt von Lieb und Kuß —
Es liebt sich so lieblich im Lenze.

225. Wasserfahrt.*

Ich stand gelehnet an den Mast
Und zählte jede Welle.
Ade, mein schönes Vaterland!
Mein Schiff, das segelt schnelle!

Ich kam schön Liebchens Haus vorbei,
Die Fensterscheiben blinken;
Ich guck mir fast die Augen aus,
Doch will mir niemand winken.

Ihr Thränen, bleibt mir aus dem Aug,
Daß ich nicht dunkel sehe.
Mein krankes Herze, brich mir nicht
Vor allzugroßem Wehe!

226. Die Lorelei.*

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten
Das kommt mir nicht aus d ɔ n .

Die Luft iſt kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und ſingt ein Lied dabei,
Das hat eine wunderſame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

227. Die Brüder.*

Oben auf der Bergesſpitze
Liegt das Schloß, in Nacht gehüllt;
Doch im Thale leuchten Blitze,
Helle Schwerter klirren wild.

Das ſind Brüder, die dort fechten
Grimmen Zweikampf, wutentbrannt.

Sprich, warum die Brüder rechten
Mit dem Schwerte in der Hand?

Gräfin Lauras Augenfunken
Zündeten den Brüderſtreit;
Beide glühen liebestrunken
Für die adlig holde Maid.

Welchem aber von den beiden
Wendet ſich ihr Herze zu?
Kein Ergrübeln kanns entſcheiden —
Schwert, heraus, entſcheide du!

Und ſie fechten kühn verwegen,
Hieb auf Hiebe niederkrachts.
Hütet euch, ihr wilden Degen!
Böſes Blendwerk ſchleicht des Nachts.

Wehe! Wehe! blutge Brüder!
Wehe! Wehe! blutges Thal!
Beide Kämpfer ſtürzen nieder,
Einer in des andern Stahl. —

Viel Jahrhunderte verwehen,
Viel Geſchlechter deckt das Grab;
Traurig von des Berges Höhen
Schaut das öde Schloß herab.

Aber nachts, im Thalesgrunde,
Wandelts heimlich, wunderbar;
Wenn da kommt die zwölfte Stunde,
Kämpfet dort das Brüderpaar.

228. Pfalzgräfin Jutta.*

Pfalzgräfin Jutta fuhr über den Rhein
Im leichten Kahn, bei Mondenschein.
Die Zofe rudert, die Gräfin spricht:
„Siehst Du die sieben Leichen nicht,
Die hinter uns kommen
Einhergeschwommen? —
So traurig schwimmen die Toten!

„Das waren Ritter voll Jugendlust —
Sie sanken zärtlich an meine Brust
Und schwuren mir Treue. — Zur Sicherheit,
Daß sie nicht brächen ihren Eid,
Ließ ich sie ergreifen
Sogleich und ersäufen —
So traurig schwimmen die Toten!"

Die Zofe rudert, die Gräfin lacht.
Das hallt so höhnisch durch die Nacht!
Bis an die Hüften tauchen hervor
Die Leichen und strecken die Finger empor,
Wie schwörend; sie nicken
Mit gläsernen Blicken —
So traurig schwimmen die Toten!

229. Schelm von Bergen.*

Im Schloß zu Düsseldorf am Rhein
Wird Mummenschanz gehalten;
Da flimmern die Kerzen, da rauscht die Musik,
Da tanzen die bunten Gestalten.

Da tanzt die ſchöne Herzogin,
Sie lacht laut auf beſtändig;
Ihr Tänzer iſt ein ſchlanker Fant,
Gar höfiſch und behendig.

Er trägt eine Maske von ſchwarzem Samt,
Daraus gar freudig blicket
Ein Auge wie ein blanker Dolch,
Halb aus der Scheide gezücket.

Es jubelt die Faſtnachtsgeckenſchar,
Wenn jene vorüberwalzen:
Der Dickes und die Marizebill
Grüßen mit Schnarren und Schnalzen.

Und die Trompeten ſchmettern drein,
Der närriſche Brummbaß brummet,
Bis endlich der Tanz ein Ende nimmt
Und die Muſik verſtummet.

„Durchlauchtigſte Frau, gebt Urlaub mir,
Ich muß nach Hauſe gehen —“
Die Herzogin lacht: „Ich laß Dich nicht fort,
Bevor ich Dein Antlitz geſehen.“ —

„Durchlauchtigſte Frau, gebt Urlaub mir,
Mein Anblick bringt Schrecken und Grauen —“
Die Herzogin lacht: „Ich fürchte mich nicht,
Ich will Dein Antlitz ſchauen.“ —

„Durchlauchtigſte Frau, gebt Urlaub mir,
Der Nacht und dem Tode gehör ich —“
Die Herzogin lacht: „Ich laſſe Dich nicht,
Dein Antlitz zu ſchauen begehr ich.“

Wohl ſträubt ſich der Mann mit finſterm Wort,
Das Weib nicht zähmen kunnt er;
Sie riß zuletzt ihm mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz herunter.

„Das iſt der Scharfrichter von Bergen!“ ſo ſchreit
Entſetzt die Menge im Saale
Und weichet ſcheuſam — die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.

Der Herzog iſt klug, er tilgte die Schmach
Der Gattin auf der Stelle.
Er zog ſein blankes Schwert und ſprach:
„Knie vor mir nieder, Geſelle!

„Mit dieſem Schwertſchlag mach ich Dich
Jetzt ehrlich und ritterzünftig.
Und weil Du ein Schelm, ſo nenne Dich
Herr Schelm von Bergen künftig.“

So ward der Henker ein Edelmann
Und Ahnherr der Schelme von Bergen,
Ein ſtolzes Geſchlecht! es blühte am Rhein;
Jetzt ſchläft es in ſteinernen Särgen.

230. Die Wallfahrt nach Kevlaar. *

I.

Am Fenſter ſtand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willſt Du nicht aufſtehn, Wilhelm,
Zu ſchaun die Prozeſſion?“ —

„Ich bin ſo krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör und ſeh;
Ich denk an das tote Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.“ —

„Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Roſenkranz;

Die Mutter Gottes heilt Dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es ſingt im Kirchenton;
Das iſt zu Köln am Rheine,
Da geht die Prozeſſion.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet ſie,
Sie ſingen beide im Chore:
„Gelobt ſeiſt Du, Marie!"

II.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr beſtes Kleid;
Heut hat ſie viel zu ſchaffen,
Es kommen viel kranke Leut.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar als Opferſpend
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächſerne Füß und Händ.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund;
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß geſund.

Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar mancher ſpielt jetzt die Bratſche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht
Und bildete draus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt ſie Deinen Schmerz."

Der Sohn nahm ſeufzend das Wachsherz,
Ging ſeufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir ſei mein Leid geklagt!

„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die iſt tot jetzund —
Marie, Dir bring ich ein Wachsherz,
Heil Du meine Herzenswund.

„Heil Du mein krankes Herze —
Ich will auch ſpät und früh
Inbrünſtiglich beten und ſingen:
Gelobt ſeiſt Du, Marie!“

III.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die ſchliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leiſe geſchritten herein.

Sie beugte ſich über den Kranken
Und legte ihre Hand
Ganz leiſe auf ſein Herze
Und lächelte mild und ſchwand.

Die Mutter ſchaut alles im Traume
Und hat noch mehr geſchaut;

Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war tot;
Es spielt' auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenrot.

Die Mutter faltet' die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht, wie;
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt seist Du, Marie!"

231. Tragödie.*

I.

„Entflieh mit mir, und sei mein Weib,
Und ruh an meinem Herzen aus!
Fern in der Fremde sei mein Herz
Dein Vaterland und Vaterhaus!

„Gehst Du nicht mit, so sterb ich hier,
Und Du bist einsam und allein;
Und bleibst Du auch im Vaterhaus,
Wirst doch wie in der Fremde sein."

II.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich vom Hause fort,
Es wußt weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

III.

Auf ihrem Grab da ſteht eine Linde,
Drin pfeifen die Vögel und Abendwinde,
Und drunter ſitzt auf dem grünen Platz
Der Müllersknecht mit ſeinem Schatz.

Die Winde, die wehen ſo lind und ſo ſchaurig,
Die Vögel, die ſingen ſo ſüß und ſo traurig,
Die ſchwatzenden Buhlen, die werden ſtumm,
Sie weinen und wiſſen ſelbſt nicht, warum.

232. Frau Mette.*

Herr Peter und Bender ſaßen beim Wein.
Herr Bender ſprach: „Ich wette,
Bezwänge Dein Singen die ganze Welt,
Doch nimmer bezwingt es Frau Mette.“

Herr Peter ſprach: „Ich wette mein Roß
Wohl gegen Deine Hunde,
Frau Mette ſing ich nach meinem Hof,
Noch heut in der Mitternachtſtunde.“

Und als die Mitternachtſtunde kam,
Herr Peter hub an zu ſingen;
Wohl über den Fluß, wohl über den Wald
Die ſüßen Töne dringen.

Die Tannenbäume horchen ſo ſtill,
Die Flut hört auf zu rauſchen,
Am Himmel zittert der blaſſe Mond,
Die klugen Sterne lauſchen.

Frau Mette erwacht aus ihrem Schlaf:
„Wer ſingt vor meiner Kammer?“
Sie achſelt ihr Kleid, ſie ſchreitet hinaus —
Das ward zu großem Jammer.

Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß
Sie ſchreitet unaufhaltſam;
Herr Peter zog ſie nach ſeinem Hof
Mit ſeinem Liede gewaltſam.

Und als ſie morgens nach Hauſe kam,
Vor der Thüre ſtand Herr Bender:
„Frau Mette, wo biſt Du geweſen zur Nacht?
Es triefen Deine Gewänder.“ —

„Ich war heut Nacht am Nixenfluß,
Dort hört ich prophezeien,
Es plätſcherten und beſpritzten mich
Die neckenden Waſſerfeien.“ —

„Am Nixenfluß iſt feiner Sand,
Dort biſt Du nicht gegangen,
Zerriſſen und blutig ſind Deine Füß',
Auch bluten Deine Wangen.“ —

„Ich war heut Nacht im Elfenwald,
Zu ſchaun den Elfenreigen,
Ich hab mir verwundet Fuß und Geſicht
An Dornen und Tannenzweigen.“ —

„Die Elfen tanzen im Monat Mai
Auf weichen Blumenfeldern,
Jetzt aber herrſcht der kalte Herbſt
Und heult der Wind in den Wäldern.“ —

„Bei Peter Nielſen war ich heut Nacht,
Er ſang, und zaubergewaltſam
Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluß
Es zog mich unaufhaltſam.

„Sein Lied iſt ſtark, als wie der Tod,
Es lockt in Nacht und Verderben,
Noch brennt mir im Herzen die tönende Glut;
Ich weiß, jetzt muß ich ſterben.“ —

Die Kirchenthür iſt ſchwarz behängt,
Die Trauerglocken läuten;
Das ſoll den jämmerlichen Tod
Der armen Frau Mette bedeuten.

Herr Bender ſteht vor der Leichenbahr
Und ſeufzt aus Herzensgrunde:
„Nun hab ich verloren mein ſchönes Weib
Und meine treuen Hunde.“

233. Die junge Königin. *

Es war ein alter König,
Sein Herz war ſchwer, ſein Haupt war grau;
Der arme, alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein ſchöner Page,
Blond war ſein Haupt, leicht war ſein Sinn;
Er trug die ſeidne Schleppe
Der jungen Königin.

Kennſt du das alte Liedchen?
Es klingt ſo ſüß, es klingt ſo trüb!
Sie mußten beide ſterben,
Sie hatten ſich viel zu lieb.

234. Ritter Olaf.*

I.

Vor dem Dome ſtehn zwei Männer,
Tragen beide rote Röcke,
Und der eine iſt der König,
Und der Henker iſt der andre.

Und zum Henker ſpricht der König:
„Am Geſang der Pfaffen merk ich,
Daß vollendet ſchon die Trauung —
Halt bereit dein gutes Richtbeil!“

Glockenklang und Orgelrauſchen,
Und das Volk ſtrömt aus der Kirche;
Bunter Feſtzug, in der Mitte
Die geſchmückten Neuvermählten.

Leichenblaß und bang und traurig
Schaut die ſchöne Königstochter;
Keck und heiter ſchaut Herr Olaf,
Und ſein roter Mund, der lächelt.

Und mit lächelnd rotem Munde
Spricht er zu dem finſtern König:
„Guten Morgen, Schwiegervater,
Heut iſt Dir mein Haupt verfallen.

„Sterben ſoll ich heut — O, laß mich
Nur bis Mitternacht noch leben,
Daß ich meine Hochzeit feire
Mit Bankett und Fackeltänzen!

„Laß mich leben, laß mich leben,
Bis geleert der letzte Becher,
Bis der letzte Tanz getanzt iſt —
Laß bis Mitternacht mich leben!“

Und zum Henker ſpricht der König:
„Unſerm Eidam ſei gefriſtet
Bis um Mitternacht ſein Leben —
Halt bereit dein gutes Richtbeil!“

II.

Herr Olaf ſitzt beim Hochzeitſchmaus,
Er trinkt den letzten Becher aus.
An ſeine Schulter lehnt
Sein Weib und ſtöhnt —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Der Reigen beginnt, und Herr Olaf erfaßt
Sein junges Weib mit wilder Haſt:
Sie tanzen bei Fackelglanz
Den letzten Tanz —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Die Geigen geben ſo luſtigen Klang,
Die Flöten ſeufzen ſo traurig und bang!
Wer die beiden tanzen ſieht,
Dem erbebt das Gemüt —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Und wie ſie tanzen im dröhnenden Saal,
Herr Olaf flüſtert zu ſeinem Gemahl:
„Du weißt nicht, wie lieb ich Dich hab —
So kalt iſt das Grab“ —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

III.

Herr Olaf, es iſt Mitternacht,
Dein Leben iſt verfloſſen!
Du hatteſt eines Fürſtenkinds
In freier Luft genoſſen.

Die Mönche murmeln das Totengebet,
Der Mann im roten Rocke,
Er ſteht mit ſeinem blanken Beil
Schon vor dem ſchwarzen Blocke.

Herr Olaf ſteigt in den Hof hinab,
Da blinken viel Schwerter und Lichter.
Es lächelt des Ritters roter Mund,
Mit lächelndem Munde ſpricht er:

„Ich ſegne die Sonne, ich ſegne den Mond
Und die Stern', die am Himmel ſchweifen;
Ich ſegne auch die Vögelein,
Die in den Lüften pfeifen.

„Ich ſegne das Meer, ich ſegne das Land
Und die Blumen auf der Aue;
Ich ſegne die Veilchen, ſie ſind ſo ſanft,
Wie die Augen meiner Fraue.

„Ihr Veilchenaugen meiner Frau,
Durch euch verlier ich mein Leben!
Ich ſegne auch den Holunderbaum,
Wo Du Dich mir ergeben."

235. Begegnung.*

Wohl unter der Linde erklingt die Muſik,
Da tanzen die Burſchen und Mädel,
Da tanzen zwei, die niemand kennt,
Sie ſchaun ſo ſchlank und edel.

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab,
In ſeltſam fremder Weiſe;

Sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,
Das Fräulein flüstert leise:

„Mein schöner Junker, auf Eurem Hut
Schwankt eine Nockenlilie,
Die wächst nur tief im Meeresgrund —
Ihr stammt nicht aus Adams Familie.

„Ihr seid der Wassermann, Ihr wollt
Verlocken des Dorfes Schönen.
Ich hab Euch erkannt beim ersten Blick
An Euren fischgrätigen Zähnen.“

Sie schweben auf, sie schweben ab,
In seltsam fremder Weise;
Sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,
Der Junker flüstert leise:

„Mein schönes Fräulein, sagt mir, warum
So eiskalt Eure Hand ist?
Sagt mir, warum so naß der Saum
An Eurem weißen Gewand ist?

„Ich hab Euch erkannt beim ersten Blick
An Eurem spöttischen Knickse —
Du bist kein irdisches Menschenkind,
Du bist mein Mühmchen, die Nixe.“

Die Geigen verstummen, der Tanz ist aus,
Es trennen sich höflich die beiden,
Sie kennen sich leider viel zu gut,
Suchen sich jetzt zu vermeiden.

236. Die Nixen.*

Am einſamen Strande plätſchert die Flut,
Der Mond iſt aufgegangen;
Auf weißer Düne der Ritter ruht,
Von bunten Träumen befangen.

Die ſchönen Nixen, im Schleiergewand,
Entſteigen der Meerestiefe.
Sie nahen ſich leiſe dem jungen Fant,
Sie glaubten wahrhaftig, er ſchliefe.

Die eine betaſtet mit Neubegier
Die Federn auf ſeinem Barette;
Die andre neſtelt am Bandelier
Und an der Waffenkette.

Die dritte lacht, und ihr Auge blitzt;
Sie zieht das Schwert aus der Scheide,
Und auf dem blanken Schwert geſtützt
Beſchaut ſie den Ritter mit Freude.

Die vierte tänzelt wohl hin und her
Und flüſtert aus tiefem Gemüte:
„O, daß ich doch Dein Liebchen wär,
Du holde Menſchenblüte!“

Die fünfte küßt des Ritters Händ'
Mit Sehnſucht und Verlangen;
Die ſechſte zögert und küßt am End
Die Lippen und die Wangen.

Der Ritter iſt klug, es fällt ihm nicht ein,
Die Augen öffnen zu müſſen;
Er läßt ſich ruhig im Mondenſchein
Von ſchönen Nixen küſſen.

237. König Harald Harfagar.*

Der König Harald Harfagar
Sitzt unten in Meeresgründen
Bei seiner schönen Wasserfee;
Die Jahre kommen und schwinden.

Von Nixenzauber gebannt und gefeit,
Er kann nicht leben, nicht sterben;
Zweihundert Jahre dauert schon
Sein seliges Verderben.

Des Königs Haupt liegt auf dem Schoß
Der holden Frau, und mit Schmachten
Schaut er nach ihren Augen empor,
Kann nicht genug sie betrachten.

Sein goldnes Haar ward silbergrau,
Es treten die Backenknochen
Gespenstisch hervor aus dem gelben Gesicht,
Der Leib ist welk und gebrochen.

Manchmal aus seinem Liebestraum
Wird er plötzlich aufgeschüttert,
Denn droben stürmt so wild die Flut,
Und das gläserne Schloß erzittert.

Manchmal ist ihm, als hört er im Wind
Normannenruf erschallen;
Er hebt die Arme mit freudiger Hast,
Läßt traurig sie wieder fallen.

Manchmal ist ihm, als hört er gar,
Wie die Schiffer singen hier oben
Und den König Harald Harfagar
Im Heldenliede loben.

Der König stöhnt und schluchzt und weint
Alsdann aus Herzensgrunde.
Schnell beugt sich hinab die Wasserfee
Und küßt ihn mit lachendem Munde.

238. Gesang der Walküren.*

Unten Schlacht. Doch oben schossen
Durch die Luft auf Wolkenrossen
Drei Walküren, und es klang
Schildererklirrend ihr Gesang:

„Fürsten hadern, Völker streiten,
Jeder will die Macht erbeuten;
Herrschaft ist das höchste Gut,
Höchste Tugend ist der Mut.“ —

„Heisa! vor dem Tod beschützen
Keine stolzen Eisenmützen,
Und das Heldenblut zerrinnt,
Und der schlechtre Mann gewinnt.“ —

„Lorbeerkränze, Siegesbogen!
Morgen kommt er eingezogen,
Der den bessern überwand
Und gewonnen Leut' und Land.“

239. Schlachtfeld bei Hastings.*

Der Abt von Waltham seufzte tief,
Als er die Kunde vernommen,
Daß König Harold elendiglich
Bei Hastings umgekommen.

Zwei Mönche, Asgod und Ailrik genannt,
Die schickt' er aus als Boten,
Sie sollten suchen die Leiche Harolds
Bei Hastings unter den Toten.

Die Mönche gingen traurig fort
Und kehrten traurig zurücke:
„Hochwürdiger Vater, die Welt ist uns gram,
Wir sind verlassen vom Glücke.

„Gefallen ist der beßre Mann,
Es siegte der Bankert, der schlechte,
Gewappnete Diebe verteilen das Land
Und machen den Freiling zum Knechte.

„Der lausigste Lump aus der Normandie
Wird Lord auf der Insel der Britten;
Ich sah einen Schneider aus Bayeux, er kam
Mit goldnen Sporen geritten.

„Weh dem, der jetzt ein Sachse ist!
Ihr Sachsenheilige droben
Im Himmelreich, nehmt Euch in acht,
Ihr seid der Schmach nicht enthoben.

„Jetzt wissen wir, was bedeutet hat
Der große Komet, der heuer
Blutrot am nächtlichen Himmel ritt
Auf einem Besen von Feuer.

„Bei Hastings in Erfüllung ging
Des Unsterns böses Zeichen,
Wir waren auf dem Schlachtfeld dort
Und suchten unter den Leichen.

„Wir suchten hin, wir suchten her,
Bis alle Hoffnung verschwunden —
Den Leichnam des toten Königs Harold,
Wir haben ihn nicht gefunden."

Asgod und Ailrik sprachen also;
Der Abt rang jammernd die Hände,
Versank in tiefe Nachdenklichkeit
Und sprach mit Seufzen am Ende:

„Zu Grendelfield am Bardenstein,
Just in des Waldes Mitte,
Da wohnet Edith Schwanenhals
In einer dürftgen Hütte.

„Man hieß sie Edith Schwanenhals,
Weil wie der Hals der Schwäne
Ihr Nacken war; der König Harold,
Er liebte die junge Schöne.

„Er hat sie geliebt, geküßt und geherzt
Und endlich verlassen, vergessen.
Die Zeit verfließt; wohl sechzehn Jahr'
Verflossen unterdessen.

„Begebt euch, Brüder, zu diesem Weib
Und laßt sie mit euch gehen
Zurück nach Hastings, der Blick des Weibs
Wird dort den König erspähen.

„Nach Waltham-Abtei hierher alsdann
Sollt ihr die Leiche bringen,
Damit wir christlich bestatten den Leib
Und für die Seele singen."

Um Mitternacht gelangten schon
Die Boten zur Hütte im Walde:
„Erwache, Edith Schwanenhals,
Und folge uns alsbalde!

„Der Herzog der Normannen hat
Den Sieg davon getragen,
Und auf dem Feld bei Hastings liegt
Der König Harold erschlagen.

„Komm mit nach Hastings, wir suchen dort
Den Leichnam unter den Toten
Und bringen ihn nach Waltham-Abtei,
Wie uns der Abt geboten."

Kein Wort sprach Edith Schwanenhals,
Sie schürzte sich geschwinde
Und folgte den Mönchen; ihr greisendes Haar,
Das flatterte wild im Winde.

Es folgte barfuß das arme Weib
Durch Sümpfe und Baumgestrüppe.
Bei Tagesanbruch gewahrten sie schon
Zu Hastings die kreidige Klippe.

Der Nebel, der das Schlachtfeld bedeckt
Als wie ein weißes Lailich,
Zerfloß allmählich; es flatterten auf
Die Dohlen und krächzten abscheulich.

Viel tausend Leichen lagen dort
Erbärmlich auf blutiger Erde,
Nackt ausgeplündert, verstümmelt, zerfleischt,
Daneben die Äser der Pferde.

Es wadete Edith Schwanenhals
Im Blute mit nackten Füßen;
Wie Pfeile aus ihrem stieren Aug
Die forschenden Blicke schießen.

Sie suchte hin, sie suchte her,
Oft mußte sie mühsam verscheuchen
Die fraßbegierige Rabenschar;
Die Mönche hinter ihr keuchen.

Sie suchte schon den ganzen Tag,
Es ward schon Abend — plötzlich
Bricht aus der Brust des armen Weibs
Ein geller Schrei entsetzlich.

Gefunden hat Edith Schwanenhals
Des toten Königs Leiche.
Sie ſprach kein Wort, ſie weinte nicht,
Sie küßte das Antlitz, das bleiche.

Sie küßte die Stirne, ſie küßte den Mund,
Sie hielt ihn feſt umſchloſſen;
Sie küßte auf des Königs Bruſt
Die Wunde, blutumfloſſen.

Auf ſeiner Schulter erblickt ſie auch —
Und ſie bedeckt ſie mit Küſſen —
Drei kleine Narben, Denkmäler der Luſt,
Die ſie einſt hineingebiſſen.

Die Mönche konnten mittlerweil
Baumſtämme zuſammenfugen;
Das war die Bahre, worauf ſie alsdann
Den toten König trugen.

Sie trugen ihn nach Waltham-Abtei,
Daß man ihn dort begrübe;
Es folgte Edith Schwanenhals
Der Leiche ihrer Liebe.

Sie ſang die Totenlitanein
In kindiſch frommer Weiſe;
Das klang ſo ſchauerlich in der Nacht —
Die Mönche beteten leiſe. —

240. Der Helfer.*

Frohlockſt, Plantagenet, und glaubſt,
Daß du die letzte Hoffnung uns raubſt,
Weil deine Knechte ein Grabmal fanden,
Worauf der Name „Arthur“ geſtanden?

Arthur iſt nicht geſtorben, es barg
Nicht ſeinen Leichnam der ſteinerne Sarg:
Ich ſelber ſah ihn vor wenig Tagen
Lebendigen Leibes im Walde jagen.

Er trug ein Kleid von grünem Samt,
Die Lippe lacht, das Auge flammt.
Er kam mit ſeinen Jagdgenoſſen
Einhergeritten auf ſtolzen Roſſen.

Wie allgewaltig ſein Hifthorn ſchallt:
Trara — trara — durch Thal und Wald!
Die Zauberklänge, die Wundertöne,
Sie ſind verſtändlich für Cornwalls Söhne.

Sie melden: die Zeit iſt noch nicht da,
Doch kommt ſie bald — trara — trara!
Und König Arthur mit ſeinen Getreuen
Wird von den Normannen das Land befreien.

241. König Richard.*

Wohl durch der Wälder einödige Pracht
Jagt ungeſtüm ein Reiter;
Er bläſt ins Horn, er ſingt und lacht
Gar ſeelenvergnügt und heiter.

Sein Harniſch iſt von ſtarkem Erz,
Noch ſtärker iſt ſein Gemüte:
Das iſt Herr Richard Löwenherz,
Der chriſtlichen Ritterſchaft Blüte.

„Willkommen in England!“ rufen ihm zu
Die Bäume mit grünen Zungen —
„Wir freuen uns, o König, daß Du
Öſtreichiſcher Haft entſprungen.“

Dem König iſt wohl in der freien Luft,
Er fühlt ſich wie neugeboren,
Er denkt an Öſtreichs Feſtungsduft —
Und gibt ſeinem Pferde die Sporen.

242. Childe Harold.*

Eine ſtarke ſchwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verſtummten
Leichenhüter ſitzen drin.

Toter Dichter! ſtille liegt er,
Mit entblößtem Angeſicht;
Seine blauen Augen ſchauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingts, als riefe
Eine kranke Nixenbraut,
Und die Wellen, ſie zerſchellen
An dem Kahn, wie Klagelaut.

243. Gut Nacht!

(Überſetzung aus Byrons Childe Harold, Erſter Geſang.)

„Lebwohl! lebwohl! im blauen Meer
Verbleicht die Heimat dort.
Der Nachtwind ſeufzt, wir rudern ſchwer,
Scheu fliegt die Möwe fort.
Wir ſegeln jener Sonne zu,
Die untertaucht mit Pracht;
Lebwohl, du ſchöne Sonn, und du,
Mein Vaterland — gut Nacht!

„Aufs neu ſteigt bald die Sonn heran,
Gebärend Tageslicht;
Nur Luft und Meer begrüß ich dann,
Doch meine Heimat nicht.
Mein gutes Schloß liegt wüſt und leer,
Mein Herd ſteht öde dort,
Das Unkraut rankt dort wild umher,
Mein Hund heult an der Pfort.

„Komm her, komm her, mein Page klein,
Was weinſt du, armes Kind?
Fürchtſt du der Wogen wildes Dräun,
Macht zittern dich der Wind?
Wiſch nur vom Aug die Thräne hell,
Das Schiff iſt feſt gefügt,
Kaum fliegt der beſte Falk ſo ſchnell,
Wie unſer Schifflein fliegt.“ —

„Laß brauſen Flut, laß heulen Wind,
Mich ſchreckt nicht Wind, nicht Flut;
Sir Childe, viel andre Ding' es ſind,
Weshalb ich ſchlimmgemut.
Denn ich verließ den Vater mein
Und auch die Mutter traut;
Mir blieb kein Freund, als du allein,
Und der dort oben ſchaut.

„Lang ſegnete mein Vater mich,
Doch klagte er nicht ſehr.
Doch Mutter weint wohl bitterlich,
Bis daß ich wiederkehr.“ —
„Still, ſtill, mein Bub, dich zieret hold
Im Auge ſolche Thrän,
Hätt ich dein ſchuldlos Herz, man ſollt
Auch meins nicht trocken ſehn. —

„Komm her, komm her, mein Schloßdienstmann,
Was hat dich bleich gemacht?
Fürchtst du, der Franzmann käm heran,
Durchfröstelt dich die Nacht?“ —
„Glaubst du, ich zittre für den Leib?
Sir Childe, bin nicht so bang!
Doch denkt er an sein fernes Weib,
Wird bleich des Treuen Wang!

„Am Seerand, wo dein Stammschloß ragt,
Da wohnt mir Weib und Kind;
Wenn nun der Bub nach Vater fragt,
Was sagt sie ihm geschwind?“ —
„Still, still! mein wackrer Schloßdienstmann,
Man ehre deinen Schmerz;
Doch ich bin leichtrer Art und kann
Entfliehn, als seis ein Scherz.

„Ich traue Weibesseufzern nicht:
Ein frischer Buhlertroß
Wird trocknen jenes Auge licht,
Das jüngst noch überfloß.
Mich quälet kein Erinnrung süß,
Kein Sturm, der näher rollt;
Mich quält nur, daß ich nichts verließ,
Weshalb ich weinen sollt.

„Und nun schwimm ich auf weitem Meer,
Bin einsam in der Welt: —
Sollt ich um andre weinen sehr,
Da mir kein Thränlein fällt?
Mein Hund heult nur, bis neue Speis
Ein neuer Herr ihm reicht;
Kehr ich zurück und nah ihm leis —
Zerfleischt er mich vielleicht.

„Mit dir, mein Schiff, durchsegl ich frei
Das wilde Meergebraus;

Trag mich, nach welchem Land es sei,
Nur trag mich nicht nach Haus!
Sei mir willkommen, Meer und Luft!
Und ist die Fahrt vollbracht,
Sei mir willkommen, Wald und Kluft!
Mein Vaterland — gut Nacht!"

244. Geoffroy Rudel und Melisande von Tripolis.*

In dem Schlosse Blaye erblickt man
Die Tapete an den Wänden,
So die Gräfin Tripolis
Einst gestickt mit klugen Händen.

Ihre ganze Seele stickte
Sie hinein, und Liebesthräne
Hat gefeit das seidne Bildwerk,
Welches darstellt jene Szene:

Wie die Gräfin den Rudel
Sterbend sah am Strande liegen
Und das Urbild ihrer Sehnsucht
Gleich erkannt' in seinen Zügen.

Auch Rudel hat hier zum ersten
Und zum letzten Mal erblicket
In der Wirklichkeit die Dame,
Die ihn oft im Traum entzücket.

Über ihn beugt sich die Gräfin,
Hält ihn liebevoll umschlungen,
Küßt den todesbleichen Mund,
Der so schön ihr Lob gesungen!

Ach! der Kuß des Willkomms wurde
Auch zugleich der Kuß des Scheidens,
Und so leerten sie den Kelch
Höchster Lust und tiefsten Leidens. —

In dem Schloſſe Blaye allnächtlich
Gibts ein Rauſchen, Kniſtern, Beben:
Die Figuren der Tapete
Fangen plötzlich an zu leben.

Troubadour und Dame ſchütteln
Die verſchlafnen Schattenglieder,
Treten aus der Wand und wandeln
Durch die Säle auf und nieder.

Trautes Flüſtern, ſanftes Tändeln,
Wehmutſüße Heimlichkeiten
Und poſthume Galantrie
Aus des Minneſanges Zeiten:

„Geoffroy! Mein totes Herz
Wird erwärmt von Deiner Stimme,
In den längſt erloſchnen Kohlen
Fühl ich wieder ein Geglimme!“ —

„Meliſande! Glück und Blume!
Wenn ich Dir ins Auge ſehe,
Leb ich auf — geſtorben iſt
Nur mein Erdenleid und Wehe.“ —

„Geoffroy! wir liebten uns
Einſt im Traume, und jetzunder
Lieben wir uns gar im Tode —
Gott Amur that dieſes Wunder!“ —

„Meliſande! was iſt Traum?
Was iſt Tod? Nur eitel Töne.
In der Liebe nur iſt Wahrheit,
Und Dich lieb ich, ewig Schöne.“ —

„Geoffroy! wie traulich iſt es
Hier im ſtillen Mondſcheinſaale,
Möchte nicht mehr draußen wandeln
In des Tages Sonnenſtrahle.“ —

„Melisande! teure Närrin,
Du bist selber Licht und Sonne,
Wo Du wandelst, blüht der Frühling,
Sprossen Lieb und Maienwonne!"

Also kosen, also wandeln
Jene zärtlichen Gespenster
Auf und ab, derweil das Mondlicht
Lauschet durch die Bogenfenster.

Doch den holden Spuk vertreibend,
Kommt am End die Morgenröte —
Jene huschen scheu zurück
In die Wand, in die Tapete.

245. Bertrand de Born.*

Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf seiner Stirn Gedankenspur:
Er konnte jedes Herz besiegen,
Bertrand de Born, der Troubadour.

Es kirrten seine süßen Töne
Die Löwin des Plantagenets;
Die Tochter auch, die beiden Söhne,
Er sang sie alle in sein Netz.

Wie er den Vater selbst bethörte!
In Thränen schmolz des Königs Zorn,
Als er ihn lieblich reden hörte,
Den Troubadour, Bertrand de Born.

246. Die Grenadiere.*

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mär:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!"

Der andre sprach: „Das Lied ist aus,
Auch ich möcht mit dir sterben,
Doch hab ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben." —

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind?
Ich trage weit beßres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind! —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

„Gewähr mir, Bruder, eine Bitt:
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde!

„Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt mir um den Degen!

„So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

„Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig ich gewaffnet hervor aus dem Grab —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!"

247. Der Mohrenkönig. *

Ins Exil der Alpujarren
Zog der junge Mohrenkönig;
Schweigsam und das Herz voll Kummer,
Ritt er an des Zuges Spitze.

Hinter ihm auf hohen Zeltern
Oder auch in güldnen Sänften
Saßen seines Hauses Frauen;
Schwarze Mägde trägt das Maultier.

Hundert treue Diener folgen
Auf arabisch edlen Rappen;
Stolze Gäule, doch die Reiter
Hängen schlottrig in den Sätteln.

Keine Zimbel, keine Pauke,
Kein Gesangeslaut ertönte;
Nur des Maultiers Silberglöckchen
Wimmern schmerzlich in der Stille.

Auf der Höhe, wo der Blick
In das Darrothal hinabschweift
Und die Zinnen von Granada
Sichtbar sind zum letzten Male,

Dorten stieg vom Pferd der König
Und betrachtete die Stadt,
Die im Abendlichte glänzte,
Wie geschmückt mit Gold und Purpur.

Aber, Allah! welch ein Anblick!
Statt des vielgeliebten Halbmonds
Prangen Spaniens Kreuz und Fahnen
Auf den Türmen der Alhambra.

Ach! bei diesem Anblick brachen
Aus des Königs Brust die Seufzer,
Thränen überströmten plötzlich
Wie ein Sturzbach seine Wangen.

Düſter von dem hohen Zelter
Schaut' herab des Königs Mutter,
Schaut' auf ihres Sohnes Jammer,
Und ſie ſchalt ihn ſtolz und bitter:

„Boabdil el Chico," ſprach ſie,
„Wie ein Weib beweinſt Du jetzo
Jene Stadt, die Du nicht wußteſt
Zu verteidgen wie ein Mann."

Als des Königs junge Liebſte
Solche harte Rede hörte,
Stürzte ſie aus ihrer Sänfte
Und umhalſte den Gebieter:

„Boabdil el Chico!" ſprach ſie,
„Tröſte Dich, mein Heißgeliebter:
Aus dem Abgrund Deines Elends
Blüht hervor ein ſchöner Lorbeer.

„Nicht allein der Triumphator,
Nicht allein der ſieggekrönte
Günſtling jener blinden Göttin:
Auch der blutge Sohn des Unglücks,

„Auch der heldenmütge Kämpfer,
Der dem ungeheuren Schickſal
Unterlag, wird ewig leben
In der Menſchen Angedenken." —

„Berg des letzten Mohrenſeufzers"
Heißt bis auf den heutgen Tag
Jene Höhe, wo der König
Sah zum letzten Mal Granada.

Lieblich hat die Zeit erfüllet
Seiner Liebſten Prophezeiung,
Und des Mohrenkönigs Name
Ward verherrlicht und gefeiert.

Nimmer wird ſein Ruhm verhallen,
Ehe nicht die letzte Saite
Schnarrend losſpringt von der letzten
Andaluſiſchen Gitarre.

248. Belſazer.*

Die Mitternacht zog näher ſchon;
In ſtummer Ruh lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß
Da flackerts, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben in dem Königsſaal
Belſazer hielt ſein Königsmahl.

Die Knechte ſaßen in ſchimmernden Reihn
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem ſtörrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

Und blindlings reißt der Mut ihn fort;
Und er läſtert die Gottheit mit ſündigem Wort.

Und er brüſtet ſich frech und läſtert wild;
Die Knechtenſchar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit ſtolzem Blick;
Der Diener eilt' und kehrt' zurück.

Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

„Jehovah! Dir künd ich auf ewig Hohn —
Ich bin der König von Babylon!"

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König wards heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kams hervor, wie Menschenhand,

Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und totenblaß.

Die Knechtenschar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsazer ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

249. Frühlingsfeier.*

Das ist des Frühlings traurige Lust!
Die blühenden Mädchen, die wilde Schar,
Sie stürmen dahin, mit flatterndem Haar
Und Jammergeheul und entblößter Brust: —
„Adonis! Adonis!“

Es sinkt die Nacht. Bei Fackelschein
Sie suchen hin und her im Wald,
Der angstverwirret wiederhallt
Vom Weinen und Lachen und Schluchzen und Schrein:
„Adonis! Adonis!“

Das wunderschöne Jünglingsbild,
Es liegt am Boden blaß und tot,
Das Blut färbt alle Blumen rot,
Und Klagelaut die Luft erfüllt: —
„Adonis! Adonis!“

250. Der Asra.*

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern;
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
Auf ihn zu mit raschen Worten:
„Deinen Namen will ich wissen,
Deine Heimat, deine Sippschaft!“

Und der Sklave sprach: „Ich heiße
Mohamed, ich bin aus Yemen,
Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben."

251. Der Dichter Firdusi.*

I.

Goldne Menschen, Silbermenschen! —
Spricht ein Lump von einem Thoman,
Ist die Rede nur von Silber,
Ist gemeint ein Silberthoman;

Doch im Munde eines Fürsten,
Eines Schaches, ist ein Thoman
Gülden stets; ein Schach empfängt,
Und er gibt nur goldne Thoman.

Also denken brave Leute,
Also dachte auch Firdusi,
Der Verfasser des berühmten
Und vergötterten „Schach Nameh."

Dieses große Heldenlied
Schrieb er auf Geheiß des Schaches,
Der für jeden seiner Verse
Einen Thoman ihm versprochen.

Siebzehnmal die Rose blühte,
Siebzehnmal ist sie verwelket,
Und die Nachtigall besang sie
Und verstummte siebzehnmal —

Unterdessen saß der Dichter
An dem Webstuhl des Gedankens
Tag und Nacht und webte emsig
Seines Liedes Riesenteppich —

Riesenteppich, wo der Dichter
Wunderbar hineingewebt
Seiner Heimat Fabelchronik,
Farsistans uralte Kön'ge,

Lieblingshelden seines Volkes,
Ritterthaten, Aventüren,
Zauberwesen und Dämonen,
Keck umrankt von Märchenblumen —

Alles blühend und lebendig,
Farbenglänzend, blühend, brennend,
Und wie himmlisch angestrahlt
Von dem heilgen Lichte Irans,

Von dem göttlich reinen Urlicht,
Dessen letzter Feuertempel,
Trotz dem Koran und dem Mufti,
In des Dichters Herzen flammte.

Als vollendet war das Lied,
Überschickte seinem Gönner
Der Poet das Manuskript,
Zweimalhunderttausend Verse.

In der Badestube war es,
In der Badestub zu Gasna,
Wo des Schaches schwarze Boten
Den Firdusi angetroffen —

Jeder schleppte einen Geldsack,
Den er zu des Dichters Füßen
Knieend legte, als den hohen
Ehrensold für seine Dichtung.

Der Poet riß auf die Säcke
Hastig, um am lang entbehrten
Goldesanblick sich zu laben —
Da gewahrt' er mit Bestürzung,

Daß der Inhalt dieſer Säcke
Bleiches Silber, Silberthomans,
Zweimalhunderttauſend etwa —
Und der Dichter lachte bitter.

Bitter lachend hat er jene
Summe abgeteilt in drei
Gleiche Teile, und jedwedem
Von den beiden ſchwarzen Boten

Schenkte er als Botenlohn
Solch ein Drittel, und das dritte
Gab er einem Badeknechte,
Der ſein Bad beſorgt, als Trinkgeld.

Seinen Wanderſtab ergriff er
Jetzo und verließ die Hauptſtadt;
Vor dem Thor hat er den Staub
Abgefegt von ſeinen Schuhen.

II.

„Hätt er menſchlich ordinär
Nicht gehalten, was verſprochen,
Hätt er nur ſein Wort gebrochen,
Zürnen wollt ich nimmermehr.

„Aber unverzeihlich iſt,
Daß er mich getäuſcht ſo ſchnöde
Durch den Doppelſinn der Rede
Und des Schweigens größre Liſt.

„Stattlich war er, würdevoll
Von Geſtalt und von Gebärden,
Wenge glichen ihm auf Erden,
War ein König jeder Zoll.

„Wie die Sonn am Himmelsbogen,
Feuerblicks, sah er mich an,
Er, der Wahrheit stolzer Mann —
Und er hat mich doch belogen."

III.

Schach Mahomet hat gut gespeist,
Und gut gelaunet ist sein Geist.
Im dämmernden Garten, auf purpurnem Pfühl,
Am Springbrunn sitzt er. Das plätschert so kühl.

Die Diener stehen mit Ehrfurchtsmienen;
Sein Liebling Ansari ist unter ihnen.
Aus Marmorvasen quillt hervor
Ein üppig brennender Blumenflor.

Gleich Odalisken anmutiglich
Die schlanken Palmen fächern sich.
Es stehen regungslos die Zipressen,
Wie himmelträumend, wie weltvergessen.

Doch plötzlich erklingt bei Lautenklang
Ein sanft geheimnisvoller Gesang.
Der Schach fährt auf, als wie behext:
„Von wem ist dieses Liedes Text?"

Ansari, an welchen die Frage gerichtet,
Gab Antwort: „Das hat Firdusi gedichtet." —
„Firdusi?" — rief der Fürst betreten —
„Wo ist er? Wie geht es dem großen Poeten?"

Ansari gab Antwort: „In Dürftigkeit
Und Elend lebt er seit langer Zeit
Zu Thus, des Dichters Vaterstadt,
Wo er ein kleines Gärtchen hat."

Schach Mahomet schwieg eine gute Weile,
Dann sprach er: „Ansari, mein Auftrag hat Eile —
Geh nach meinen Ställen, und erwähle
Dort hundert Maultiere und fünfzig Kamele!

„Die sollst Du belasten mit allen Schätzen,
Die eines Menschen Herz ergötzen,
Mit Herrlichkeiten und Raritäten,
Kostbaren Kleidern und Hausgeräten

„Von Sandelholz, von Elfenbein,
Mit güldnen und silbernen Schnurrpfeiferein,
Kannen und Kelchen, zierlich gehenkelt,
Leopardenfellen, groß gesprenkelt,

„Mit Teppichen, Shawls und reichen Brokaten,
Die fabriziert in meinen Staaten —
Vergiß nicht, auch hinzuzupacken
Glänzende Waffen und Schabracken,

„Nicht minder Getränke jeder Art
Und Speisen, die man in Töpfen bewahrt,
Auch Konfitüren und Mandeltorten
Und Pfefferkuchen von allen Sorten.

„Füge hinzu ein Dutzend Gäule
Arabischer Zucht, geschwind wie Pfeile,
Und schwarze Sklaven gleichfalls ein Dutzend,
Leiber von Erz, strapazentrutzend.

„Ansari, mit diesen schönen Sachen
Sollst Du Dich gleich auf die Reise machen!
Du sollst sie bringen nebst meinem Gruß
Dem großen Dichter Firdusi zu Thus!“

Ansari erfüllte des Herrschers Befehle,
Belud die Mäuler und Kamele
Mit Ehrengeschenken, die wohl den Zins
Gekostet von einer ganzen Provinz.

Nach dreien Tagen verließ er schon
Die Residenz, und in eigner Person,
Mit einer roten Führerfahne,
Ritt er voran der Karawane.

Am achten Tage erreichten sie Thus;
Die Stadt liegt an des Berges Fuß.
Wohl durch das Westthor zog herein
Die Karawane mit Lärmen und Schrein;

Die Trommel scholl, das Kuhhorn klang,
Und laut aufjubelt Triumphgesang;
„La Illa Il Allah!“ aus voller Kehle
Jauchzten die Treiber der Kamele. —

Doch durch das Ostthor, am andern End
Von Thus, zog in demselben Moment
Zur Stadt hinaus der Leichenzug,
Der den toten Firdusi zu Grabe trug.

252. Vimini.*

Prolog.

Wunderglaube! blaue Blume,
Die verschollen jetzt, wie prachtvoll
Blühte sie im Menschenherzen
Zu der Zeit, von der wir singen!

Wunderglaubenszeit! Ein Wunder
War sie selbst. So viele Wunder
Gab es damals, daß der Mensch
Sich nicht mehr darob verwundert'.

Eines Morgens, bräutlich blühend,
Tauchte aus des Ozeanes
Blauen Fluten ein Meerwunder,
Eine ganze neue Welt —

Eine neue Welt mit neuen
Menschensorten, neuen Bestien,
Neuen Bäumen, Blumen, Vögeln
Und mit neuen Weltkrankheiten! —

Unterdessen unsre alte,
Unsre eigne, alte Welt:
Umgestaltet, ganz verwandelt
Wunderbarlich wurde sie

Durch Erfindnisse des Geistes,
Des modernen Zaubergeistes,
Durch die Schwarzkunst Berthold Schwarzes
Und die noch viel schlaure Schwarzkunst

Eines Mainzer Teufelbanners,
So wie auch durch die Magie,
Welche waltet in den Büchern,
Die von bärtgen Hexenmeistern

Aus Byzanz und aus Ägypten
Uns gebracht und hübsch verdolmetscht —
Buch der Schönheit heißt das eine,
Buch der Wahrheit heißt das andre;

Beide aber hat Gott selber
Abgefaßt in zwei verschiednen
Himmelssprachen, und er schrieb sie,
Wie wir glauben, eigenhändig. —

Durch die kleine Zitternadel,
Die des Seemanns Wünschelrute,
Fand derselbe damals auch
Einen Weg nach Indien,

Nach der lang gesuchten Heimat
Der Gewürze, wo sie sprießen
Schier in liederlicher Fülle,
Manchmal gar am Boden ranken,

Die phantaſtiſchen Gewächſe,
Kräuter, Blumen, Stauden, Bäume,
Die des Pflanzenreiches Adel
Oder Kronjuwelen ſind,

Jene ſeltnen Spezereien
Mit geheimnisvollen Kräften,
Die den Menſchen oft geneſen,
Öfter auch erkranken machen. —

Als ſich nun die Gartenpforte
Indias erſchloß — balſamiſch
Wogend jetzt ein Meer von Weihrauch,
Eine Sündflut von wollüſtig

Ungeheuerlichen Düften,
Sinnberauſchend, ſinnbetäubend
Strömte plötzlich in das Herz,
In das Herz der alten Welt.

Wie gepeitſcht von Feuerbränden,
Flammenruten, in der Menſchen
Adern raſte jetzt das Blut,
Lechzend nach Genuß und Gold —

Doch das Gold allein blieb Loſung,
Denn durch Gold, den gelben Kuppler,
Kann ſich jeder leicht verſchaffen
Alle irdiſchen Genüſſe.

Gold war jetzt das erſte Wort,
Das der Spanier ſprach beim Eintritt
In des Indianers Hütte —
Erſt nachher frug er nach Waſſer.

Bei dem Tempelſturm von Quito
Lopez Vacca ſtahl die Sonne,
Die zwölf Zentner Goldes wog;
Doch dieſelbe Nacht verlor er

Sie im Würfelſpiele wieder,
Und im Volke blieb das Sprichwort:
„Das iſt Lopez, der die Sonne
Hat verſpielt vor Sonnenaufgang.“

In der Zeit des Wunderglaubens
Thaten auch die Menſchen Wunder;
Wer Unmögliches geglaubt,
Konnt Unmögliches verrichten.

Nur der Thor war damals Zweifler,
Die verſtändgen Leute glaubten;
Vor den Tageswundern beugte
Gläubig tief ſein Haupt der Weiſe.

Seltſam! Aus des Wunderglaubens
Wunderzeit klingt mir im Sinne
Heut beſtändig die Geſchichte
Von Don Juan Ponce de Leon,

Welcher Florida entdeckte,
Aber jahrelang vergebens
Aufgeſucht die Wunderinſel
Seiner Sehnſucht: Bimini!

Bimini! bei deines Namens
Holdem Klang in meiner Bruſt
Bebt das Herz, und die verſtorbnen
Jugendträume, ſie erwachen:

Auf den Häuptern welke Kränze,
Schauen ſie mich an wehmütig;
Tote Nachtigallen flöten,
Schluchzen zärtlich, wie verblutend.

Hilf mir, Muſe, kluge Bergfee
Des Parnaſſes, Gottestochter,
Steh mir bei jetzt, und bewähre
Die Magie der edlen Dichtkunſt —

Zeige, daß du hexen kannst,
Und verwandle flugs mein Lied
In ein Schiff, ein Zauberschiff,
Das mich bringt nach Bimini!

Kaum hab ich das Wort gesprochen,
Geht mein Wunsch schon in Erfüllung,
Und vom Stapel des Gedankens
Läuft herab das Zauberschiff.

Wer will mit nach Bimini?
Steiget ein, ihr Herrn und Damen!
Wind und Wetter dienend, bringt
Euch mein Schiff nach Bimini.

Leidet ihr am Zipperlein,
Edle Herren? Schöne Damen,
Habt ihr auf der weißen Stirn
Schon ein Fünzelchen entdeckt?

Folget mir nach Bimini,
Dorten werdet ihr genesen
Von den schändlichen Gebresten;
Hydropathisch ist die Kur!

Fürchtet nichts, ihr Herrn und Damen,
Sehr solide ist mein Schiff:
Aus Trochäen, stark wie Eichen,
Sind gezimmert Kiel und Planken.

Phantasie sitzt an dem Steuer,
Gute Laune bläht die Segel,
Schiffsjung ist der Witz, der flinke;
Ob Verstand an Bord? ich weiß nicht!

Durch das Meer der Märchenwelt,
Durch das blaue Märchenweltmeer
Zieht mein Schiff, mein Zauberschiff,
Seine träumerischen Furchen.

Funkenstäubend mir voran
In dem wogenden Azur
Plätschert, tummelt sich ein Heer
Von großköpfigen Delphinen —

Und auf ihrem Rücken reiten
Meine Wasserpostillione,
Amoretten, die bausbäckig
Auf bizarren Muschelhörnern

Schallende Fanfaren blasen —
Aber horch! da unten klingt
Aus der Meerestiefe plötzlich
Ein Gekicher und Gelächter.

Ach, ich kenne diese Laute,
Diese süßmokanten Stimmen —
Das sind schnippische Undinen,
Nixen, welche skeptisch spötteln

Über mich, mein Narrenschiff,
Meine Narrenpassagiere,
Über meine Narrenfahrt
Nach der Insel Bimini.

I.

Einsam auf dem Strand von Cuba
Vor dem stillen Wasserspiegel
Steht ein Mensch, und er betrachtet
In der Flut sein Konterfei.

Dieser Mensch ist alt, doch spanisch
Kerzensteif ist seine Haltung.
Halb seemännisch, halb soldatisch
Ist sein wunderlicher Anzug.

Weite Fischerhosen bauschen
Unter einem Rock von gelber
Elenshaut; von reichgesticktem
Goldstoff ist das Bandelier.

Daran hängt die obligate,
Lange Klinge von Toledo,
Und vom grauen Filzhut wehen
Blutrot keck die Hahnenfedern.

Sie beschatten melancholisch
Ein verwittert Greisenantlitz,
Welches Zeit und Zeitgenossen
Übel zugerichtet haben.

Mit den Runzeln, die das Alter
Und Strapazen eingegraben,
Kreuzen sich fatale Narben
Schlechtgeflickter Säbelhiebe.

Eben nicht mit sonderlichem
Wohlgefallen scheint der Greis
In dem Wasser zu betrachten
Sein bekümmert Spiegelbildnis.

Wie abwehrend streckt er manchmal
Seine beiden Hände aus,
Schüttelt dann das Haupt, und seufzend
Spricht er endlich zu sich selber:

„Ist das Juan Ponce de Leon,
Der als Page an dem Hofe
Von Don Gomez trug die stolze
Schleppe der Alkadentochter?

„Schlank und lustig war der Fant,
Und die goldnen Locken spielten
Um das Haupt, das voll von Leichtsinn
Und von rosigen Gedanken.

„Alle Damen von Sevilla
Kannten ſeines Pferdes Hufſchlag,
Und ſie flogen raſch ans Fenſter,
Wenn er durch die Straßen ritt.

„Rief der Reiter ſeinen Hunden,
Mit der Zung am Gaumen ſchnalzend,
Dann durchdrang der Laut die Herzen
Hocherrötend ſchöner Frauen.

„Iſt das Juan Ponce de Leon,
Der ein Schreck der Mohren war
Und, als wärens Diſtelköpfe,
Niederhieb die Turbanhäupter?

„Auf dem Blachfeld vor Granada
Und im Angeſicht des ganzen
Chriſtenheers hat Don Gonſalvo
Mir den Ritterſchlag erteilet.

„An dem Abend jenes Tages
In dem Zelte der Infantin
Tanzte ich, beim Klang der Geigen,
Mit des Hofes ſchönen Damen.

„Aber weder Klang der Geigen,
Noch Gekoſe ſchöner Damen
Habe ich gehört am Abend
Jenes Tages — wie ein Füllen

„Stampfte ich des Zeltes Boden
Und vernahm nur das Geklirre,
Nur das liebliche Geklirre
Meiner erſten goldnen Sporen.

„Mit den Jahren kam der Ernſt
Und der Ehrgeiz, und ich folgte
Dem Columbus auf der zweiten
Großen Weltentdeckungsreiſe.

„Treusam blieb ich ihm ergeben,
Diesem andern großen Christoph,
Der das Licht des Heils getragen
Zu den Heiden durch das Wasser.

„Ich vergesse nicht die Milde
Seines Blickes. Schweigsam litt er,
Klagte nur des Nachts den Sternen
Und den Wellen seine Leiden.

„Als der Admiral zurück ging
Nach Hispanien, nahm ich Dienste
Bei Ojeda, und ich schiffte
Mit ihm aus auf Abenteuer.

„Don Ojeda war ein Ritter
Von der Fußzeh bis zum Scheitel,
Keinen bessern zeigte weiland
König Artus Tafelrunde.

„Fechten, fechten war die Wollust
Seiner Seele. Heiter lachend
Focht er gegen wilde Rotten,
Die ihn zahllos oft umzingelt.

„Als ihn traf ein giftger Wurfspieß,
Nahm er stracks ein glühend rotes
Eisen, brannte damit aus
Seine Wunde, heiter lachend.

„Einst, bis an die Hüfte watend
Durch Moräste, deren Ausgang
Unbekannt, aufs geradewohl,
Ohne Speise, ohne Wasser,

„Hatten wir schon dreißig Tage
Uns dahingeschleppt; von hundert
Zwanzig Mann schon mehr als achtzig
Waren auf dem Marsch verschmachtet —

„Und der Sumpf ward immer tiefer,
Und wir jammerten verzweifelnd —
Doch Ojeda ſprach uns Mut ein,
Unverzagt und heiter lachend.

„Später ward ich Waffenbruder
Des Balboa — dieſer Held,
Der ſo mutig wie Ojeda,
War kriegskundger in Entwürfen.

„Alle Adler des Gedankens
Niſteten in ſeinem Haupte,
Und in ſeinem Herzen herrlich
Strahlte Großmut wie die Sonne.

„Ihm verdankt die Krone Spanien
Hundert Königtümer, größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern.

„Zur Belohnung für die hundert
Königtümer, die viel größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern,

„Gab man ihm ein hänſen Halsband,
Einen Strick; gleich einem Sünder
Ward Balboa auf dem Marktplatz
Sankt Sebaſtians gehenkt.

„Kein ſo ritterlicher Degen,
Auch von geringerm Heldenſinn,
Doch ein Feldherr ſondergleichen
War der Cortez, Don Fernando.

„In der winzigen Armada,
Welche Mexiko erobert,
Nahm ich Dienſte — die Strapazen
Fehlten nicht bei dieſem Feldzug.

„Dort gewann ich sehr viel Gold,
Aber auch das gelbe Fieber —
Ach! ein gutes Stück Gesundheit
Ließ ich bei den Mexikanern.

„Mit dem Golde hab ich Schiffe
Ausgerüstet. Meinem eignen
Stern vertrauend, hab ich endlich
Hier entdeckt die Insel Cuba,

„Die ich jetzo guberniere
Für Juanna von Castilien
Und Fernand von Arragon,
Die mir allerhöchst gewogen.

„Habe nun erlangt, wonach
Stets die Menschen gierig laufen:
Fürstengunst und Ruhm und Würden,
Auch den Calatrava-Orden,

„Bin Statthalter, ich besitze
Wohl an hunderttausend Pesos,
Gold in Barren, Edelsteine,
Säcke voll der schönsten Perlen —

„Ach, beim Anblick dieser Perlen
Werd ich traurig, denn ich denke:
Besser wärs, ich hätte Zähne,
Zähne wie in meiner Jugend —

„Jugendzähne! Mit den Zähnen
Ging verloren auch die Jugend —
Denk ich dran, schmachvoll ohnmächtig
Knirsch ich mit den morschen Stummeln.

„Jugendzähne, nebst der Jugend,
Könnt ich euch zurück erkaufen,
Gerne gäbe ich dafür
Alle meine Perlensäcke,

„Alle meine Edelſteine,
All mein Gold, an hunderttauſend
Peſos wert, und obendrein
Meinen Calatrava-Orden —

„Nehmt mir Reichtum, Ruhm und Würden,
Nennt mich nicht mehr Exzellenza,
Nennt mich lieber junger Maulaff,
Junger Gimpel, Bengel, Rotznas!

„Hochgebenedeite Jungfrau,
Hab Erbarmen mit dem Thoren,
Der ſich ſchamhaft heimlich abzehrt
Und verbirgt ſein eitles Elend!

„Jungfrau! Dir allein enthüll ich
Mein Gemüte, Dir geſtehend,
Was ich nimmermehr geſtände
Einem Heilgen in dem Himmel —

„Dieſe Heilgen ſind ja Männer,
Und, Caracho, auch im Himmel
Soll kein Mann mitleidig lächeln
Über Juan Ponce de Leon.

„Du, o Jungfrau, biſt ein Weib,
Und obgleich unwandelbar
Deine unbefleckte Schönheit,
Weiblich klugen Sinnes fühlſt Du,

„Was er leidet, der vergänglich
Arme Menſch, wenn ſeines Leibes
Edle Kraft und Herrlichkeit
Dorrt und hinwelkt bis zum Zerrbild!

„Ach, viel glücklicher, als wir,
Sind die Bäume, die gleichzeitig
Einer und derſelbe Herbſtwind
Ihres Blätterſchmucks entkleidet —

„Alle stehen kahl im Winter,
Und da gibts kein junges Bäumchen,
Dessen grünes Laub verhöhnte
Die verwelkten Waldgenossen.

„Ach! bei uns, den Menschen, lebt
Jeder seine eigne Jahrzeit;
Während bei dem einen Winter,
Ist es Frühling bei dem andern,

„Und der Greis fühlt doppelt schmerzlich
Seine Ohnmacht bei dem Anblick
Jugendlicher Überkräfte —
Hochgebenedeite Jungfrau!

„Rüttle ab von meinen Gliedern
Dieses winterliche Alter,
Das mit Schnee bedeckt mein Haupt
Und mein Blut gefrieren macht —

„Sag der Sonne, daß sie wieder
Glut in meine Adern gieße,
Sag dem Lenze, daß er wecke
In der Brust die Nachtigallen —

„Ihre Rosen, gib sie wieder
Meinen Wangen, gib das Goldhaar
Wieder meinem Haupt, o Jungfrau:
Gib mir meine Jugend wieder!“ —

Als Don Juan Ponce de Leon
Vor sich hinsprach solcherlei,
Plötzlich in die beiden Hände
Drückte er sein Antlitz schmerzhaft.

Und er schluchzte, und er weinte
So gewaltig und so stürmisch,
Daß die hellen Thränengüsse
Troffen durch die magern Finger.

II.

Auf dem Feſtland bleibt der Ritter
Treu den alten Seemannsbräuchen,
Und, wie einſt auf ſeinem Schiffe,
Schläft er nachts in einem Hamak.

Auch die Wellenſchlagbewegung,
Die ſo oft ihn eingeſchläfert,
Will der Ritter nicht entbehren,
Und er läßt den Hamak ſchaukeln.

Dies Geſchäft verrichtet Kaka,
Alte Indianerin,
Die vom Ritter die Muskitos
Abwehrt mit dem Pfauenwedel.

Während ſie die luftge Wiege
Mit dem greiſen Kinde ſchaukelt,
Lullt ſie eine märchenhafte
Alte Weiſe ihrer Heimat.

Liegt ein Zauber in dem Singſang?
Oder in des Weibes Stimme,
Die ſo flötend, wie Gezwitſcher
Eines Zeiſigs? Und ſie ſingt:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Führe uns nach Bimini!
Fliege du voran, wir folgen
In bewimpelten Pirogen.

„Kleines Fiſchchen Bridibi,
Führe uns nach Bimini!
Schwimme du voran, wir folgen,
Rudernd mit bekränzten Stängen

„Auf der Insel Bimini
Blüht die ewge Frühlingswonne,
Und die goldnen Lerchen jauchzen
Am Azur ihr Tirili.

„Schlanke Blumen überwuchern
Wie Savannen dort den Boden,
Leidenschaftlich sind die Düfte
Und die Farben üppig brennend.

„Große Palmenbäume ragen
Draus hervor, mit ihren Fächern
Wehen sie den Blumen unten
Schattenküsse, holde Kühle.

„Auf der Insel Bimini
Quillt die allerliebste Quelle:
Aus dem teuren Wunderborn
Fließt das Wasser der Verjüngung.

„So man eine welke Blume
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieses Wassers, blüht sie auf,
Und sie prangt in frischer Schöne.

„So man ein verdorrtes Reis
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieses Wassers, treibt es wieder
Neue Knospen, lieblich grünend.

„Trinkt ein Greis von jenem Wasser,
Wird er wieder jung; das Alter
Wirft er von sich, wie ein Käfer
Abstreift seine Raupenhülle.

„Mancher Graukopf, der zum blonden
Jüngling sich getrunken hatte,

Schämte ſich, zurückzukehren
Als Gelbſchnabel in die Heimat —

„Manches Mütterchen insgleichen,
Die ſich wieder jung geſchlückert,
Wollte nicht nach Hauſe gehen
Als ein junges Ding von Dirnlein —

„Und die guten Leutchen blieben
Immerdar in Bimini;
Glück und Lenz hielt ſie gefeſſelt
In dem ewgen Jugendlande . . .

„Nach dem ewgen Jugendlande,
Nach dem Eiland Bimini
Geht mein Sehnen und Verlangen:
Lebet wohl, ihr lieben Freunde!

„Alte Katze Mimili,
Alter Haushahn Kikriki,
Lebet wohl, wir kehren nie,
Nie zurück von Bimini!“

Alſo ſang das Weib. Der Ritter
Horcht dem Liede ſchlummertrunken;
Manchmal nur, als wie im Traume,
Lallt er kindiſch: „Bimini!“

III.

Heiter überſtrahlt die Sonne
Golf und Strand der Inſel Cuba;
In dem blauen Himmel hängen
Heute lauter Violinen.

Rotgeküßt vom kecken Lenze,
In dem Mieder von Smaragden,

Bunt geputzt wie eine Braut
Blüht und glüht die ſchöne Inſel.

Auf dem Strande, farbenſchillernd,
Wimmelt Volk von jedem Stande,
Jedem Alter; doch die Herzen
Pochen wie vom ſelben Pulsſchlag.

Denn derſelbe Troſtgedanke
Hat ſie alle gleich ergriffen,
Gleich beſeligt — er bekundet
Sich im ſtillen Freudezittern

Einer alten Beguine,
Die ſich an den Krücken hinſchleppt
Und, den Roſenkranz abkugelnd,
Ihre Paternoſter murmelt —

Es bekundet ſich derſelbe
Troſtgedanken in dem Lächeln
Der Signora, die auf güldnem
Palankin getragen wird

Und, im Munde eine Blume,
Kokettiert mit dem Hidalgo,
Der, die Schnurrbartzipfel kräuſelnd,
Fröhlich ihr zur Seite wandelt —

Selbſt der Biſchof ſchmunzelt freudig,
Freudig glänzen die Karbunkeln
Seiner Naſe, und im Feſtſchmuck
Wackelt er einher vergnüglich

Unterm Purpurbaldachin,
Eingeräuchert von Chorknaben
Und gefolgt von Clericis,
Die mit Goldbrokat bedeckt ſind

Und goldgelbe Sonnenschirme
Über ihre Köpfe halten,
Kolossalen Champignons,
Welche wandeln, schier vergleichbar.

Nach dem hohen Gottestische
Geht der Zug, nach dem Altare,
Welcher unter freiem Himmel
Hier am Meeresstrand errichtet

Und verzieret ward mit Blumen,
Heilgenbildchen, Palmen, Bändern,
Silbernem Gerät, Goldflittern
Und Wachskerzen, lustig funkelnd.

Seine Eminenz der Bischof
Hält das Hochamt hier am Meere,
Und mit Weihe und Gebet
Will er hier den Segen sprechen

Über jene kleine Flotte,
Welche, auf der Rhede schaukelnd,
Im Begriff ist, abzusegeln
Nach der Insel Bimini.

Ja, die Schiffe dort, sie sind es,
Welche Juan Ponce de Leon
Ausgerüstet und gemannt,
Um die Insel aufzusuchen,

Wo das Wasser der Verjüngung
Lieblich sprudelt. — Von dem Ufer
Viele tausend Segenswünsche
Folgen ihm, dem Menschheitsretter,

Ihm, dem edlen Weltwohlthäter —
Hofft doch jeder, daß der Ritter

Bei der Rückkehr einst auf Cuba
Ihm ein Fläschchen Jugend mitbringt —

Mancher schlückert schon im Geiste
Solche Labung, und sie schaukeln
Sich vor Wonne, wie die Schiffe,
Die dort ankern auf der Rhede.

Es besteht aus fünf Fahrzeugen
Die Flottille — eine große
Karawelle, zwei Felucken
Und zwei kleine Brigantinen.

Admiralschiff ist die große
Karawelle, und die Flagge
Zeigt das Wappen von Castilien,
Arragonien und Leon.

Einer Lauberhütte gleich,
Ist sie ausgeschmückt mit Maien,
Blumenkränzen und Guirlanden
Und mit flatternd bunten Wimpeln.

Frau Speranza heißt das Schiff,
Und am Hinterteil als Puppe
Steht der Donna Konterfei,
Lebensgroß skulpiert aus Eichholz

Und bemalt mit ganz vorzüglich
Wohlgefirnißten Kulören,
Welche Wind und Wetter trotzen,
Ein stattliche Figura.

Ziegelrot ist das Gesichte,
Ziegelrot ist Hals und Busen,
Der aus grünem Mieder quillt:
Auch des Rockes Farb ist grün.

Grün ist auch des Hauptes Kranz,
Pechschwarz ist das Haar, die Augen
Und die Brauen gleichfalls pechschwarz;
In der Hand hält sie ein'n Anker.

Die Armada der Flottille,
Sie besteht etwa aus hundert
Achtzig Mann, darunter sind
Nur sechs Weiber und sechs Priester.

Achtzig Mann und eine Dame
Sind am Bord der Karawelle,
Welche Juan Ponce de Leon
Selbst befehligt. Kaka heißet

Jene Dame: ja, die alte
Kaka ist jetzt eine Dame,
Heißt Seniora Juanita,
Seit der Ritter sie erhoben

Zur Großfliegenwedelmeistrin,
Oberhamakschaukeldame
Und Mundschenkin künftger Jugend
Auf der Insel Bimini.

Als Symbol des Amtes hält sie
In der Hand ein'n Goldpokal,
Trägt auch eine hochgeschürzte
Tunika, wie eine Hebe.

Kostbarliche Brüßler Kanten,
Perlenschnüre, viele Dutzend,
Decken spöttisch die verwelkten
Braunen Reize der Seniora.

Rokoko-anthropophagisch,
Karaibisch-Pompadour,

Hebet sich der Haarwulstkopfputz,
Der gespickt ist mit unzähligen

Vögelein, die, groß wie Käfer,
Durch des prächtigen Gefieders
Farbenschmelz wie Blumen aussehn,
Die formiert aus Edelsteinen.

Diese närrische Frisur
Von Gevögel paßt vortrefflich
Zu der Kaka wunderlichem
Papageienvogelantlitz.

Seitenstück zu dieser Fratze
Bildet Juan Ponce de Leon,
Welcher, zuversichtlich glaubend
An die baldige Verjüngung,

Sich im voraus schon geworfen
Ins Kostüm der lieben Jugend
Und sich bunt herausgeputzt
In der Geckentracht der Mode:

Schnabelschuhn mit Silberglöcklein,
Wie'n Gelbschnabel — und geschlitzte
Hosen, wo das rechte Bein
Rosafarben, während grün,

Grün gestreift das linke Bein —
Wohlgepuffte Atlasjacke,
Kurzer Mantel, keck geachselt —
Ein Barett mit drei Straußfedern —

Also ausstaffiert, in Händen
Eine Laute haltend, tänzelt

Auf und ab der Admiral
Und erteilt die Schiffsbefehle.

Er befiehlt, daß man die Anker
Lichten ſoll, im Augenblicke,
Wo des Hochamts Ende melden
Von dem Strande die Signale.

Er befiehlt, daß bei der Abfahrt
Die Kanonen aller Schiffe
Mit drei Dutzend Ehrenſchüſſen
Cuba ſalutieren ſollen.

Er befiehlt — und lacht und dreht ſich
Auf dem Abſatz wie ein Kreiſel —
Bis zur Trunkenheit berauſcht ihn
Süßer Hoffnung toller Traumtrank —

Und er kneift die armen Saiten
Seiner Laute, daß ſie wimmern,
Und mit altgebrochner Stimme
Meckert er die Singſangworte:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Kleines Fiſchchen Bridibi,
Fliegt und ſchwimmt voraus, und zeiget
Uns den Weg nach Bimini!“

IV.

Juan Ponce de Leon wahrlich
War kein Thor, kein Faſelante,
Als er unternahm die Irrfahrt
Nach der Inſel Bimini.

Ob der Exiſtenz der Inſel
Hegt' er niemals einen Zweifel —
Seiner alten Kaka Singſang
War ihm Bürgſchaft und Gewähr.

Mehr als andre Menſchenkinder
Wundergläubig iſt der Seemann:
Hat er doch vor Augen ſtets
Flammend groß die Himmelswunder,

Während ihn umrauſcht beſtändig
Die geheimnisvolle Meerflut,
Deren Schoß entſtiegen weiland
Donna Venus Aphrodite. —

In den folgenden Trochäen
Werden wir getreu berichten,
Wie der Ritter viel Strapazen,
Ungemach und Drangſal ausſtand. —

Ach! anſtatt von altem Siechtum
Zu geneſen, ward der Ärmſte
Heimgeſucht von vielen neuen
Leibesübeln und Gebreſten.

Während er die Jugend ſuchte,
Ward er täglich noch viel älter.
Und verrunzelt, abgemergelt
Kam er endlich in das Land,

In das ſtille Land, wo ſchaurig
Unter ſchattigen Zipreſſen
Fließt ein Flüßlein, deſſen Waſſer
Gleichfalls wunderthätig heilſam —

Lethe heißt das gute Waſſer!
Trink daraus, und du vergißt

All dein Leiden — ja, vergeſſen
Wirſt du, was du je gelitten —

Gutes Waſſer! gutes Land!
Wer dort angelangt, verläßt es
Nimmermehr — denn dieſes Land
Iſt das wahre Bimini.

V.

An Personen.

(1816—1851.)

Eine große Landstraß ist unsre Erd,
Wir Menschen sind Passagiere;
Man rennet und jaget, zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Kuriere.

253. An eine Sängerin, als sie eine alte Romanze sang.*

Ich denke noch der Zaubervollen,
Wie sie zuerst mein Auge sah!
Wie ihre Töne lieblich klangen
Und heimlich süß ins Herze drangen,
Entrollten Thränen meinen Wangen —
Ich wußte nicht, wie mir geschah.

Ein Traum war über mich gekommen:
Mir war, als sei ich noch ein Kind
Und säße still beim Lämpchenscheine
In Mutters frommem Kämmerleine
Und läse Märchen, wunderfeine,
Derweilen draußen Nacht und Wind.

Die Märchen fangen an zu leben,
Die Ritter steigen aus der Gruft;
Bei Ronzisval, da gibts ein Streiten,
Da kommt Herr Roland herzureiten,
Viel kühne Degen ihn begleiten,
Auch leider Ganelon, der Schuft.

Durch den wird Roland schlimm gebettet,
Er schwimmt in Blut und atmet kaum;
Kaum mochte fern sein Jagdhornzeichen

Das Ohr des großen Karls erreichen,
Da muß der Ritter schon erbleichen —
Und mit ihm stirbt zugleich mein Traum.

Das war ein lautverworrnes Schallen,
Das mich aus meinen Träumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute schlugen in die Hände
Und riefen „Bravo!“ ohne Ende;
Die Sängerin verneigt sich tief.

254. An meine Mutter Betty Heine,
geborne van Geldern.*

Ich bins gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein bißchen starr und zähe;
Wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.
Doch, liebe Mutter, offen will ichs sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Mut sich blähe,
In Deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demutvolles Zagen.
Ist es Dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der alles kühn durchdringet
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?
Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die Dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

255. An dieselbe.

Im tollen Wahn hatt ich Dich einst verlassen;
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende
Und wollte sehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.

Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Thüre streckt' ich aus die Hände
Und bettelte um gringe Liebesspende —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.
Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer
Und kehrte um nach Hause, krank und trübe.
Doch da bist Du entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in Deinem Aug geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

256. Die Nacht auf dem Drachenfels.*

An Fritz v. Beughem.

Um Mitternacht war schon die Burg erstiegen,
Der Holzstoß flammte auf am Fuß der Mauern,
Und wie die Burschen lustig niederkauern,
Erscholl das Lied von Deutschlands heilgen Siegen.
Wir tranken Deutschlands Wohl aus Rheinweinkrügen,
Wir sahn den Burggeist auf dem Turme lauern,
Viel dunkle Ritterschatten uns umschauern,
Viel Nebelfraun bei uns vorüberfliegen.
Und aus den Türmen steigt ein tiefes Ächzen,
Es klirrt und rasselt, und die Eulen krächzen;
Dazwischen heult des Nordsturms Wutgebrause. —
Sieh nun, mein Freund! so eine Nacht durchwacht ich
Auf hohem Drachenfels, doch leider bracht ich
Den Schnupfen und den Husten mit nach Hause.

257. Lebensgruß.*

(Stammbuchblatt, an Alexander, Prinzen von Wittgenstein.)

Eine große Landstraß ist unsre Erd,
Wir Menschen sind Passagiere;
Man rennet und jaget, zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Kuriere.

Man fährt sich vorüber, man nicket, man grüßt
Mit dem Taschentuch aus der Karosse;
Man hätte sich gerne geherzt und geküßt,
Doch jagen von hinnen die Rosse.

Kaum trafen wir uns auf derselben Station,
Herzliebster Prinz Alexander,
Da bläst schon zur Abfahrt der Postillion
Und bläst uns schon auseinander.

258. An J. B. Rousseau. *

Dein Freundesgruß konnt mir die Brust erschließen,
Die dunkle Herzenskammer mir entriegeln;
Ich bin umfächelt wie von Zauberflügeln,
Und heimatliche Bilder mich begrüßen.
Den alten Rheinstrom seh ich wieder fließen,
In seinem Blau sich Berg' und Burgen spiegeln,
Goldtrauben winken von den Rebenhügeln,
Die Winzer klettern und die Blumen sprießen.
O, könnt ich hin zu Dir, zu Dir, Getreuer,
Der Du noch an mir hängst, so wie sich schlingt
Der grüne Epheu um ein morsch Gemäuer.
O, könnt ich hin zu Dir und leise lauschen
Bei Deinem Lied, derweil Rotkehlchen singt
Und still des Rheines Wogen mich umrauschen!

259. An H. Straube. *

Nachdem ich seine Zeitschrift für Erweckung altdeutscher Kunst gelesen.

Wie ich Dein Büchlein hastig aufgeschlagen,
Da grüßen mir entgegen viel vertraute,
Viel goldne Bilder, die ich weiland schaute
Im Knabentraum und in den Kindertagen.

Ich sehe wieder stolz gen Himmel ragen
Den frommen Dom, den deutscher Glaube baute,
Ich hör der Glocken und der Orgel Laute,
Dazwischen klingts wie süße Liebesklagen.
Wohl seh ich auch, wie sie den Dom umklettern,
Die flinken Zwerglein, die sich dort erfrechen,
Das hübsche Blum- und Schnitzwerk abzubrechen.
Doch mag man immerhin die Eich entblättern
Und sie des grünen Schmuckes rings berauben —
Kommt neuer Lenz, wird sie sich neu belauben.

260. Wahrhaftig.

An Straube.

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Strahlenlauf,
Dann schwimmen die Sternlein hinterdrein;
Wenn der Sänger zwei süße Äuglein sieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüt —
Doch Lieder und Sterne und Blümelein
Und Äuglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So machts doch noch lang keine Welt.

261. Fresko-Sonett an Christian Sethe.*

Im Hirn spukt mir ein Märchen wunderfein,
Und in dem Märchen klingt ein feines Lied,
Und in dem Liede lebt und webt und blüht
Ein wunderschönes zartes Mägdelein.

Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,
Doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;
In dieses lieblos frostige Gemüt
Kam Hochmut nur und Übermut hinein.
Hörst du, wie mir im Kopf das Märchen klinget?
Und wie das Liedchen summet ernst und schaurig?
Und wie das Mägdlein kichert, leise, leise?
Ich fürchte nur, daß mir der Kopf zerspringet —
Und ach! da wärs doch gar entsetzlich traurig,
Käm der Verstand mir aus dem alten Gleise.

262. Desgleichen.

In stiller, wehmutweicher Abendstunde
Umklingen mich die längst verschollnen Lieder,
Und Thränen fließen von der Wange nieder,
Und Blut entquillt der alten Herzenswunde.
Und wie in eines Zauberspiegels Grunde
Seh ich das Bildnis meiner Liebsten wieder;
Sie sitzt am Arbeitstisch, im roten Mieder,
Und Stille herrscht in ihrer selgen Runde.
Da plötzlich springt sie auf vom Stuhl und schneidet
Von ihrem Haupt die schönste aller Locken
Und gibt sie mir — vor Freud bin ich erschrocken.
Mephisto hat die Freude mir verleidet:
Er spann ein festes Seil von jenen Haaren
Und schleift mich dran herum seit vielen Jahren.

263. An Karl von Lichtritz.

Ins Stammbuch.

Anfangs wollt ich fast verzagen,
Und ich glaubt, ich trüg es nie;
Und ich hab es doch getragen —
Aber fragt mich nur nicht, wie.

264. An die Tochter der Geliebten.*

Ich ſeh Dich an und glaub es kaum —
Es war ein ſchöner Roſenbaum —
Die Düfte ſtiegen mir lockend zu Häupten,
Daß ſie mir zuweilen das Hirn betäubten —
Es blüht hervor die Erinnerung —
Ach! damals war ich närriſch und jung —
Jetzt bin ich alt und närriſch — Ein Stechen
Fühl ich im Aug — Nun muß ich ſprechen
In Reimen ſogar — es wird mir ſchwer,
Das Herz iſt voll, der Kopf iſt leer!

Du kleine Kouſinenknoſpe! es zieht
Bei Deinem Anblick durch mein Gemüt
Gar ſeltſame Trauer, in ſeinen Tiefen
Erwachen Bilder, die lange ſchliefen —
Sirenenbilder, ſie ſchlagen auf
Die lachenden Augen, ſie ſchwimmen herauf
Luſtplätſchernd — die ſchönſte der Schar,
Die gleicht Dir ſelber auf ein Haar!

Das iſt der Jugend Frühlingstraum —
Ich ſeh Dich an und glaub es kaum!
Das ſind die Züge der teuren Sirene,
Das ſind die Blicke, das ſind die Töne —
Sie hat ein ſüßkrötiges Stimmelein,
Bezaubernd die Herzen groß und klein —
Die Schmeicheläuglein ſpielen ins Grüne,
Meerwunderlich mahnend an Delphine —
Ein bischen ſpärlich die Augenbraun,
Doch hochgewölbt und anzuſchaun

Wie anmutſtolze Siegesbogen —
Auch Grübchenringe, lieblich gezogen
Dicht unter das Aug in den roſigen Wänglein —
Doch leider! weder Menſchen noch Englein
Sind ganz vollkommen — das herrlichſte Weſen

Hat seine Fehler, wie wir lesen
In alten Märchen: Herr Lusignan,
Der einst die schönste Meerfee gewann,
Hat doch an ihr, in manchen Stunden,
Den heimlichen Schlangenschwanz gefunden.

265. An Mathilde Heine, die Gattin des Dichters.

Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt,
Zu hüten Dich auf dieser Welt;
Hab Dich mit meinem Brot geätzt,
Mit Wasser aus dem Born gelebt.
Wenn kalt der Wintersturm gelärmt,
Hab ich Dich an der Brust erwärmt:
Hier hielt ich fest Dich angeschlossen.
Wenn Regengüsse sich ergossen
Und Wolf und Waldbach um die Wette
Geheult im dunkeln Felsenbette,
Du bangtest nicht, hast nicht gezittert.
Selbst wenn den höchsten Tann zersplittert
Der Wetterstrahl — in meinem Schoß
Du schliefest still und sorgenlos.

Mein Arm wird schwach, es schleicht herbei
Der blasse Tod! Die Schäferei,
Das Hirtenspiel, es hat ein Ende.
O Gott, ich leg in Deine Hände
Zurück den Stab. — Behüte Du
Mein armes Lamm, wenn ich zur Ruh
Bestattet bin — und dulde nicht,
Daß irgendwo ein Dorn sie sticht —
O, schütz ihr Vlies vor Dornenhecken
Und auch vor Sümpfen, die beflecken;
Laß überall zu ihren Füßen
Das allerliebste Futter sprießen;
Und laß sie schlafen, sorgenlos,
Wie einst sie schlief in meinem Schoß.

VI.

In der Fremde.

Ich hatte einst ein schönes Vaterland:
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.
Es war ein Traum.

Die Söhne des Glückes beneid ich nicht
Ob ihrem Leben — beneiden
Will ich sie nur ob ihrem Tod,
Dem schmerzlos raschen Verscheiden.

I.

Tamentationen.

(1831—1852.)

---

266. Waldeinſamkeit. *

Ich hab in meinen Jugendtagen
Wohl auf dem Haupt einen Kranz getragen;
Die Blumen glänzten wunderbar,
Ein Zauber in dem Kranze war.

Der ſchöne Kranz gefiel wohl allen,
Doch der ihn trug, hat manchem mißfallen;
Ich floh den gelben Menſchenneid,
Ich floh in die grüne Waldeinſamkeit.

Im Wald, im Wald! da konnt ich führen
Ein freies Leben mit Geiſtern und Tieren;
Feen und Hochwild von ſtolzem Geweih,
Sie nahten ſich mir ganz ohne Scheu.

Sie nahten ſich mir ganz ohne Zagnis,
Sie wußten, das ſei kein ſchreckliches Wagnis;
Daß ich kein Jäger, wußte das Reh,
Daß ich kein Vernunftmenſch, wußte die Fee.

Von Feenbegünstigung plaudern nur Thoren —
Doch wie die übrigen Honoratioren
Des Waldes mir huldreich gewesen, fürwahr,
Ich darf es bekennen offenbar.

Wie haben mich lieblich die Elfen umflattert!
Ein luftiges Völkchen! das plaudert und schnattert!
Ein bißchen stechend ist der Blick,
Verheißend ein süßes, doch tödliches Glück.

Ergötzten mich mit Maitanz und Maispiel,
Erzählten mir Hofgeschichten, zum Beispiel
Die skandalose Chronika
Der Königin Titania.

Saß ich am Bache, so tauchten und sprangen
Hervor aus der Flut mit ihrem langen
Silberschleier und flatterndem Haar
Die Wasserbacchanten, die Nixenschar.

Sie schlugen die Zither, sie spielten auf Geigen,
Das war der famose Nixenreigen;
Die Posituren, die Melodei
War klingende, springende Raserei.

Jedoch zu Zeiten waren sie minder
Tobsüchtig gelaunt, die schönen Kinder;
Zu meinen Füßen lagerten sie,
Das Köpfchen gestützt auf meinem Knie,

Trällerten, trillerten welsche Romanzen,
Zum Beispiel das Lied von den drei Pomeranzen,
Sangen auch wohl ein Lobgedicht
Auf mich und mein nobeles Menschengesicht.

Sie unterbrachen manchmal das Gesinge,
Lautlachend, und frugen bedenkliche Dinge,
Zum Beispiel: „Sag uns, zu welchem Behuf
Der liebe Gott den Menschen schuf!

„Hat eine unsterbliche Seele ein jeder
Von euch? ist diese Seele von Leder
Oder von steifer Leinwand? warum
Sind eure Leute meistens so dumm?“

Was ich zur Antwort gab, verhehle
Ich hier, doch meine unsterbliche Seele,
Glaubt mirs, ward nie davon verletzt,
Was eine kleine Nixe geschwätzt.

Anmutig und schalkhaft sind Nixen und Elfen;
Nicht so die Erdgeister: sie dienen und helfen
Treuherzig den Menschen. Ich liebte zumeist
Die, welche man Wichtelmännchen heißt.

Sie tragen Rotmäntelchen, lang und bauschig;
Die Miene ist ehrlich, doch bang und lauschig;
Ich ließ nicht merken, daß ich entdeckt,
Warum sie so ängstlich die Füße versteckt.

Sie haben nämlich Entenfüße
Und bilden sich ein, daß niemand es wisse.
Das ist eine tiefgeheime Wund,
Worüber ich nimmermehr spötteln kunnt.

Ach, Himmel! wir alle, gleich jenen Zwergen,
Wir haben ja alle etwas zu verbergen;
Kein Christenmensch, wähnen wir, hätte entdeckt,
Wo unser Entenfüßchen steckt.

Niemals verkehrt ich mit Salamandern,
Und über ihr Treiben erfuhr ich von andern
Waldgeistern sehr wenig. Sie huschten mir scheu
Des Nachts wie leuchtende Schatten vorbei.

Sind spindeldürre, von Kindeslänge,
Hösschen und Wämschen anliegend enge,
Von Scharlachfarbe, goldgestickt;
Das Antlitz kränklich, vergilbt und bedrückt.

Ein güldnes Krönlein, gespickt mit Rubinen,
Trägt auf dem Köpfchen ein jeder von ihnen;
Ein jeder von ihnen bildet sich ein,
Ein absoluter König zu sein.

Daß sie im Feuer nicht verbrennen,
Ist freilich ein Kunststück, ich will es bekennen;
Jedoch der unentzündbare Wicht,
Ein wahrer Feuergeist ist er nicht.

Die klügsten Waldgeister sind die Alräunchen,
Langbärtige Männlein mit kurzen Beinchen,
Ein fingerlanges Greisengeschlecht;
Woher sie stammen, man weiß es nicht recht.

Sie lehrten mir kleine Hexereien,
Feuer besprechen, Vögel beschreien,
Auch pflücken in der Johannisnacht
Das Kräutlein, das unsichtbar macht.

Sie lehrten mich, Sterne und Zeichen deuten,
Sattellos auf dem Winde reiten,
Auch Runensprüche, womit man ruft
Die Toten hervor aus ihrer Gruft.

Sie haben mir auch den Pfiff gelehrt,
Wie man den Vogel Specht bethört
Und ihm die Springwurz abgewinnt,
Die anzeigt, wo Schätze verborgen sind.

Die Worte, die man beim Schätzegraben
Hinmurmelt, lehrten sie mich, sie haben
Mir alles expliziert — umsunst!
Hab nie begriffen die Schatzgräberkunst.

Wohl hatt ich derselben nicht nötig dermalen,
Ich brauchte wenig und konnt es bezahlen,
Besaß auch in Spanien manch lustiges Schloß,
Wovon ich die Revenüen genoß.

O ſchöne Zeit! wo voller Geigen
Der Himmel hing, wo Elfenreigen
Und Nixentanz und Koboldſcherz
Umgaukelt mein märchentrunkenes Herz!

O ſchöne Zeit! wo ſich zu grünen
Triumphespforten zu wölben ſchienen
Die Bäume des Waldes — ich ging einher
Bekränzt, als ob ich der Sieger wär!

Die ſchöne Zeit, ſie iſt verſchlendert,
Und alles hat ſich ſeitdem verändert,
Und ach! mir iſt der Kranz geraubt,
Den ich getragen auf meinem Haupt.

Der Kranz iſt mir vom Haupt genommen,
Ich weiß es nicht, wie es gekommen;
Doch ſeit der ſchöne Kranz mir fehlt,
Iſt meine Seele wie entſeelt.

Es glotzen mich an unheimlich blöde
Die Larven der Welt! Der Himmel iſt öde,
Ein blauer Kirchhof, entgöttert und ſtumm,
Ich gehe gebückt im Wald herum.

Im Walde ſind die Elfen verſchwunden,
Jagdhörner hör ich, Gekläffe von Hunden;
Im Dickicht iſt das Reh verſteckt,
Das thränend ſeine Wunden leckt.

Wo ſind die Alräunchen? ich glaube, ſie halten
Sich ängſtlich verborgen in Felſenſpalten.
Ihr kleinen Freunde, ich komme zurück,
Doch ohne Kranz und ohne Glück.

Wo iſt die Fee mit dem langen Goldhaar,
Die erſte Schönheit, die mir hold war?
Der Eichenbaum, worin ſie gehauſt,
Steht traurig entlaubt, vom Winde zerzauſt.

Der Bach rauſcht troſtlos gleich dem Styxe;
Am einſamen Ufer ſitzt eine Nixe,
Todblaß und ſtumm, wie'n Bild von Stein,
Scheint tief in Kummer verſunken zu ſein.

Mitleidig tret ich zu ihr heran —
Da fährt ſie auf und ſchaut mich an.
Und ſie entflieht mit entſetzten Mienen,
Als ſei ihr ein Geſpenſt erſchienen.

267. Altes Kaminſtück.

Draußen ziehen weiße Flocken
Durch die Nacht, der Sturm iſt laut;
Hier im Stübchen iſt es trocken,
Warm und einſam, ſtillvertraut.

Sinnend ſitz ich auf dem Seſſel
An dem kniſternden Kamin,
Kochend ſummt der Waſſerkeſſel
Längſt verklungne Melodien.

Und ein Kätzchen ſitzt daneben,
Wärmt die Pfötchen an der Glut;
Und die Flammen ſchweben, weben,
Wunderſam wird mir zu Mut.

Dämmernd kommt heraufgeſtiegen
Manche längſt vergeßne Zeit,
Wie mit bunten Maskenzügen
Und verblichner Herrlichkeit.

Schöne Fraun mit kluger Miene
Winken ſüß geheimnisvoll,
Und dazwiſchen Harlekine
Springen, lachen luſtigtoll.

Ferne grüßen Marmorgötter,
Traumhaft neben ihnen stehn
Märchenblumen, deren Blätter
In dem Mondenlichte wehn.

Wackelnd kommt herbeigeschwommen
Manches alte Zauberschloß;
Hinterdrein geritten kommen
Blanke Ritter, Knappentroß.

Und das alles zieht vorüber,
Schattenhaftig, übereilt —
Ach! da kocht der Kessel über,
Und das nasse Kätzchen heult.

268. Autodafe.

Welke Veilchen, stäubge Locken,
Ein verblichen blaues Band,
Halb zerrissene Billette,
Längst vergeßner Herzenstand —

In die Flammen des Kamines
Werf ich sie verdroßnen Blicks;
Ängstlich knistern diese Trümmer
Meines Glücks und Mißgeschicks.

Liebeschwüre, flatterhafte
Falsche Eide, in den Schlot
Fliegen sie hinauf — es kichert
Unsichtbar der kleine Gott.

Bei den Flammen des Kamines
Sitz ich träumend, und ich seh,
Wie die Fünkchen in der Asche
Still verglühn — gut Nacht — ade!

269. Der Liebe Leichenbegängnis.*

Du bist gestorben und weißt es nicht,
Erloschen ist dein Augenlicht,
Erblichen ist dein rotes Mündchen,
Und du bist tot, mein totes Kindchen.

In einer schaurigen Sommernacht
Hab ich dich selber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen sangen,
Die Sterne sind mit zur Leiche gegangen.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
Dort wiederhallte die Litanei;
Die Tannen, in Trauermänteln vermummet,
Sie haben Totengebete gebrummet.

Am Weidensee vorüber gings,
Die Elfen tanzten inmitten des Rings;
Sie blieben plötzlich stehn und schienen
Uns anzuschaun mit Beileidsmienen.

Und als wir kamen zu deinem Grab,
Da stieg der Mond vom Himmel herab.
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,
Und in der Ferne die Glocken tönen.

270. Lebensfahrt.*

Ein Lachen und Singen! es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
Den lustigen Kahn. Ich saß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
Sie gingen unter, im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seinestrand.

Ich hab ein neues Schiff bestiegen
Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluten mich hin und her —
Wie fern die Heimat! mein Herz wie schwer!

Und das ist wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erlischt der letzte Stern —
Wie schwer mein Herz! die Heimat wie fern!

271. In der Fremde.

I.

Es treibt dich fort von Ort zu Ort,
Du weißt nicht mal, warum;
Im Winde klingt ein sanftes Wort,
Schaust dich verwundert um.

Die Liebe, die dahinten blieb,
Sie ruft dich sanft zurück:
„O, komm zurück, ich hab Dich lieb,
Du bist mein einzges Glück!"

Doch weiter, weiter, sonder Rast,
Du darfst nicht stille stehn;
Was du so sehr geliebet hast,
Sollst du nicht wiedersehn!

272. In der Fremde.

II.

Mir träumte von einem schönen Kind,
Sie trug das Haar in Flechten;
Wir saßen unter der grünen Lind
In blauen Sommernächten.

Wir hatten uns lieb und küßten uns gern
Und kos'ten von Freuden und Leiden.
Es seufzten am Himmel die gelben Stern',
Sie schienen uns zu beneiden.

Ich bin erwacht und schau mich um,
Ich steh allein im Dunkeln.
Am Himmel droben, gleichgültig und stumm,
Seh ich die Sterne funkeln.

273. In der Fremde.

III.

„Du bist ja heut so grambefangen,
Wie ich Dich lange nicht geschaut.
Es perlet still von Deinen Wangen,
Und Deine Seufzer werden laut.

„Denkst Du der Heimat, die so ferne,
So nebelferne Dir verschwand?
Gestehe mirs, Du wärest gerne
Manchmal im teuren Vaterland.

„Denkst Du der Dame, die so niedlich
Mit kleinem Zürnen Dich ergötzt?
Oft zürntest Du, dann ward sie friedlich,
Und immer lachtet ihr zuletzt.

„Denkst Du der Freunde, die da sanken
An Deine Brust in großer Stund?
Im Herzen stürmten die Gedanken,
Jedoch verschwiegen blieb der Mund.

„Denkst Du der Mutter und der Schwester?
Mit beiden standest Du ja gut.
Ich glaube gar, es schmilzt, mein Bester,
In Deiner Brust der wilde Mut!

„Denkst Du der Vögel und der Bäume
Des schönen Gartens, wo Du oft
Geträumt der Liebe junge Träume,
Wo Du gezagt, wo Du gehofft?“ —

„Es ist schon spät. Die Nacht ist helle,
Trübhell gefärbt vom feuchten Schnee.
Ankleiden muß ich mich nun schnelle
Und in Gesellschaft gehn. O weh!“

274. In der Fremde.*

IV.

Ich hatte einst ein schönes Vaterland:
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.
Es war ein Traum.

Das küßte mich auf deutsch und sprach auf deutsch
— Man glaubt es kaum,
Wie gut es klang — das Wort: „Ich liebe dich!“
Es war ein Traum.

275. Sehnsüchtelei.

In dem Traum siehst du die stillen,
Fabelhaften Blumen prangen;
Und mit Sehnsucht und Verlangen
Ihre Düfte dich erfüllen.

Doch von diesen Blumen scheidet
Dich ein Abgrund tief und schaurig,
Und dein Herz wird endlich traurig,
Und es blutet, und es leidet.

Wie sie locken, wie sie schimmern!
Ach, wie komm ich da hinüber?
Meister Hämmerling, mein Lieber,
Kannst du mir die Brücke zimmern?

276. Sehnsucht nach Deutschland.

Gesanglos war ich und beklommen
So lange Zeit — nun dicht ich wieder;
Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodisch kann ich wieder klagen
Von großem Lieben, größerm Leiden,
Von Herzen, die sich schlecht vertragen
Und dennoch brechen, wenn sie scheiden.

Manchmal ist mir, als fühlt ich wehen
Über dem Haupt die deutschen Eichen —
Sie flüstern gar von Wiedersehen —
Das sind nur Träume — sie verbleichen.

Manchmal ist mir, als hört ich singen
Die alten deutschen Nachtigallen —
Wie mich die Töne sanft umschlingen! —
Das sind nur Träume — sie verhallen.

Wo sind die Rosen, deren Liebe
Mich einst beglückt? — All ihre Blüte
Ist längst verwelkt, gespenstisch trübe
Spukt noch ihr Duft mir im Gemüte.

277. Deutschland.

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme,
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet euch,
Mit dem jungen Burschen zu hadern!

Es ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen;
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzwei geschlagen!

Ja, du wirst einst wie Siegfried sein
Und töten den häßlichen Drachen,
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn töten und seinen Hort,
Die Reichskleinodien, besitzen.
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldene Krone blitzen!

278. Nachtgedanken.

Denk ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn,
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst.
Die alte Frau hat mich behext:
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land;
Mit seinen Eichen, seinen Linden
Werd ich es immer wiederfinden.

Nach Deutschland lechzt ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär;
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab,
So viele sanken dort ins Grab,
Die ich geliebt — wenn ich sie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich — mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual;
Mir ist, als wälzten sich die Leichen
Auf meine Brust — gottlob! sie weichen!

Gottlob! durch meine Fenster bricht
Französisch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutschen Sorgen.

279. Wo?

Wo wird einſt des Wandermüden
Letzte Ruheſtätte ſein?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

Werd ich wo in einer Wüſte
Eingeſcharrt von fremder Hand?
Oder ruh ich an der Küſte
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier;
Und als Totenlampen ſchweben
Nachts die Sterne über mir.

2.

Lazarus.

(1848—1856.)

---

280. Abschied vom Leben.

Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht.
Mir jauchzte stets mein Volk, wenn ich die Leier
Der Dichtkunst schlug. Mein Lied war Lust und Feuer,
Hat manche schöne Gluten angefacht.

Noch blüht mein Sommer, dennoch eingebracht
Hab ich die Ernte schon in meine Scheuer —
Und jetzt soll ich verlassen, was so teuer,
So lieb und teuer mir die Welt gemacht!

Der Hand entsinkt das Saitenspiel. In Scherben
Zerbricht das Glas, das ich so fröhlich eben
An meine übermütgen Lippen preßte.

O Gott! wie häßlich bitter ist das Sterben!
O Gott! wie süß und traulich läßt sich leben
In diesem traulich süßen Erdenneste!

281. Kluge Sterne.

Die Blumen erreicht
Der Fuß so leicht,
Auch werden zertreten die meisten;
Man geht vorbei
Und tritt entzwei
Die blöden wie die dreisten.

Die Perlen ruhn
In Meerestruhn,
Doch weiß man sie aufzuspüren;
Man bohrt ein Loch
Und spannt sie ins Joch,
Ins Joch von seidenen Schnüren.

Die Sterne sind klug:
Sie halten mit Fug
Von unserer Erde sich ferne;
Am Himmelszelt,
Als Lichter der Welt
Stehn ewig sicher die Sterne.

282. Die eine und die andre.

Das Glück ist eine leichte Dirne
Und weilt nicht gern am selben Ort;
Sie streicht das Haar dir von der Stirne
Und küßt dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegenteile
Dich liebefest ans Herz gedrückt;
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Setzt sich zu dir ans Bett und strickt.

2.

Lazarus.

(1848—1856.)

---

280. Abschied vom Leben.

Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht.
Mir jauchzte stets mein Volk, wenn ich die Leier
Der Dichtkunst schlug. Mein Lied war Lust und Feuer,
Hat manche schöne Gluten angefacht.

Noch blüht mein Sommer, dennoch eingebracht
Hab ich die Ernte schon in meine Scheuer —
Und jetzt soll ich verlassen, was so teuer,
So lieb und teuer mir die Welt gemacht!

Der Hand entsinkt das Saitenspiel. In Scherben
Zerbricht das Glas, das ich so fröhlich eben
An meine übermütgen Lippen preßte.

O Gott! wie häßlich bitter ist das Sterben!
O Gott! wie süß und traulich läßt sich leben
In diesem traulich süßen Erdenneste!

281. Kluge Sterne.

Die Blumen erreicht
Der Fuß so leicht,
Auch werden zertreten die meisten;
Man geht vorbei
Und tritt entzwei
Die blöden wie die dreisten.

Die Perlen ruhn
In Meerestruhn,
Doch weiß man sie aufzuspüren;
Man bohrt ein Loch
Und spannt sie ins Joch,
Ins Joch von seidenen Schnüren.

Die Sterne sind klug:
Sie halten mit Fug
Von unserer Erde sich ferne;
Am Himmelszelt,
Als Lichter der Welt
Stehn ewig sicher die Sterne.

282. Die eine und die andre.

Das Glück ist eine leichte Dirne
Und weilt nicht gern am selben Ort;
Sie streicht das Haar dir von der Stirne
Und küßt dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegenteile
Dich liebefest ans Herz gedrückt;
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Setzt sich zu dir ans Bett und strickt.

283. An die Engel.*

Das ist der böse Thanatos!
Er kommt auf einem fahlen Roß;
Ich hör den Hufschlag, hör den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab —
Er reißt mich fort, Mathilden soll ich lassen,
O, den Gedanken kann mein Herz nicht fassen!

Sie war mir Weib und Kind zugleich,
Und geh ich in das Schattenreich,
Wird Witwe sie und Waise sein!
Ich laß in dieser Welt allein
Das Weib, das Kind, das, trauend meinem Mute,
Sorglos und treu an meinem Herzen ruhte.

Ihr Engel in den Himmelshöhn,
Vernehmt mein Schluchzen und mein Flehn:
Beschützt, wenn ich im öden Grab,
Das Weib, das ich geliebet hab!
Seid Schild und Vögte Eurem Ebenbilde,
Beschützt, beschirmt mein armes Kind, Mathilde!

Bei allen Thränen, die Ihr je
Geweint um unser Menschenweh,
Beim Wort, das nur der Priester kennt
Und niemals ohne Schauder nennt,
Bei Eurer eignen Schönheit, Huld und Milde,
Beschwör ich Euch, Ihr Engel: schützt Mathilde!

284. Morphine.

Groß ist die Ähnlichkeit der beiden schönen
Jünglingsgestalten, ob der eine gleich
Viel blässer, als der andre, auch viel strenger,
Fast möcht ich sagen viel vornehmer aussieht,
Als jener andre, welcher mich vertraulich
In seine Arme schloß. — Wie lieblich sanft
War dann sein Lächeln und sein Blick wie selig!

Dann mocht es wohl geschehn, daß seines Hauptes
Mohnblumenkranz auch meine Stirn berührte
Und seltsam duftend allen Schmerz verscheuchte
Aus meiner Seel. — Doch solche Linderung,
Sie dauert kurze Zeit; genesen gänzlich
Kann ich nur dann, wenn seine Fackel senkt
Der andre Bruder, der so ernst und bleich. —
Gut ist der Schlaf, der Tod ist besser — freilich
Das beste wäre, nie geboren sein.

285. Frau Sorge.

In meines Glückes Sonnenglanz,
Da gaukelte fröhlich der Mückentanz.
Die lieben Freunde liebten mich
Und teilten mit mir brüderlich
Wohl meinen besten Braten
Und meinen letzten Dukaten.

Das Glück ist fort, der Beutel leer,
Und hab auch keine Freunde mehr;
Erloschen ist der Sonnenglanz,
Zerstoben ist der Mückentanz.
Die Freunde, so wie die Mücke,
Verschwinden mit dem Glücke.

An meinem Bett in der Winternacht
Als Wärterin die Sorge wacht.
Sie trägt eine weiße Unterjack,
Ein schwarzes Mützchen und schnupft Tabak.
Die Dose knarrt so gräßlich,
Die Alte nickt so häßlich.

Mir träumt manchmal, gekommen sei
Zurück das Glück und der junge Mai
Und die Freundschaft und der Mückenschwarm —

Da knarrt die Dose — daß Gott erbarm
Es platzt die Seifenblase —
Die Alte schneuzt die Nase.

286. Die Parzen. *

Es sitzen am Kreuzweg drei Frauen,
Sie grinsen und spinnen,
Sie seufzen und sinnen;
Sie sind gar häßlich anzuschauen:

Die erste trägt den Rocken,
Sie dreht die Fäden,
Befeuchtet jeden;
Deshalb ist die Hängelippe so trocken.

Die zweite läßt tanzen die Spindel;
Das wirbelt im Kreise
In drolliger Weise;
Die Augen der Alten sind rot wie Zindel.

Es hält die dritte Parze
In Händen die Schere,
Sie summt: Miserere!
Die Nase ist spitz, drauf sitzt eine Warze.

O, spute dich, und zerschneide
Den Faden, den bösen,
Und laß mich genesen
Von diesem schrecklichen Lebensleide!

287. Die Söhne des Glückes.

Die Söhne des Glückes beneid ich nicht
Ob ihrem Leben — beneiden
Will ich sie nur ob ihrem Tod,
Dem schmerzlos raschen Verscheiden.

Im Prachtgewand, das Haupt bekränzt,
Und Lachen auf der Lippe,
Sitzen sie froh beim Lebensbankett —
Da trifft sie jählings die Hippe.

Im Festkleid und mit Rosen geschmückt,
Die noch wie lebend blühten,
Gelangen in das Schattenreich
Fortunas Favoriten.

Nie hatte Siechtum sie entstellt,
Sind Tote von guter Miene,
Und huldreich empfängt sie an ihrem Hof
Zarewna Proserpine.

Wie sehr muß ich beneiden ihr Loos!
Schon sieben Jahre mit herben,
Qualvollen Gebresten wälz ich mich
Am Boden und kann nicht sterben.

O Gott, verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe!
Du weißt ja, daß ich kein Talent
Zum Martyrtume habe.

Ob Deiner Inkonsequenz, o Herr,
Erlaube, daß ich staune:
Du schufest den fröhlichsten Dichter und raubst
Ihm jetzt seine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholisch,
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End,
So werd ich am Ende katholisch.

Ich heule Dir dann die Ohren voll,
Wie andre gute Christen —
O Miserere! Verloren geht
Der beste der Humoristen!

288. Godesberg und Paris.

Mir lodert und wogt im Hirn eine Flut
Von Wäldern, Bergen und Fluren;
Aus dem tollen Wust tritt endlich hervor
Ein Bild mit festen Konturen.

Das Städtchen, das mir im Sinne schwebt,
Ist Godesberg, ich denke;
Dort wieder unter dem Lindenbaum
Sitz ich vor der alten Schenke.

Der Hals ist mir trocken, als hätt ich verschluckt
Die untergehende Sonne.
Herr Wirt! Herr Wirt! eine Flasche Wein
Aus Eurer besten Tonne!

Es fließt der holde Rebensaft
Hinunter in meine Seele
Und löscht bei dieser Gelegenheit
Den Sonnenbrand der Kehle.

Und noch eine Flasche, Herr Wirt! Ich trank
Die erste in schnöder Zerstreuung,
Ganz ohne Andacht! Mein edler Wein,
Ich bitte dich drob um Verzeihung.

Ich sah hinauf nach dem Drachenfels,
Der, hochromantisch beschienen
Vom Abendrot, sich spiegelt im Rhein
Mit seinen Burgruinen.

Ich horchte dem fernen Winzergesang
Und dem kecken Gezwitscher der Finken —
So trank ich zerstreut, und an den Wein
Dacht ich nicht während dem Trinken.

Jetzt aber steck ich die Nase ins Glas,
Und ernsthaft zuvor beguck ich
Den Wein, den ich schlucke; manchmal auch,
Ganz ohne zu gucken, schluck ich.

Doch sonderbar! während dem Schlucken wird mir
Zu Sinne, als ob ich verdoppelt:
Ein andrer armer Schlucker sei
Mit mir zusammen gekoppelt.

Der sieht so krank und elend aus,
So bleich und abgemergelt.
Gar schmerzlich verhöhnend schaut er mich an,
Wodurch er mich seltsam nergelt.

Der Bursche behauptet, er sei ich selbst,
Wir wären nur eins, wir beide,
Wir wären ein einziger armer Mensch,
Der jetzt am Fieber leide.

Nicht in der Schenke von Godesberg,
In einer Krankenstube
Des fernen Paris befänden wir uns —
Du lügst, du bleicher Bube!

Du lügst, ich bin so gesund und rot
Wie eine blühende Rose,
Auch ich bin stark, nimm dich in acht,
Daß ich mich nicht erbose!

Er zuckte die Achseln und seufzte: „O Narr!"
Das hat meinen Zorn entzügelt;
Und mit dem verdammten zweiten Ich
Hab ich mich endlich geprügelt.

Doch sonderbar! jedweden Puff,
Den ich dem Burschen erteile,
Empfinde ich am eignen Leib,
Und ich schlage mir Beule auf Beule.

Bei dieser fatalen Balgerei
Ward wieder der Hals mir trocken;
Und will ich rufen nach Wein den Wirt,
Die Worte im Munde stocken.

Mir schwinden die Sinne, und traumhaft hör
Ich von Kataplasmen reden,
Auch von der Mixtur — einen Eßlöffel voll —
Zwölf Tropfen stündlich in jeden.

289. Im Krankenzimmer.

Wie langsam kriechet sie dahin,
Die Zeit, die schauderhafte Schnecke!
Ich aber, ganz bewegungslos
Blieb ich hier auf demselben Flecke.

In meine dunkle Zelle dringt
Kein Sonnenstrahl, kein Hoffnungschimmer,
Ich weiß, nur mit der Kirchhofsgruft
Vertausch ich dies fatale Zimmer.

Vielleicht bin ich gestorben längst;
Es sind vielleicht nur Spukgestalten
Die Phantasieen, die des Nachts
Im Hirn den bunten Umzug halten.

Es mögen wohl Gespenster sein,
Altheidnisch göttlichen Gelichters;
Sie wählen gern zum Tummelplatz
Den Schädel eines toten Dichters. —

Die schaurig süßen Orgia,
Das nächtlich tolle Geistertreiben
Sucht des Poeten Leichenhand
Manchmal am Morgen aufzuschreiben.

290. Klage.

Stunden, Tage, Ewigkeiten
Sind es, die wie Schnecken gleiten;
Diese grauen Riesenschnecken
Ihre Hörner weit ausrecken.

Manchmal in der öden Leere,
Manchmal in dem Nebelmeere
Strahlt ein Licht, das süß und golden,
Wie die Augen meiner Holden.

Doch im selben Nu zerstäubet
Diese Wonne, und mir bleibet
Das Bewußtsein nur, das schwere,
Meiner schrecklichen Misere.

291. Böses Geträume.*

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus, hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Wettlaufend mit Ottilien Hand in Hand.

Wie das Persönchen fein formiert! Die süßen,
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.
Sie steht so fest auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit, vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme ist so treu und innig,
Man glaubt zu schaun bis in der Seele Grund;
Und alles, was sie spricht, ist klug und sinnig;
Wie eine Rosenknospe ist der Mund.

Es ist nicht Liebesweh, was mich beschleichet,
Ich schwärme nicht, ich bleibe bei Verstand;
Doch wunderbar ihr Wesen mich erweichet,
Und heimlich bebend küß ich ihre Hand.

Ich glaub, am Ende brach ich eine Lilie,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei:
„Heirate mich, und sei mein Weib, Ottilie,
Damit ich fromm wie Du und glücklich sei!“

Was sie zur Antwort gab, das weiß ich nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Trostlos darniederliegt seit manchem Jahr. — —

292. Ein Brief.

Ein Wetterstrahl, beleuchtend plötzlich
Des Abgrunds Nacht, war mir Dein Brief:
Er zeigte blendend hell, wie tief
Mein Unglück ist, wie tief entsetzlich.

Selbst Dich ergreift ein Mitgefühl,
Dich, die in meines Lebens Wildnis
So schweigsam standest wie ein Bildnis,
Das marmorschön und marmorkühl.

O Gott, wie muß ich elend sein!
Denn sie sogar beginnt zu sprechen,
Aus ihrem Auge Thränen brechen,
Der Stein sogar erbarmt sich mein!

Erschüttert hat mich, was ich sah!
Auch Du erbarm Dich mein, und spende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die schreckliche Tragödia!

293. Die Passionsblume. *

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Nur hie und da, mit dorisch ernstem Knauf,
Hebt aus dem Schutt sich einzeln eine Säule
Und schaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob sie spotte seiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebeldächer und Skulpturen,
Wo Mensch und Tier vermischt, Centaur und Sphinx,
Satyr, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es steht ein offner Marmorsarkophag
Ganz unverstümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unversehrt im Sarge lag
Ein toter Mann mit leidend sanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
Sie scheinen mühsam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten sieht man ebenfalls
Viel basrelief gemeißelte Gestalten.

Hier sieht man Trojas Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hektor sah man;
Moses und Aaron gleich daneben stand,
Auch Esther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu sehn der Gott Amur,
Phöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
Pluto und Proserpine und Merkur,
Gott Bacchus und Priapus und Silenus.

Hier war zu schaun der Tanz Herodias,
Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüssel,
Die Hölle sah man hier und Satanas
Und Petrus mit dem großen Himmelsschlüssel.

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
Des Griechen Luftsinn und der Gottgedanke
Judäas! Und in Arabeskenart
Um beide schlingt der Epheu seine Ranke.

Doch, wunderbar! derweilen solcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
Der tote Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruheſtätt
Stand eine Blume, rätſelhaft geſtaltet,
Die Blätter ſchwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt ſie die Blum der Paſſion
Und ſagt, ſie ſei dem Schädelberg entſproſſen,
Als man gekreuzigt hat den Gottesſohn
Und dort ſein welterlöſend Blut gefloſſen.

Blutzeugnis, heißt es, gebe dieſe Blum,
Und alle Marterinſtrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrtum,
Sie trüge ſie abkonterfeit im Kelche.

Ja, alle Requiſiten der Paſſion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beiſpiel Geißel, Stricke, Dornenkron,
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum an meinem Grabe ſtand,
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt ſie mir die Hand,
Küßt Stirne mir und Augen, troſtlos ſchweigend.

Doch, Zauberei des Traumes! Seltſamlich,
Die Blum der Paſſion, die ſchwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildnis ſich,
Und das iſt Sie — die Liebſte, ja dieſelbe!

Du warſt die Blume, Du, geliebtes Kind,
An Deinen Küſſen mußt ich Dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen ſind,
So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geſchloſſen war mein Aug, doch angeblickt
Hat meine Seel beſtändig Dein Geſichte,
Du ſahſt mich an, beſeligt und verzückt
Und geiſterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was Du verschwiegen dachtest im Gemüte —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert;

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Toter kosen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
In meiner schlummerkühlen Marmortruhe
Den schönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
Die Wonne meiner ungestörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesstille, du,
Nur du kannst uns die beste Wollust geben;
Den Kampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh,
Gibt uns für Glück das albern rohe Leben!

Erläuterungen.

In Tiecks Phantasus heißt es, nachdem Anton die Geschichte vom blonden Eckbert erzählt hat: „Nach einer Pause fragte Clara: Ist diese Erzählung Ihre eigene Erfindung oder eine nachgeahmte? — Ich darf sie, antwortete Anton, wohl für meine Erfindung ausgeben. Wollte man freilich genau erzählen, aus welchen Erinnerungen der Kindheit, aus welchen Bildern, die man beim Lesen oder oft aus ganz unbedeutenden mündlichen Erzählungen aufgreift, dergleichen sogenannte Erfindungen zusammengesetzt werden, so könnte man daraus wieder eine Art Geschichte bilden. Ich wünschte, daß unsere schönen Richterinnen sich nicht zu eifrig um den Grund und Boden bekümmern möchten, auf welchem unsere Poesien gewachsen sind. — Daß ich frage, antwortete Clara, geschah nicht aus kritischem Interesse, sondern weil ich, was vielleicht Schwäche sein mag, auf die ursprüngliche Erfindung einer Dichtung sehr viel halte. Ich frage immer gern: Wer hat diese Sache zuerst ersonnen?“ So weit Tieck.

Wir fügen hinzu, daß die Beantwortung dieser Frage in der That eine der wichtigsten und interessantesten Aufgaben der litterarhistorischen Forschung bildet. Heines Dichtungen sind in dieser Hinsicht noch äußerst wenig durchforscht, selbst die neue große kritische Heineausgabe (Berlin, Grote) gibt nur ganz vereinzelt den Nachweis der Stoffquellen. In nachfolgenden Blättern ist zum erstenmal versucht, möglichst vollständig die Quellen und Veranlassungen von Heines Gedichten nachzuweisen. Wo es zur Erleichterung des Verständnisses der Lieder nötig schien, sind auch sachliche Erläuterungen gegeben.

Zu Abteilung I: Junge Leiden.

Die Überschriften, welche sich über den „Traumbildern“ und „Liedern“ finden, rühren mit Ausnahme der zu Nr. 6, 7, 10, 17—19 von Heine selbst her, der sie jedoch bei den späteren Drucken wieder weggelassen hat. — Die Gedichte 1—88 bilden den Grundstock der vier Cyklen des „Buches der Lieder“, betitelt: Traumbilder, Lieder, Lyrisches Intermezzo und Heimkehr. Die

Nr. 9, 12, 55 sind vom Dichter selbst nur in der Gedichtesammlung von 1822, Nr. 10 und 19 sind erst in der Gesamtausgabe seiner Werke (herausgegeben von Strodtmann, Hamburg, Hoffmann u. Campe 1862—1863, 20 Bände) veröffentlicht worden. Nr. 7, 17, 18 und 37 stammen aus dem Nachlaß des Dichters, der 1869 als 21. Bd. der Werke gedruckt ward (Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine, Hamburg, Hoffmann u. Campe).

Zu 1 (Die Liebe). Obwohl dies Lied inhaltlich zu den Traumbildern gerechnet werden kann, gehört es streng genommen nicht in diesen Cyklus. Wir haben ihm die erste Stelle hauptsächlich deshalb angewiesen, weil Heine selbst es 1839 als Vorrede der dritten Auflage des Buchs der Lieder vorgesetzt hat.

Zu 2 (Zueignung). Resede ist nicht etwa des Reimes wegen gewählt. Mad. Jaubert (Erinnerungen an Heine, Paris und Leipzig, 1884, S. 84) berichtet, daß Heine ihr auf seinem Krankenlager erzählte, wie die kleine Veronika, zu welcher Heine als Knabe eine kindliche Neigung fühlte, einen Resedazweig geküßt und dann ihm gegeben habe. Als er das Jahr darauf in den Ferien hinkam, war die kleine Veronika tot. „Und seither", sprach Heine weiter, „ist trotz allen Schwankungen meines armen Herzens die Erinnerung an sie doch stets lebendig geblieben. Denke ich zuweilen an diese Begebenheit, so empfinde ich ein schmerzliches Gefühl, wie bei der Erinnerung an ein großes Unglück." Er wünschte, wenn er begraben sein werde, solle Madame Jaubert einen Resedazweig hinausbringen.

Zu 3 (Die Wundermaid). Dies Gedicht wurde bereits 1817 in Hamburg gedruckt.

Zu 5 (Der Kirchhof). In einer Romanze Fouqué's (Ged. 1, 41) erzählt ein Gespenst: „Mich hat die Liebe ins Grab gebracht." — Die Erzählung des fünften Geistes bei Heine stimmt nach Versmaß und wesentlichem Inhalt mit Bürgers Ballade „Lenardo und Blandine"; die Erzählung des Schneidergesellen hat das Metrum des Volksliedes „von des Schneidergesellen Höllenfahrt, welches unter der Überschrift „Rinaldo Rinaldini" im Wunderhorn (1806—8, Bd. 2, S. 366) sich findet. Das Geistertreiben, das Geheul, die Totentänze, auch der ans Burleske streifende Ton in diesem und einigen andern, hier nicht abgedruckten Traumbildern Heines sind eine Nachahmung der Schauerballaden Bürgers. Übrigens erzählt auch Heine in seiner Schrift über die romantische Schule (Werke Bd. 6, S. 206), wie unheimlich ihn stets Arnims Novellen berührt hätten, in welchen längst gestorbene Personen auftreten, die mit den Lebenden ver-

kehren. Die Einwirkung solcher Erzählungen tritt in Heines Dichtungen öfter zu Tage, so außer vorliegendem Gedichte auch in Nr. 56, 218, 244 und 269 dieser Auswahl. Auch deutet er in seinen Memoiren an, daß die Erzählungen des „roten Sefchens" schon in Düsseldorf seine Phantasie mit derartigen Bildern erfüllt hätten.

Zu 9 (Die weiße Blume). Im Wunderhorn heißt es (Bd. 3, S. 9) in einem Liede, welches vom Tode eines Mädchens handelt: „Zwei Blumen stehn auf einem Feld, die eine frisch, die andre welk." Dann kommt ein Wandersmann, welcher eine der Blumen haben will. „Die halbverwelkte will er nicht, Die frische ihm in die Augen sticht." Wunderhorn Bd. 1, S. 329 sagt das Veilchen: „Brich mich stilles Veilchen, Bin die Liebste dein, Und in einem Veilchen Werd ich schöner sein." In einem andern Lied (Wunderhorn 2, 11) verwandelt sich ein feines Röslein, nachdem es gepflückt ist, in eine Jungfrau und sagt: „Erschrick nicht, denn ich bin deine Braut."

Zu 10 (Jäher Wechsel). In Göttingen erhielt Heine 1819—20 von Straube, vielleicht leihweise, das Buch: „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst auf das Jahr 1816. Mit Kupfern. Köln, bei M. DuMont-Schauberg". Die Herausgeber waren Groote und Carove. Dies Buch enthält u. a. einen längeren Aufsatz von Carove „Ansichten der Kunst des deutschen Mittelalters". Wie sehr Heine durch das Taschenbuch angeregt worden ist, beweist der Umstand, daß wir zehn Gedichte dieser Auswahl als durch die Lektüre des Taschenbuchs veranlaßt bezeichnen können, nämlich Nr. 10, 29, 30, 31, 41, 47, 57, 121, 183 und 259. Der ganze Geist der Aufsätze und Gedichte des Taschenbuchs, in denen die Begeisterung für das Mittelalter, die Romantik, hell auflodert, fügte sich eben völlig in des Dichters damalige Denkweise. In dem erwähnten Aufsatz von Carove heißt es S. 58: „Wer kennt nicht jenes zärtliche Lied Kaiser Heinrichs, in welchem er sang:

Mir sind dü Rich und dü Land untertan,
Swenne ich bi der Minneclichen bin;
Und swenne ich gescheide von dan,
So ist mir all min Gewalt und min Reichtum dahin."

Es ist evident, daß Heines vorliegendes Gedicht gerade aus dieser Quelle geschöpft ist, zumal in dem mittelalterlichen Lied noch drei weitere Verszeilen folgen. (S. v. d. Hagen, Minnesänger. Maneſſische Sammlung Bd. 1. Leipzig, 1838.)

Zu 11 (Erwartung). Im Wunderhorn (Bd. 2, S. 199)

heißt es: „Alle Morgen will ich sagen: O, mein Schatz, wann kommst zu mir? Alle Abend will ich sprechen, Wenn mir meine Äuglein brechen: O, mein Schatz, gedenk an mich!"

Zu 12 (Sehnsucht). Unter den Lindenreihn ist die Berliner Straße „unter den Linden" verstanden. — Drei Türme bilden bekanntlich das Hamburger Wappen.

Zu 19 (Im Wald). Das Volkslied sagt von dem Geliebten, der im Grabe liegt: „Du hörst kein Glöcklein läuten, Du hörst kein Vöglein pfeifen, Du siehst weder Sonne noch Mond" (Wunderhorn 3, 15). Vögelgesänge ist in der letzten Zeile die Lesart des noch vorhandenen Manuskriptes. Heine selbst hat das Liedchen nie veröffentlicht. (Vgl. Hüffer, Aus dem Leben Heinrich Heines, Berlin, Pätel, 1878, S. 148.)

Zu 29 (Auf Flügeln des Gesanges). In Grootes Aufsatz „Bilder der Zeiten" im Taschenbuch für altdeutsche Kunst (vgl. zu 10) werden in begeisterter Weise die Culturwelten kurz geschildert. Von Indien heißt es (S. VII): „Dann erblickten wir seltsame Gefilde, wo ewiger Frühling lebt. Dort war es, als ob Blüten und Tiere und Töne und Kristalle und die Lotospflanzen und die Seelen der Menschen und die Sternbilder in schwesterlichem Vereine sich ergötzten und sich ewig herzten und küßten und über die Erde in leichtem Spiele fortschwebten, damit sie sich einst zu unbegrenzter Lust umschlängen und so in ewiger Umarmung zu fernen Welten hinüberzögen. Aber auf dem Ganges und Indus wogten nun jene blühenden Gestalten mit ihrem Frühling und ewigem Scherze, mit Düften und Tönen zu uns herüber an den glänzenden Götterbergen vorbei".

Wer dies aufmerksam mit Heines Lotosgedichten vergleicht, kann nicht in Zweifel sein, daß diese Darstellung es war, welche die Phantasie des Dichters befruchtet hat, daß daraus seine zarten und wunderbaren Strophen erwuchsen. Auch das Lied 183 (Mein Liebchen, wir saßen beisammen) zeigt Anklänge an obige Stelle. — Heine legte auf diese indischen Gedichte großen Wert, er kommt in seinen Schriften wiederholt darauf zurück, daß der Ganges seine eigentliche Heimat sei. Wenn in der kritischen Ausgabe (Grote) gesagt wird, das vorliegende Lied sei an Frau Friederike Robert gerichtet, so stimmt das nicht mit der von uns angenommenen Abfassungszeit, wo Heine die Frau Robert noch gar nicht kannte, und ist wohl nur ein willkürlicher Schluß aus dem Umstand, daß Heine an Frau Robert einige in den „neuen Gedichten" abgedruckte Sonette gerichtet hat, welche eine breitere Ausmalung des obigen Liedes sind.

Zu 31 (Im Rhein, im schönen Strome). Das „Taschenbuch“ (vgl. zu 10) enthält in Kupferstich eine Nachbildung des berühmten Kölner Dombildes des Stephan Lochner, sowie zehn teilweise recht schöne Gedichte von Groote und Carove auf dies Bild. Dasselbe ist auf Holz gemalt, allein im Taschenbuch ist dieses Umstands nirgends Erwähnung gethan, dagegen heißt es S. 210 bei Beschreibung eines gleichfalls in Kupferstich beigegebenen altdeutschen Bildes vom Erzengel Michael, es sei „auf das reinste Pergament gemalt“. So konnte beim Dichter das Mißverständnis entstehen, als sei auch das Dombild auf Pergament, d. h. Leder, gemalt. Die Figur der Madonna hat auf dem Dombild zum Hintergrund einen blumendurchwirkten, von Englein gehaltenen Goldteppich. In Marias Zügen, wie der Kupferstich sie wiedergibt, modernisiert und anscheinend dunkelhaarig, nicht blond, konnte der Dichter wohl eine Ähnlichkeit mit den Zügen seiner Liebsten zu finden glauben; die dunkle Erinnerung an das Originalbild zu Köln mag dazugekommen sein.

Zu 41 (Und wüßtens die Blumen, die kleinen). Im „Taschenbuch“ (vgl. zu Nr. 10) heißt es in einem Gedichte von Carove „meine Kindheit“ (S. 333):

„Blümlein lachten still mich an
Mit verliebten Blicken;
Sah im frommen Kindeswahn
Sie mir freundlich nicken.

Vöglein sprachen oft mit mir,
Ließen gern sich sehen;
Sagten auch nichts Fremdes mir,
Konnt sie wohl verstehen.

Sternlein waren gar nicht fern,
Thäten lieblich winken,
Und ich glaub, sie wollten gern
Zu mir niedersinken.“

Die Annahme liegt nahe, daß in diesen Strophen die Anregung für Heines Lied zu suchen ist.

Zu 43 (Sie haben Dir viel erzählet). Sollte hier jemand fragen, was denn dies Schlimmste gewesen, so gibt der Dichter selbst die Antwort. Im ältesten Abdruck folgt nämlich noch die Strophe:

„Das Schlimmste, Du Glaubensvolle,
Das Dümmste, Du gläubiges Kind,
Das war die Liebe, die tolle,
Die toll mich machte und blind.“

Zu 47 (Ein Fichtenbaum steht einsam). In dem mehrfach erwähnten Aufsatz Caroves im „Taschenbuch“ (vgl. zu 10) findet sich S. 69 eine Vergleichung der mittelalterlichen Dichtung mit den deutschen Waldbäumen, Eiche und Buche; dieselbe sei nicht, heißt es weiter, „traurig und schaurig, wie die nordischen Fichten und Tannen, noch gewaltig oder üppig wie Cedern und Palmen“. Bei der ungemein anregenden Wirkung dieses Büchleins auf Heines Phantasie ist wohl die Vermutung erlaubt, daß dieser Vergleich der Keim für obiges Gedicht gewesen sein kann. — Man hat das Lied auf die seltsamste Weise erklärt, indem man es aus dem Zusammenhange riß und allerlei hineingeheimnißte, während die nach dem Zusammenhang des Cyklus allein mögliche Deutung die ist: Der einsame Dichter, umgeben von Kälte und öder Verlassenheit, sehnt sich nach der vermählten Geliebten, die trotz äußerlichen Glückes doch noch seiner gedenkt und im innersten Herzen einsam und elend sich fühlt. — Nach der kritischen Ausgabe (Grote) soll die Quelle eine orientalische Legende des Midrasch sein, ohne daß jedoch diese Quelle näher nachgewiesen wird.

Zu 56 (Mir träumte von einem Königskind). Das Vorbild dieses Liedes ist eine Romanze von Fouqué: „Der Knabe und die Jungfrau“ (Fouqué, Gedichte Bd. 1, S. 98, Stuttgart, 1816); Fouqués Gedicht hat genau denselben Inhalt, nur daß es kein Königskind ist, auch hat Fouqué den Stoff in 7 achtzeiligen Strophen sehr breit behandelt. — Man vgl. auch zu Nr. 5 (Der Kirchhof).

Zu 57 (Aus alten Märchen winkt es). Caroves Aufsatz über mittelalterliche Kunst im „Taschenbuch“ (vgl. zu 10) beginnt: „Ich versuche von jener Zeit zu sprechen, die wie ein fernes Zauberland sich unsern Blicken zeigt — wundervoll, geheimnisreich und rings von Duft und Dämmerung umwoben. Da ist kein Weg, der uns unmittelbar zu ihm hinübertrüge; aber zwischen ihm und uns ragen blühende Inseln aus dem Strome der Zeiten hervor, und auf diesen kommt man ihm näher und näher, und immer heller und klarer entfaltet sich dem sehnenden Auge das Land mit seinen hohen Bergen und Felsfesten, seinen stillen Thälern und Münstern und den seltsamen Gestalten, die darin ruhen und wandeln“. Man vgl. auch das Lied Nr. 183 unserer Auswahl (Mein Liebchen, wir saßen beisammen). — In dem „Heinrich von Ofterdingen“ von Novalis finden wir übrigens ähnliche Schilderungen, und besonders häufig den Zug, daß in jenem Wunderland Blumen und Bäume reden. Bei Novalis ist der Grundgedanke, daß es das Reich der Poesie

sei. Inhaltlich verwandt ist übrigens auch Schillers „Sehnsucht“ (Ach, aus dieses Thales Gründen).

Zu 60 (Sie haben mich gequälet). Der Dichter denkt dabei an seine Verwandten, auf deren Fürsorge er angewiesen war, und welche deshalb das Recht in Anspruch nahmen, ihn zu bevormunden, während andere derselben nach seiner Meinung ihn haßten und gegen ihn intrigierten. Sie sind auch wohl unter den drei Schattengestalten zu verstehen in dem Liede Nr. 63.

Zu 63 (Mein Wagen rollet langsam). Man vgl. zu 60.

Zu 65 (Allnächtlich im Traume seh ich Dich). In Novalis Roman: „Heinrich von Ofterdingen“ (Ausg. von Tieck, Berlin 1815, S. 149) wird erzählt, daß der Held, Heinrich, einen wehmütigen Traum hatte. Mathilde war ihm verloren, und er hatte sie wiedergefunden. Da sagte sie ihm „ein wunderbares, geheimes Wort in den Mund, was sein ganzes Wesen durchklang. Er wollte es wiederholen, als er aufwachte. Er hätte sein Leben darum geben mögen, das Wort noch zu wissen“.

Zu 68 (Es fällt ein Stern herunter). Das Volkslied sagt: „Die Blätter von dem Baume Die fallen nun auf mich; Daß mich mein Schatz verlassen hat, Das freut wohl mich.“ (Wunderhorn 1, 321). Ebendaselbst (3,153) ist ein Lied von Claudius abgedruckt, überschrieben Christiane, worin es heißt: „Das Sternlein ist verschwunden; Ich suche hin und her, Wo ich es sonst gefunden, Und find es nun nicht mehr.“ Das Fallen der Blätter ist also gleich dem Fallen der Sterne Symbol entschwundener Liebe.

Zu 69 (Die Mitternacht war kalt und stumm). Dieses und die beiden folgenden Lieder sind Selbstmordgedanken des unglücklich Liebenden. In einer Erzählung von Heines Freund Straube in dessen Zeitschrift „Wünschelruthe“ (vgl. zu Nr. 259) lesen wir S. 2: „Es ist ein alter Glaube, man müsse bei Todesfällen alle im Hause wach rütteln“; daß der Dichter die Bäume wach rüttelt, damit deutet er die Absicht an, jetzt sterben zu wollen.

Zu 70 (Am Kreuzweg wird begraben). Im Mittelalter begrub man an Kreuzwegen, dem Orte, der schon im römischen Altertum als Aufenthalt böser Dämonen galt, die Selbstmörder. Daher hat die Blume Wegewart (cichorium

intubus), die an Wegen besonders häufig wächst, auch den Namen Armesündenblume. Ihre dunkelblauen Blüten öffnen sich morgens, bleichen in der Sonne mehr und mehr, schließen sich abends und nehmen während der Nacht ihre alte Farbe wieder an. Nach der Volkssage ist sie auch die Blume unglücklicher Liebe: eine treue Braut, die sehnsüchtig vergeblich am Wege auf die Rückkehr des Liebsten gewartet, ist in dies Blümlein verwandelt worden. So im Volkslied (vgl. Meinert, Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens, 1817, S. 5), danach auch Julius Wolff in dem Gedichte „Die Wegewarte".

Zu 73 (In mein gar zu dunkles Leben). Nach diesem Lied folgt im Cyklus der „Heimkehr" als das in der Dunkelheit gegen die Angst gesungene Lied: die Lorelei. Man vgl. die Anmerkung zu Nr. 226.

Zu 74 (Mein Herz, mein Herz ist traurig). Dies Lied entstand in Lüneburg, wo damals noch Befestigungen waren; die hannöverschen Soldaten hatten rote Uniform.

Zu 80 (Wie kannst Du ruhig schlafen). Das alte Liedchen ist Lenore, entweder in Bürgers Darstellung oder in der kürzeren Fassung des Wunderhorns (2,19); vielleicht auch die ganz ähnliche Geschichte vom toten Freier, die Heine aus Meinerts Volksliedern in der Mundart des Kuhländchens (Wien, 1817, S. 3) bekannt war. Im Buch der Lieder folgt hier als besonderes Lied diese Erzählung von dem toten Geliebten, welche in unserer Auswahl jedoch wegblieb.

Zu Abteilung II: Neue Liebe.

Von den Gedichten dieser Abteilung sind nur die Nummern 157 und 158 von Heine mit Überschriften versehen worden. — Nr. 89—109 sind aus dem Buch der Lieder, wo sie dem Cyklus der „Heimkehr" eingefügt sind; Nr. 110—148 hat Heine 1844 unter der Aufschrift „Neuer Frühling" in derselben Reihenfolge veröffentlicht; 149—157 sind aus den „Neuen Gedichten", 158 aus dem „Romanzero".

Zu 91 (Du bist wie eine Blume). Heines Nichte Maria Embden, Principessa della Rocca, erzählt (Erinnerungen an Heine, Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1881, S. 25), Heine habe in Berlin auf einer Schwelle ein hilfloses, schönes Judenmädchen aus Gnesen gefunden, deren Vater in der fremden Stadt plötzlich gestorben war. Er habe sie in Rahel Varnhagens Obhut gegeben, welche für sie sorgte und sie in ihre Heimat zurücksandte. Heine soll sie in Gnesen später aufgesucht haben. Dieser

Mirjam habe obiges Lied gegolten. Leider ist das ganze Buch der Principessa wenig glaubwürdig; möglich ist diese Erzählung immerhin. — Ein bekanntes Volkslied beginnt: „Wenn Du zu mei'm Schätzel kommst, Sag, ich laß sie grüßen" (Wunderhorn 1, 232).

Zu 114 (Gekommen ist der Maie). Dies Lied ist bereits 1824 gedichtet und gedruckt worden; die erste Redaction desselben fällt dagegen schon erheblich früher. (Hüffer, S. 153.)

Zu 119 (Es drängt die Not, es läuten die Glocken). Der Sinn der Strophen ist: in dieser Zeit, wo die Sturmglocken läuten (1830, Julirevolution!), ist auch wider den Dichter eine Verschwörung ausgebrochen, aber wider des Dichters — Herz. Derselbe Gedanke liegt auch dem, hier nicht abgedruckten, kurzen Prolog zum „neuen Frühling", zu Grunde.

Zu 121 (Die blauen Frühlingsaugen). Man vergleiche hierzu die Stelle im „Taschenbuch" (vgl. zu 10), S. 57: „Wie die Nachtigall gleichsam die Seele des Frühlings ausspricht, die Blumen aber die Augen sind, mit deren zarten Blicken er seine innige Liebe kund thut" u. s. w. In einer Schrift von Novalis, betitelt „Die Natur" kommt ein Märchen vor von Rosenblütchen und Hyazinth, die liebten sich. Die Kätzchen entdeckten es zuerst und kicherten darüber. Auch die Veilchen wußten es, die erzählten es andern Blumen, und „so erfuhrs denn bald der ganze Wald, und wenn Hyazinth ausging, riefs von allen Seiten: Rosenblütchen ist mein Schätzchen!"

Zu 126 (Mit Deinen blauen Augen). „Ein Meer von blauen Gedanken" ist nicht als scherzhafte Wendung zu deuten, vielmehr führt uns dieser Ausdruck in die Welt der Romantiker mitten hinein. Der Roman „Heinrich von Osterdingen" von Novalis dreht sich um eine wunderbare „blaue Blume"; blau ist die immer wieder erscheinende Grundfarbe des ganzen Buches; Heine spricht in seinen Prosaschriften gern und häufig von diesem Buch der blauen Blume, das er auf seinem Tische liegen hatte, als er in seinem Buch über die romantische Schule das Kapitel über Novalis schrieb (Werke Bd. 6, S. 181).

Zu 132 (Wie die Nelken duftig atmen). Dieses und das folgende Lied könnten die Annahme stützen, daß Heines zweite Liebe Mathilde Heine gewesen sei, die Tochter seines gleichfalls in Hamburg wohnenden Onkels Meyer Heine, welche von Salomon Heine adoptiert war und schon im Jahre 1828 starb, während Heine in Italien weilte. Ihr Tod bewegte den Dichter

sehr schmerzlich. Er schrieb an Salomon Heine: „Überall folgte mir das liebliche Gesicht, besonders am mittelländischen Meer. Ihr Tod hat mich beruhigt. Ich wollte nur, ich hätte einige von ihren Schriftzügen. Daß wir die süßen Züge auf keinem Gemälde aufbewahren, ist jammerschade“ (Werke, Bd. 19, S. 333). Man vgl. auch zu 283.

Zu 136 (Mondscheintrunkne Lindenblüten). Durch die drei vorhergehenden Lieder zieht sich das Vorgefühl, daß mit dem scheidenden Sommer auch diese Liebe zu Ende sein werde. Die Sehnsuchtsträume des Liebenden gehen dahin, daß er sich ausmalt, wie schön es wäre, auch im Winter noch bei der Geliebten sein zu können.

Zu 137 (Durch den Wald im Mondenscheine). Man vgl. die Anmerkung zu Nr. 236 (die Nixen). Elfenbegegnung kann Tod bedeuten, kann aber auch gut ablaufen. Nicht jeder kann Elfen sehen, einer sieht ihre Tänze, während ein anderer nichts erblickt. Die Elfenkönigin ist Titania, schon Spencer hat sie als Gloriana, Fairy Queen, beschrieben, dann Shakespeare im Sommernachtstraum, Wieland, Göthe 2c. Heine hat (Werke Bd. 7, S. 28) selbst das kleine Lied erklärt.

Zu 149 (Das schöne Weib macht mich erbeben). Bei Heine beginnt dies Lied mit den Worten: „Wollen Sie ihr nicht vorgestellt sein?“ und umfaßt im ganzen sieben Strophen; Nr. 149, 151, 152, 154, 156 sind aus dem Cyklus „Katharina“; 150 und 155 aus „Seraphine“; 153 und 157 aus „Hortense“.

Zu 150 (Wandl ich in dem Wald des Abends). Man vgl. „Jägers Abendlied“ von Göthe.

Zu 151 (Wie Merlin, der eitle Weise). Merlin, der Zauberer (Nekromant), ist eine Gestalt aus dem Kreis der Artussage. Er liebte die schöne Viviane, welche ihm seine Kunst ablernte und ihn im Walde Brezeliande in der Bretagne in einen Zauberkreis festbannte.

Zu 157 (Winter). Nach der zweiten Strophe folgen bei Heine zwei andere, hier weggelassene; dagegen sind die beiden letzten hier abgedruckten Strophen der ersten Version des Dichters entnommen. Die Worte: „das Weib ist bitter“ finden sich in den Sprüchen Salomons Kapitel 5, Vers 3: „Ihre Kehle ist glätter denn Öl, aber hernach bitter wie Wermut“. — Gedruckt ward das Lied 1836. Von seinem Überdruß an aller Frauenliebe wurde der Dichter geheilt durch die ihn damals ergreifende, bis zu seinem Tode anhaltende leidenschaftliche Liebe zu seiner späteren Gattin.

Zu 158 (Wandere). Das Lied ist 1847 zuerst gedruckt worden, stammt aber wohl aus viel früherer Zeit.

Zu Abteilung III: Reisebilder.

Die Überschriften der Gedichte dieser Abteilung sind sämtlich vom Dichter selbst hinzugefügt. Im Buch der Lieder finden sich Nr. 159, 161—168, 170—172, 183, 187—206; nur in den Reisebildern ließ er die Nr. 160 und 169 drucken; aus den „Neuen Gedichten" sind Nr. 174—181, 184—186 entnommen; Nr. 173 und 182 sind aus dem Nachlaß des Dichters. — Nr. 187—198 tragen im Buch der Lieder die Überschrift: „Die Nordsee. Erster Cyklus"; Nr. 199—206: „Die Nordsee. Zweiter Cyklus".

Die Gedichte 175—178, 180—182, 184—186 sind größtenteils 1833 und 1834, Nr. 174 erst 1839 gedruckt worden.

Zu 160 (Auf dem Hardenberge). Der Hardenberg, der alte Ruinen trägt, ist bei Nörten, unweit Clausthal im Harz.

Zu 161 (Berg-Idylle). Die vom Bergmannskind erzählte Sage von dem Schloß, das eine böse Zauberin verwandelte, bezieht sich auf den Ilsenstein (s. zu 164). Nach Grimm (deutsche Sagen, Berlin, 1816, S. 407) war eine Hexe Besitzerin des Schlosses, und sie hat es in Stein verwandelt aus Zorn, weil niemand Ilse, die Hexentochter, freien wollte.

Zu 164 (Die Ilse). Der Ilsenstein liegt unweit Ilsenburg, am Fuße des Brockens, und wird von der Ilse bespült. In Heines Harzreise (Werke, Bd. 1, S. 113) heißt es: „Endlich gelangten wir auf den Ilsenstein. Das ist ein ungeheurer Granitfelsen, der sich lang und keck aus der Tiefe erhebt . . . Wie nun die Natur durch Stellung und Form den Ilsenstein mit phantastischen Reizen geschmückt, so hat auch die Sage ihren Rosenschein darüber ausgegossen. Gottschalk berichtet [nach Grimm]: Man erzählt, hier habe ein verwünschtes Schloß gestanden, in welchem die reiche, schöne Prinzessin Ilse gewohnt, die sich noch jetzt jeden Morgen in der Ilse bade; und wer so glücklich ist, den rechten Zeitpunkt zu treffen, werde von ihr in den Felsen, wo ihr Schloß sei, geführt und königlich belohnt. Andere wieder erzählen: es soll der altsächsische Kaiser Heinrich gewesen sein, der mit Ilse, der schönen Wasserfee, in ihrer verzauberten Felsenburg die kaiserlichsten Stunden genossen." — Die Sage steht auch bei Grimm (Deutsche Sagen, Berlin, 1816, S. 407). — Man vgl. auch zu 237.

Zu 169 (Einsam wandl ich an dem Strand). In

den Reisebildern, wo dies Lied einzig abgedruckt ist, geht den vorliegenden Strophen noch eine voraus, welche lautet:

„Auf den Wolken ruht der Mond,
Eine Riesenpomeranze,
Überstrahlt das graue Meer,
Breiten Streifs, mit goldnem Glanze."

Dem Anschein nach hat der etwas unschöne Vergleich der zweiten Zeile den Dichter bewogen, das Gedicht in das Buch der Lieder überhaupt nicht aufzunehmen.

Zu 170 (Der Abend kommt gezogen). Man vergleiche die inhaltlich verwandte Romanze „Die Nixen" unter Nr. 236. — Nur bei der in unserer Auswahl gewählten Reihenfolge läßt sich der innere Zusammenhang der drei Lieder Nr. 168—170 erkennen: Mit der Fischertochter, seiner Liebsten, ruht der Dichter am Strand. Das geistergläubige Kind weckt auch im Geliebten den Nixenglauben; er ruft die schönen Nixen herbei, und siehe — die Wasserfrau kommt wirklich und bereitet ihm Lust und unheimliches Wehe.

Zu 173 (Im Mondenglanze ruht das Meer). Die Sage von den versunkenen Städten: Stavoren (Grimms Sagen, S. 320), Vineta (Bäßler, Sagen aus allen Gauen des Vaterlandes, Berlin, Decker, 1877, S. 87) ꝛc. hat Heines Phantasie wiederholt beschäftigt (vgl. auch 196 Seegespenst). Daß Wilhelm Müllers Lied „Vineta" (Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde Klingen Abendglocken dumpf und matt) ihm die Anregung zu vorliegenden Strophen gegeben, geht deutlich aus einer Stelle seiner Reisebilder hervor (Werke Bd. 1, S. 148). Heine selbst hat das Lied niemals veröffentlicht, wahrscheinlich, weil beim ersten Vorlesen in Hamburg sein Freund Merckel darüber gespottet hatte; Heine war in dieser Hinsicht sehr empfindlich. Die dritte Strophe ist von uns weggelassen.

Zu 174 (Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht). Wo und wann der Cyklus der Meerlieder von 174 bis 186 (ausgenommen 179 und 183) entstanden ist, ist nicht zu ermitteln. Nach der Stellung in Heines Werken sollte man vermuten, 1833—35 in Boulogne, während andere Umstände auf eine frühere Zeit und auf Norderney hinweisen. So schreibt Heine an Moser am 16. August 1826 (Werke Bd. 19, S. 287) höchst geheimnisvoll von einem Begegnis in Norderney: „Es war ein Stern, der durch die Nacht herabschoß, in grausamer Schnelligkeit", Worte, welche ganz an das vorliegende Gedicht anklingen.

Zu 176 (Es ziehen die brausenden Wellen). Auch in diesem Liede ist, wie so oft, die Naturerscheinung dem Dichter ein Bild seines eigenen Innern. Wie die Wellen trotz alles unermüdlichen Anstürmens immer wieder am Ufer zerschellen, so ist auch das Liebeswerben des Dichters — vergeblich. „Was hilft uns das?" spricht er zu den Wellen.

Zu 183 (Mein Liebchen, wir saßen beisammen). Man vgl. die Anmerkung zu Nr. 29 und 57.

Zu 190 (Die Nacht am Strande). In den von Wilhelm Grimm übersetzten dänischen Heldenliedern (s. zu 232), die Heine genau kannte, finden sich zahlreiche Riesenmärchen aus Norweg, in denen wilder Totschlag den Hauptinhalt bildet, dazwischen Runensprüche und Beschwörungslieder.

Zu 191 (Poseidon). Odysseus kam auf seinen Irrfahrten auch zu dem Volk der Kimmerier, welche am Rand der Erde in ewiger Nacht wohnten.

Zu 198 (Frieden). Der in den Reisebildern diesem Gedicht noch zugefügte Abschnitt ist im Buch der Lieder vom Dichter niemals wieder zum Abdruck gebracht worden.

Zu 199 (Meergruß). Aus dem Herzen des Perserreichs, vom Euphrat her, waren 10 000 Mann griechische Hilfstruppen im Jahre 401 v. Ch. G. unter Xenophons Führung durch Feindesland und wilde Gebirge 500 Meilen weit gezogen, als sie endlich das schwarze Meer, den Pontus Euxinus, wiedersahen. Xenophon berichtet in seiner Anabasis darüber wie folgt (Buch 4, Kapitel 7): „Am fünften Tage kamen sie an den heiligen Berg, der hieß Teches. Wie nun die Vordersten den erstiegen hatten und das Meer wirklich erblickten, entstand ein großes Geschrei. Als Xenophon dies hörte, glaubte er, es hätten sich neue Feinde gezeigt. Da jedoch der Lärm immer größer wurde und sich immer näher wälzte und jedesmal die Nachrückenden im Laufschritt denen zueilten, welche schon am Schreien waren, und also das Getümmel immer ärger ward, je mehr Leute hinaufkamen, so glaubte Xenophon, es sei etwas Ernstes vorgefallen. Er stieg zu Pferde und sprengte mit den Reitern zum Gipfel hinan. Da hörten sie denn, daß die Soldaten sich einander zujauchzten: „Thalatta! Thalatta!" (Das Meer! Das Meer!). Und nun lief alles, auch die Nachhut, sogar das Zugvieh und die Pferde trieben sie zu höchster Eile. Und wie alle den Gipfel erreicht hatten, da umarmten die Mannschaften erst einander und dann die Offiziere und Heerführer, und weinten

laut. Und alsbald schleppten sie, wie auf Kommando, Steine zusammen und errichteten ein großes Mal". —

Der letzte Absatz des „Meergrußes" ist von uns weggelassen.

Zu 200 (Gewitter). In den Meereswellen anstürmende Rosse zu sehen, liegt sehr nahe. Nach der griechischen Sage sind es in der That Abkömmlinge der 3000 Stuten des Königs Erichthon; ihr Vater ist Boreas, der Nordwind. — Kastor und Pollux (Polydeukes), die halbgöttlichen Zwillinge, wurden im Altertum von den Seefahrern in der Not angerufen: gemeint war damit das Sternbild der Zwillinge. Die Schlußworte des Gedichtes von „Kastor" ab sind ein bei Homer sich öfter wiederholender Hexameter (z. B. Odyssee 11,300), eine Reminiszenz an die Vossische Homerübersetzung.

Zu Abteilung IV: Romanzen und Historien.

Die Überschriften der Gedichte dieser Abteilung rühren von Heine selbst her, ausgenommen die von 209, 210, 220, 222, 223, 226, 233;

Im Buch der Lieder findet man die Nr. 208—219, 222, 223, 225—227, 230, 246, 248;

In den neuen Gedichten stehen: 221, 224, 231—237, 242, 245, 249;

Im Romanzero: 228, 229, 238, 239, 241, 244, 247, 250, 251; Nr. 207 und 243 hat Heine selbst nur 1822 veröffentlicht; 240 ist erst 1863 gedruckt worden; aus dem Nachlaß (1869 gedruckt) rühren her: 220 und 252. —

Es ist leicht erkennbar, daß die Nr. 207—219, 221—223, 225, 226 teils Stimmungen des Dichters, teils Erlebnisse desselben wiederspiegeln.

Zu 207 (Die Weihe). Um die Seelenstimmung zu verstehen, aus welcher heraus diese Romanze gedichtet ist, muß man sich die in unserer Biographie oben S. 12 abgedruckte Stelle aus dem Brief Heines an Sethe vom 27. Oktober 1816 vergegenwärtigen, und zwar besonders die Schlußworte jenes Briefes. Der Knabe, dessen Lebensschifflein irre treibt, bittet die Madonna um ein Huldeszeichen, da verwandelt sie sich in seine Liebste und reicht ihm eine Locke von ihrem Haare. Die Schlußstrophe deutet an, daß „nur in den unendlichen Tiefen der Mystik" die Sehnsucht frommer Minne gestillt werden könne. Das alles sind also lauter Herzenslaute, Seufzer und Ringen einer nach Frieden sich sehnenden, gequälten Seele. Bei mancher Unklarheit in der

Schilderung der Situation birgt die Romanze großen Wohllautt. Die innere Wahrheit des Gedichtes hat Strodtmann nicht erkannt, er bezeichnet vielmehr das Gedicht als „kindische Tändelei von alltäglichstem Inhalt und plattester Form, kokettierend mit Marienkultus in Brentanoschem Geschmack“ (Heines Leben, Bd. 1, S. 54, Hamburg, 1885, Neudruck der 2. Aufl.). Heines Vorbild war „Der Abschied von Maria“ in des Knaben Wunderhorn (1, S. 178). Entstehungszeit: 1816.

Zu 208 (Lied vom blöden Ritter). Diese allegorische Romanze hat Heine mit der Überschrift „Prolog“ dem „lyrischen Intermezzo“ vorangestellt. Sie ist auch, aber ohne den Schluß, in der Tragödie „Almansor“ von ihm verwandt worden. Vgl. zu Nr. 237 (Harald Harfagar). Zum Metrum vgl. Göthes „Totentanz.“

Zu 209 (Kinderspiele). Das Gedicht ist an die Schwester des Dichters, Charlotte Embden, gerichtet, und schildert nach dem Zeugnis seines Bruders Max (Erinnerungen an Heine, Gartenlaube 1866) in allen Einzelheiten wahr die Kinderspiele der Geschwister.

Zu 210 (Rheinfahrt). Das Gedicht steht bei Heine zwischen den Liedern der „Heimkehr“. Es ist eine Erinnerung aus der Kinderzeit und folgt gleich auf das Gedicht „Kinderspiele“ (Nr. 209). Nach dem innigen Tone, in welchem das Lied gehalten ist, darf vielleicht die Vermutung ausgesprochen werden, daß die schöne Frau mit dem lieben, bleichen Antlitz des Dichters Mutter gewesen ist. Die dunkeln Zeiten sind eben die Tage der Kindheit. Im Buch Le Grand (Werke Bd. 1, S. 193) gibt Heine eine Reihe Bilder aus seiner Jugendzeit, allein Orte, Zeiten, Namen absichtlich durcheinandergeworfen und der Wirklichkeit nicht entsprechend, so daß seine Angaben nur mit Vorsicht als biographische Quelle benutzbar sind. Er verlegt dort eine ganz ähnliche Situation nach Godesberg (a. a. O. S. 304) und identifiziert im Verlauf der Darstellung die Dame mit Evelina, der das Buch gewidmet ist. Da aber längst kein Zweifel ist, daß Evelina nur „Molly“ sei, so könnte man auch auf Molly als die Dame der Rheinfahrt schließen. In der That hatte Heine (s. die Biographie) seine Cousine schon 1814 zum erstenmale gesehen, und das kann nur am Rhein gewesen sein. Daß der Dichter sie, die damals ein Kind war, Dame nennt, dürfte nicht befremden, da sie dem für sie schwärmenden Knaben jedenfalls als Dame erschienen ist. Zudem hat Heine in seinen Poesien jenes Verhältnis stets absichtlich verschleiert.

Zu 211 (Das Liedchen von der Reue). Außer in diesem Liede hat Heine der Liebe zu seiner Mutter auch in den Sonetten Nr. 254 und 255, sowie in den „Nachtgedanken" (Nr. 278) Ausdruck gegeben.

Der Form nach, nicht dem Inhalt nach enthält die Romanze Anklänge an das Volkslied:

„Herr Ulrich ritt wohl durch das Ried,
Er sang ein schönes Tagelied."

Dort hangen auch am Baum Mädchengestalten, aber freilich ermordete, denn der Ulrich des Volksliedes ist der deutsche Blaubart.

Zu 212 (Der Traurige). Heine zeigt sich in seinen früheren Gedichten mehrfach durch Bürger beeinflußt. Bei diesem beginnt das Lied „Der Liebeskranke" fast mit denselben Worten: „Mir thuts so weh im Herzen", und der Liebeskranke sagt, ähnlich wie bei Heine: „Sah alles sich entfärben, Was schön war ringsumher." Das Thema „der traurige Ritter" oder „der kranke Ritter" ist auch von Fouqué mehrmals ganz ähnlich behandelt worden. Von Heine gehören auch die Gedichte Nr. 214 bis 217 in diese Reihe.

Zu 215 (Der wunde Ritter). Die „alte Kunde" ist wohl die spanische Romanze von Zaid in Herders Stimmen der Völker: Dem Zaid ist die Braut untreu geworden, und er klagt nun sein Leid. Er reitet trüb und zugleich voller Wut zum Turnier. Diese spanische Romanze ist im Ramiro (218) mit einem deutschen Motiv ineinsgearbeitet. — Vorliegende Romanze ist wohl die erste, in welcher Heine das dem Volkslied, Uhland und Wilhelm Müller entnommene echtnationale Metrum des „Hildebrandstones" angewandt hat. Nur sind von ihm und den Genannten die achtzeiligen Strophen des alten Versmaßes stets in zwei vierzeilige aufgelöst. Jede Zeile hat drei Betonungen, zwischen denen je eine oder zwei unbetonte Silben stehen. Der Auftakt kann auch fehlen. Die ungeraden Zeilen endigen unbetont, die geraden betont; meist reimen nur die geraden Zeilen. Heines Entwickelungsgang ist in dieser Hinsicht so, daß er mit den langen, anapästischen Zeilen begann, die er Bürger absah (in den Traumbildern); nach einigem Hin- und Hertasten (Traumbilder, Lieder, früheste Romanzen) erkor er das eben geschilderte Metrum zu seinem Lieblingsrhythmus, liebte aber nächstdem auch die spanischen Trochäen (man vergl. zu 218).

Zu 216 (Die Minnesänger). Strodtmann (a. a. O. 1, 445) erklärt dies Gedicht als eine Allegorie auf den Welt-

schmerz; die „rechte Dame" sei die „Freiheit", und zwar die politische Freiheit. Doch liegt gewiß die einfachere Erklärung näher, daß der Dichter sagen will, alle Liebe sei Leid, und der Minnesänger singe nur mit blutendem Herzen. Wenigstens kehrt dieser Gedanke außerordentlich häufig bei ihm wieder. Daß die rechte Dame fehlt, würde dann bedeuten, daß des Sängers wahre Geliebte ihm den Minnelohn nicht reicht, denn alle Sängerliebe ist — unglückliche Liebe! Das Lied ist zudem in einer Lebensperiode des Dichters entstanden, wo die politischen Dinge ihn noch wenig berührten.

Zu 218 (Don Ramiro). Die Romanze ist eine Umarbeitung des „Rodrigo", den Heine schon 1817 veröffentlichte. Man erinnere sich, daß schon damals der Dichter unglücklich liebte und schon damals im Geiste das Schreckbild einer Vermählung der Geliebten mit einem andern schaute. Beweis ist das Gedicht „Die Hochzeit" (Nr. 4). Unsere Romanze ist eine Weiterbildung dieses Gedankens vermittelst eines Motives aus den Volksliedern. Nach Heines eigener Andeutung (Werke 7, 40) dachte er dabei an die Volksromanze vom Ritter Stauffenberg und der Meerfei (Wunderhorn 1, 407). Jener Ritter hatte einer Meerfei ewige Treue versprochen. Trotzdem vermählte er sich mit einem andern Weibe. Am Hochzeitsfest erscheint oben an der Saaldecke der weiße Fuß der Meerfei: es bedeutete baldigen Tod des Ritters. Verwandt ist die Romanze Wunderhorn 3, 102: ein Mädchen heiratet einen andern Mann, da erscheint auf der Hochzeit ein Reiter, tanzt mit der Braut, zum Saal hinaus, auf die Heide, und entreißt ihr dort die Seele. Auch sonst kennt das Volkslied unterbrochene Hochzeitsfeste. Man vergl. auch das zu Nr. 215 Gesagte. Hierher gehört auch Uhlands „schwarzer Ritter", Bürgers „Lenore", auch Göthes „Braut von Korinth", wo die tote Geliebte den lebenden Liebhaber aufsucht. Heine hat wiederholt dargestellt, daß ein totes Lieb das lebende besucht (vgl. Nr. 56 und mehrere in dieser Auswahl nicht abgedruckte Lieder). Die metrische Form, spanische Trochäen ohne Reim, oft, wie hier, mit Assonanz (Gleichklang des letzten betonten Vokals der Zeile) statt des Reims, oder endlich mit Reim ist nächst dem Hildebrandston (s. zu 215) von Anfang an Heines bevorzugtestes Versmaß geblieben. Er fand es in den spanischen Romanzen der Herder'schen Stimmen der Völker und mit Assonanzen bei Uhland, der es besonders bei romanischen Stoffen angewandt hat. Die spanischen Stoffe, welche Heine so sehr liebte (auch seine Tragödie „Almansor" gehört dahin nebst vielem, was in unsere Auswahl nicht aufgenommen ist), hat er auch

meist in diesem Metrum behandelt, so noch in späteren Lebensjahren den „Mohrenkönig“ (Nr. 247) und „Bimini“ (Nr. 252).

Zu 225 (Wasserfahrt). Der Anklang dieser Romanze an das Lied aus Childe Harold, Nr. 243, ist leicht ersichtlich.

Zu 226 (Die Lorelei). Die Lorelei ist in Lüneburg entstanden. Ursprünglich hat die Romanze ihren Platz als zweites Lied der „Heimkehr“, also nach Nr. 73 unserer Sammlung. Liest man aufmerksam die Lieder 73 und 74, so findet man, daß die Stimmung der Wehmut, welche in der Lorelei mit höchst einfachen Mitteln und doch packend zum Ausdruck gebracht ist, durch den Zusammenhang innerlich begründet ist. Der Dichter hatte weniger im Sinn, eine Romanze poetisch darzustellen, als vielmehr, eine solche allegorisch zum Ausdruck seines Liebesleides zu verwerten. Die Geliebte als in Verderben lockende, dunkle Naturgewalt darzustellen, ist ein bei Heine öfter wiederkehrender Gedanke (vgl. Nr. 1, 16, 170, 264, 291). — Heines Lorelei ruht auf keiner wirklichen Volkssage, sondern hat folgende Vorgeschichte: 1802 dichtete Brentano eine Ballade von Lore Lay, der Zauberin zu Bacharach, die sich vom Felsen herabstürzte. Der Stoff war Brentanos Erfindung; der den Schiffern gefährliche Fels heißt Loreley (Ley ist am Rhein = Fels). Daraus machte Nikolaus Vogt 1817 eine „Rheinsage“, und daraus wieder Graf von Löben 1821 folgende Romanze:

Da, wo der Mondschein blitzet
Ums höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

Es schauet herüber, hinüber,
Es schauet hinab, hinauf,
Die Schifflein ziehen vorüber,
Lieb Knabe, sieh nicht auf!

Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich thöricht an,
Sie ist die schöne Lore,
Sie hat dirs angethan.

Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir.
Glaubs nicht, daß sie dich meine,
Sieh nicht, horch nicht nach ihr!

So blickt sie wohl nach allen
Mit ihrer Augen Glanz,
Läßt her die Locken wallen
Im wilden, goldnen Tanz.

Doch wogt in ihrem Blicke
Nur blauer Wellen Spiel.
Drum scheu die Wassertücke,
Denn Flut bleibt falsch und kühl.

Dies Lied war Heines nächstes Vorbild; Versmaß und Strophenzahl sind dieselben. Ausführlicheres bei Strodtmann (Bd. 1, S. 362).

Zu 227 (Die Brüder). Diese Sage knüpft sich an die Burgen Liebenstein und Sternberg, genannt „die Brüder“, un-

weit Boppard am Rhein. Bulwer hat in seinen „Pilgrims of the Rhine“ die Sage zur Novelle geformt.

Zu 228 (Pfalzgräfin Jutta). Die Sage, welche sich an die Felsklippen im Rhein bei Oberwesel, genannt „die sieben Jungfrauen“ anschließt, wird sonst so erzählt, daß sieben spröde oder ungetreue Jungfrauen hier ihren Tod fanden. Der Name der in der Nähe stehenden Burg Guttenfels bei Caub ist verderbt aus Juttenfels, Fels der Jutta. Dagegen schildert die Romanze „Albertus Magnus“ im Wunderhorn (Bd. 2, S. 237) eine Königin, welche neun Liebhaber hatte ertränken lassen; der zehnte war Albertus Magnus, welcher entrann und ihre Sünden offenbar machte. — Heines Romanze wurde 1846 zuerst gedruckt.

Zu 229 (Schelm von Bergen). Gewöhnlich wird der Schauplatz dieser Sage nach Frankfurt am Main verlegt. So hat sie Simrock poetisch dargestellt (Rheinsagen, 1883, S. 269, Bonn, Weber), ebenso Vogl (Balladen, Wien, 1851, S. 60). Bergen liegt oberhalb Frankfurt. — Drickes (Heinrich) und Marizebill (Maria Sibylla) sind Volkstypen des kölnischen Puppentheaters.

Zu 230 (Die Wallfahrt nach Kevlaar). Zuerst gedruckt: Juni 1822. Kevelaer liegt unweit Geldern, im Regierungsbezirk Düsseldorf. Der Dichter fügte den ersten Drucken der Ballade eine Anmerkung hinzu, in welcher er beschreibt, wie Erinnerungen aus seiner Jugendzeit ihm den Stoff des Gedichtes geliefert hätten (vgl. Werke Bd. 15, S. 282). Der Wilhelm der Romanze war ein Schulkamerad des Dichters. Vgl. auch oben zu 2.

Zu 231 (Tragödie). Zu dem Gedichte „Es fiel ein Reif“ macht der Dichter die Anmerkung: „Dieses ist ein wirkliches Volkslied, welches ich am Rheine gehört“. Trotzdem ward es vielfach als Eigentum Heines angesehen. Erst Hüffer hat constatiert, daß in der von Heines Freund Rousseau herausgegebenen „Rheinischen Flora“ von 1825 in der That folgende Strophen stehen:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Wohl über die schönen Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatt ein Mägdlein lieb,
Sie flohen gar heimlich von Hause fort,
Es wußt weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

Auf ihrem Grab blau Blümlein blühn,
Umschlingen sich zart, wie sie im Grab,
Der Reif sie nicht welket, nicht dörret."

Dabei die Notiz: im Bergischen aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben von Wilh. v. Waldbrühl. Unter diesem Namen schrieb der bekannte rheinische Geschichtsforscher Anton von Zuccalmaglio, Neffe von Franz v. Z., dem Jugendfreunde Heines. (Vgl. Hüffer, S. 121). Heines Lied erschien 1829.

Zu 232 (Frau Mette). Der Dichter fügte der Überschrift hinzu: „Nach dem Dänischen". — Während in Deutschland Verzauberungen besonders in Sagen und Märchen eine Rolle spielen, haben sich im skandinavischen Norden viele alte Lieder erhalten, in denen erzählt wird, wie durch Runenmacht und Zaubergesang eine rein dämonische Einwirkung geübt wird und besonders Jungfrauen dadurch verlockt werden. Heines Vorbild ist das Lied „Das goldene Hörnlein" in der Übersetzung von W. Grimm (altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, Heidelberg, 1811, S. 173): Herr Peter und Oluf wetten um ein Pferd, daß Oluf Peters Braut, klein Mette, nicht bezaubern werde. Mit seinem Goldhorn und seiner Goldharfe gelingt es ihm doch, aber er schickt die Mette von seiner Thür fort. Die Strafe, welche diese ereilt, wird nur angedeutet:

„Und niemand wußte, wo sie blieb,
Wo Wind und Wetter ihren Staub hintrieb.
Dieweil ihr Kämmerlein in Gluten stand,
Die Reu und Buße war so hart."

Das dänische Lied ist viel breiter, 84 Zeilen ohne den Refrain, Heines Romanze eine völlig selbständige Nachdichtung; bei ihm ist es insbesondere die Macht des Gesanges, nicht bloße Zauberei, welche Mette verlockt. In etwas anderer Fassung steht die dänische Ballade in Grundtvigs Sammlung dänischer Lieder, übersetzt von Rosa Warrens (Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1858), mit der Überschrift „Des Ritters Runenschlag".

Zu 233 (Die junge Königin). Daß ein niedrig Geborener ein Königskind glücklich liebt und beide deshalb sterben müssen, dieser Stoff ist in Boccaccios Novelle „Ghismonda und Guiscardo" und in der danach gedichteten Ballade Bürgers „Lenardo und Blandine" behandelt. An letztere Darstellung dachte Heine, zumal da sie ihn (vgl. zu 5) schon früher angeregt hatte, vielleicht auch zugleich an die schottische Romanze „Murrays Ermordung" in Herders Stimmen der Völker, wo es heißt:

„O Hochland und o Südland,
Was ist auf euch geschehn?
Erschlagen der edle Murray,
Werd nie ihn wiedersehn.

Ein schöner Ritter war er
Im Tanz und Saitenspiel,
Ach, daß der edle Murray
Der Königin gefiel!"

Diese Königin war Maria Stuart, die ja gleichfalls sterben mußte, wenn auch nicht wegen Murray. Auch Uhlands liebliches Lied „Der Schäfer" mag herangezogen werden, wo Königstochter und Schäfer sich lieben; Heine hat dies Lied für das schönste aller Uhlandschen Lieder erklärt, im Versmaß klingt Heines Gedicht deutlich daran an. Von Volksliedern gehört das Lied vom Zimmergesellen, der die Markgräfin liebte und deshalb sterben mußte, hierher; nur endet dies im Wunderhorn heiter.

Zu 234 (Ritter Olaf). Weder in der nordischen Sage, auf welche der Name Olaf zunächst zu führen scheint, noch in den deutschen Volksliedern, noch in den romanischen Fabliaux läßt sich der Stoff dieser Romanze nachweisen, höchstens die entfernter verwandten Stoffe, die zur vorigen Romanze erwähnt sind. Der Dichter hat sich offenbar seinen Stoff aus den beiden vorhergehenden Gedichten selbst geformt. Wie in Frau Mette verlockt der Ritter das Weib, aber die Strafe ereilt, poetisch gerechter, den Verführer, nicht die Verlockte. Ästhetisch angesehen, bilden diese drei Romanzen ergänzende Gegenstücke: verbotenes Liebesglück, das einem tragischen Ende entgegenführt. Die drei Gedichte sind in derselben Dichtungsperiode entstanden, doch dieses zuletzt: 1839 zuerst gedruckt, mag es leicht schon jahrelang vorher gedichtet sein.

Zu 235 (Begegnung). Die Quelle ist eine von Grimm (Deutsche Sagen, 1816, S. 66) mitgeteilte Sage, die auch Heine in seiner Schrift „Elementargeister" (Werke, Bd. 7, S. 42) erzählt. Dort ist freilich die Tänzerin ein Landmädchen; aber nach andern Sagen mischen sich auch die Wasserfrauen zuweilen in das Treiben der Menschen. Der Nöcke oder Necke ist eine andere Benennung für „Wassermann" oder „Nix". Entstehungszeit: 1841.

Zu 236 (Die Nixen). Das Vorbild Heines ist das dänische Lied „Elfenhöh" (W. Grimm, a. a. O., S. 156; auch als „Elvershöh" in Herders Stimmen der Völker mitgeteilt). Nach der nordischen Sage darf der, welcher im Schlaf die Elfen sieht, nicht mit ihnen reden, sonst ist er dem Tode verfallen. In dem dänischen Lied schläft ein Jüngling auf der Elfenhöh ein, da kamen zwei Elfen, „die eine streichelte mir die weiße Wang, Die andere ins Ohr thät mir flüstern." Er schweigt zu alledem und ist entronnen, warnt aber jeden: „Er reite nicht nach der

Elfenhöh Und lege sich da zu schlafen!" Heine hat selbst angedeutet, daß jenes auch von ihm mitgeteilte Lied ihn angeregt habe (Werke Bd. 7, S. 28). Das Gegenstück ist Herr Oluf (Grimm a. a. O., S. 91, auch durch Herder und Göthes „Erlkönig" allgemein bekannt), dem die Elfenbegegnung Tod bringt. Man vgl. auch Heines Gedicht: „Der Abend kommt gezogen" (Nr. 170) und: „Durch den Wald im Mondenscheine" (Nr. 137). Den auffallenden Dativ „auf dem blanken Schwert gestützt" hat auch Herder: „gestützt auf seinem Schwerte."

Zu 237 (König Harald Harfagar). Harald Harfagar, d. i. Schönhaar, ein heidnischer König der Norweger (Normannen), war der erste Fürst, der mit gewaltiger Hand die Normannenstämme in Norwegen einte. Er starb gegen 930. In Dahlmanns „Geschichte von Dänemark" (Hamburg, 1841), wo ausführlich nach Snorre Sturleson die sagenhafte Geschichte Haralds mitgeteilt ist, wird von einer solchen Sage nichts erwähnt. Heine scheint vielmehr einfach Uhlands Ballade „Harald" (Gedichte, 1885, Bd. 2, S. 132) in seiner Weise umgedichtet zu haben. Bei Uhland wird Harald von den Elfen verzaubert, bei Heine sind es Wassernixen. Nach Uhland schlummert er schon manche hundert Jahre, nach Heine zweihundert Jahre; Uhland schließt:

„Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald";

die sechste Strophe in Heines Lied ist ganz ähnlich. Der Stoff lag übrigens Heine tief in der Seele, er steckt eigentlich schon im „Lied vom blöden Ritter" (208), ferner in der „Prinzessin Ilse" (164), wo die Wasserfee dem bei ihr im Wasserschlosse weilenden Kaiser Heinrich die Ohren zuhält, damit er nicht durch die kriegerischen Trompetentöne droben sich zurücklocken lasse. Auch der Tannhäuser, den Heine besungen, ist im Grunde derselbe Stoff in etwas anderer Einkleidung. — Die Hauptsage von Harald, daß nämlich die Schöne, um die er warb, ihm erst ihre Hand reichen wollte, wenn er König von ganz Norwegen sei, daß er darum geschworen, sein Haupthaar nicht zu scheren, bis dies Ziel erreicht, und daß er in der That dann erst die Braut heimgeführt habe, hat Fouqué in einem Romanzencyklus „Die Eroberung von Norwegen" behandelt.

Zu 238 (Gesang der Walküren). In dieser Form wurde 1847 das Lied zuerst veröffentlicht; im Romanzero fügte

der Dichter noch drei Strophen hinzu, welche jedoch das Ganze gleichsam in eine andere Tonart bringen, so daß es sich empfahl, den ursprünglichen Text wieder herzustellen. Die Romanze hat übrigens eine deutliche Beziehung auf das folgende Gedicht, Nr. 239. — Walküren sind bekanntlich die göttlichen Schlachtenjungfrauen der nordischen Sage.

Zu 239 (Schlachtfeld bei Hastings). Der Dichter gibt selbst als seine Quelle an: Thierry, histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands (vgl. Heines Werke, 1863, Bd. 18, S. 355). — Die Schlacht bei Hastings, in welcher Wilhelm der Eroberer den angelsächsischen König Harald besiegte, fand am 14. Oktober 1066 statt. Man vergleiche auch Uhlands Ballade: Taillefer (Gedichte 1885, 2. Bd., S. 182). Wilhelm der Eroberer war ein natürlicher Sohn Robert des Teufels.

Zu 240 (Der Helfer). Die Dynastie Wilhelm des Eroberers von der Normandie herrschte in England bis 1135. Der Schwiegersohn des letzten normännischen Königs war Gottfried Plantagenet von Anjou. Durch ihn gelangte die Familie Plantagenet auf Englands Thron. Die eingeborene angelsächsische Bevölkerung fühlte die Herrschaft der Normannen als Unterdrückung und setzte ihre phantastische Hoffnung auf die Wiederkehr des sagenhaften Königs Arthur oder Artus, des Helden der Tafelrunde, obwohl dieser ursprünglich Führer der Kelten in Cornwall gegen die Angelsachsen selbst gewesen war, um die Mitte des 6. Jahrhunderts.

Zu 241 (König Richard). Herzog Leopold von Österreich hielt von 1192—1194 den vom dritten Kreuzzug heimkehrenden König Richard Löwenherz in Dürrenstein bei Wien gefangen. Von da soll er nach Trifels in der Pfalz gebracht worden sein, wo ihn der Sänger Blondel entdeckt und seine Befreiung veranlaßt haben soll.

Zu 242 (Childe Harold). Am 19. April 1824 starb Lord Byron, der Dichter des Childe Harold, der Sänger des Meeres, zu Missolunghi in Griechenland. Heine schrieb am 25. Juni 1824 an seinen Freund Moser: „Der Todesfall Byrons hat mich sehr bewegt. Es war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte." Obiges Gedicht wurde in den „Neuen Gedichten" veröffentlicht. Der „tote Dichter" ist eben Byron, dessen Leiche in die Heimat übergeführt wird. Es ist möglich, daß die Romanze bald nach Byrons Tod entstanden ist, da

Heine auch die bis 1824 hinaufreichenden Lieder des „neuen Frühlings“ erst 1844 zum Druck brachte.

Zu 244 (Geoffroy Rudel). Der Dichter setzt die Bekanntschaft mit der dieser Romanze zu Grunde liegenden Sage beim Leser voraus. Doch hat er sie auch selbst bei einer andern Gelegenheit, in den „hebräischen Melodien“ (Werke Bd. 18, S. 208) so erzählt:

„Dichtersehnsucht! ahnend, träumend,
Die auf seinem Schloß zu Blaye
Einst empfand der edle Vidam,

Messer Geoffroy Rudello,
Als die Ritter, die zurück
Aus dem Morgenlande kehrten,
Laut beim Becherklang beteuert:

Ausbund aller Huld und Züchten,
Perl und Blume aller Frauen
Sei die schöne Melisande,
Markgräfin von Tripolis.

Jeder weiß, für diese Dame
Schwärmte jetzt der Troubadour;
Er besang sie, und es wurde
Ihm zu eng im Schlosse Blaye.

Und es trieb ihn fort. Zu Cette
Schiffte er sich ein, erkrankte
Aber auf dem Meer, und sterbend
Kam er an zu Tripolis.

Hier erblickt' er Melisanden
Endlich auch mit Leibesaugen,
Die jedoch des Todes Schatten
In derselben Stunde deckten.

Seinen letzten Liebessang
Singend, starb er zu den Füßen
Seiner Dame Melisande,
Markgräfin von Tripolis.“

Schloß Blaye liegt auf einer Insel in der Girondemündung; es ward auch in der Neuzeit viel genannt, da 1832—33 hier die Herzogin von Berry gefangen saß. Man vgl. auch Uhlands Ballade „Rudello“ in dem Cyklus „Sängerliebe“ (Gedichte, 1885, Bd. 2, S. 87) und Vogls Ballade: „Melisunda“ (Balladen, Wien 1851, S. 136). — Rudello lebte um das Jahr 1150. Ob auf seiner Stammburg Blaye ähnliche Tapeten sich finden, oder ob der Dichter sich die Sache so denkt, daß sie im Mittelalter sich dort befunden hätten, als Stiftung der Melisande, muß ich dahin gestellt sein lassen. — Zuerst gedruckt 1846.

Zu 245 (Bertrand de Born). Der König ist Heinrich II, der Sohn des in der Anmerkung zu 240 genannten Gottfried Plantagenet. Einer seiner Söhne war Richard Löwenherz, die Tochter Mathilde vermählte sich mit Heinrich dem Löwen; die Gattin Heinrich II., Eleonore von Guyenne, ist wohl mit der Löwin gemeint. Bertrand war nicht nur Minnesänger,

sondern auch kampflustiger Empörer, der Heinrichs Söhne wiederholt zum Aufstand gegen den Vater reizte. Im übrigen vergleiche man Uhlands bekannte Ballade „Bertran de Born" (Uhlands Gedichte 1885, Bd. 2, S. 105).

Zu 246 (Die Grenadiere). Nach Heines Angabe hat er diese Romanze in seinem 16. Lebensjahre gedichtet, sein Jugendfreund Neunzig legt die Abfassung in den Sommer 1819. Im Buch Le Grand (1826; Werke Bd. 1, S. 262) erzählt Heine, daß er — und das wird wohl 1816 gewesen sein — im Hofgarten zu Düsseldorf gesessen und hinter sich verworrene Stimmen gehört habe, „welche das Schicksal der armen Franzosen beklagten, die, im russischen Kriege als Gefangene nach Sibirien geschleppt, dort mehrere lange Jahre, obgleich schon Frieden war, zurückgehalten worden und jetzt erst heimkehrten. Als ich aufsah, erblickte ich wirklich diese Waisenkinder des Ruhmes; durch die Risse ihrer zerlumpten Uniformen lauschte das nackte Elend, in ihren verwitterten Gesichtern lagen tiefe, klagende Augen"; trotz ihrer Ermattung seien sie in einer Art militärischen Schrittes gegangen, und ein Tambour sei vorangeschwankt. Heine habe dabei an das Volkslied von den Soldaten gedacht, die des Tags gefallen und nachts wieder aufständen und nach Hause marschierten. Besonders der Tambour habe ausgesehen, wie dem Grabe entstiegen. Diese Szene hat der Dichter offenbar selbst erlebt, wiewohl sich im Fortgang seiner Erzählung nun Dichtung einmischt, und sie hat zweifellos, in Verbindung mit jenem Volkslied, die Veranlassung zu seiner Romanze gegeben. Das Volkslied, von dem Heine a. a. O. zwei Strophen citiert, steht vollständig im Wunderhorn (Bd. 1, S. 72): Ein in der Schlacht gefallener Trommler wird wieder lebendig, er trommelt die anderen Toten wach, sie schlagen den Feind und ziehen in ihr Quartier. „Da stehen morgens die Gebeine In Reih und Glied wie Leichensteine." — Die Wendung in der 4. und 5. Strophe, besonders die Worte „Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind!" sind eine Reminiscenz an das schottische Lied „Edward", wo es in Herders Fassung (Stimmen der Völker) heißt:

„Und was soll werden Dein Weib und Kind,
Wenn Du gehst über Meer? — O!
Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,
Ich seh sie nimmermehr! — O!"

— Die 1829 gedichtete Ballade von Zedlitz „Die nächtliche Heerschau" ist offenbar durch Heines Gedicht veranlaßt worden.

Zu 247 (Der Mohrenkönig). Nach zehnjährigem Kampfe verließ 1492 der letzte maurische König in Spanien, Boabdil, laut Vertrag mit den siegreichen Christen, seine am Xenil und Darro gelegene Hauptstadt Granada und sein stolzes Schloß, die Alhambra, um das Exil in den Alpuxarren zu erwählen. Den Stoff zu dieser Romanze schöpfte Heine aus W. Irvings „Alhambra." In dem Kapitel, überschrieben „Erinnerungen an Boabdil" heißt es: „Ich kam an den Fuß einer öden und traurigen Hügelkette, welche den Saum des Alpuxarragebirges bildet. Ich spornte mein Roß auf die Höhe eines Felsens, wo Boabdil in den letzten Schmerzensruf ausbrach, als er seine Augen abwandte, nach dem Scheideblick: der Fels heißt el ultimo suspiro del Moro bis auf den heutigen Tag (Berg des letzten Mohrenseufzers). Hier war es auch, wo die Vorwürfe seiner Mutter Ayxa ihm sein Elend noch bitterer erscheinen ließen: Du thust wohl daran, sagte sie, daß Du wie ein Weib weinst über das, was Du nicht wie ein Mann hast verteidigen können, — eine Rede, die mehr den Stolz der Fürstin, als die Zärtlichkeit der Mutter beweist." — Die Tröstung durch die Liebste und der versöhnende Abschluß ist Zuthat des Dichters. — Strophe 5 heißt es bei Heine, wohl durch Schreibfehler: ins Duerothal; in Strophe 11 ist des Dichters frühere Fassung „junge Liebste" wiederhergestellt.

Zu 248 (Belsazer). Der Stoff dieser Ballade ist dem prophetischen Buche Daniel entnommen, Kapitel 5. Im Jahre 538 v. Ch. eroberte Cyrus die Stadt Babylon, deren letzter König Nabonned war; in der Bibel heißt er Belsazar (d. i. Fürst des Baal). Andere meinen, Belsazar sei identisch mit Evil-Merodach, Nebukadnezars Sohn, sei also nicht der letzte König des Reiches gewesen. — Inhaltlich verwandt ist Uhlands 1834 gedichtete Ballade „Das Glück von Edenhall" (Gedichte 1885, 2. Bd., S. 187); das Versmaß hat Heine wohl Herders Stimmen der Völker entnommen. In der kritischen Ausgabe (Grote) wird gesagt, Heine sei durch eine hebräische Legende aus der Hagada der Osternacht zu dieser Romanze angeregt worden.

Zu 249 (Frühlingsfeier). Adonis, in der griechischen Sage ein schöner Jüngling, den Aphrodite liebte und den ein Eber tödlich verwundete, war im Cultus der Phönizier und umwohnenden Völker der Sonnengott. Ihm zu Ehren wurde jährlich ein Doppelfest gefeiert, dessen erster Teil die Adonisklage war (Klage über den Tod des Adonis), während der zweite Teil ein Freudenfest zur Feier seines Wiederauflebens war. Auch die Griechen hatten diese Feste übernommen. Die heilige Schrift

erwähnt sie gleichfalls (Hesekiel 8, 14). Besonders anschaulich schildert das Adonisfest in Alexandria Theokrit in seiner 15. Idylle.

Zu 250 (Der Asra). Nach gütiger Mitteilung des Herrn Professor Gildemeister in Bonn wird der Beduinenstamm Udhra (dh wie englisches weiches th gesprochen) oder Udsra in Sprichwort und Sage der Araber charakterisiert durch die sonst bei diesen ungewöhnliche, schmachtende und sentimentale, platonische Liebe, mit der seine Mitglieder sich vielfach zu Tode geschmachtet haben sollen. Das vorliegende Stück ist nicht direkte Wiedergabe einer arabischen Sage. Dagegen sprechen die bei einem Orientalen undenkbaren Anachronismen und Kostümverletzungen. Sultane gab es zur Zeit der Udsras noch nicht. Beduinen sind freie Araber, die niemals Sklaven werden können. Die Udsras wohnten in Nordarabien, der Mann kann also nicht aus Yemen gewesen sein. Sklaven würden nie den Namen Mohamed bekommen. Woher die zu Grunde liegende Notiz dem Dichter kam, ließ sich bis jetzt noch nicht ermitteln. Von Orientalisten, die Heine zugänglich waren, schreibt Hammer (Rosenöl, 1813, II, 154) Asara. Es ist also möglich, daß in Hammers Schriften die Quelle Heines zu suchen ist; doch kann ihm auch die Stelle aus einem arabischen Schriftsteller bekannt geworden sein, welche Graf Schack (Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien, Berlin 1865, Bd. 1, S. 57) so wiedergibt: „Auch erzählt man, ein Beduine habe, als er nach seiner Herkunft gefragt wurde, zur Antwort gegeben: ich bin vom Stamme derer, welche sterben, wenn sie lieben, und ein daneben stehendes Mädchen sei in den Ruf ausgebrochen: bei Allah! er ist einer der Benu Usra." — Das Lied ward 1846 zuerst gedruckt.

Zu 251 (Der Dichter Firdusi). Der Stoff ist bis in die meisten Einzelheiten historisch. Firdusi, der berühmteste der persischen Dichter, lebte von 960 bis 1030 nach Chr. Ansari war gleichfalls ein berühmter Dichter, den der Sultan als „Dichterkönig" hoch ehrte. Der Dichter Graf Schack hat Firdusis Königsbuch nachgedichtet (Firdusis Heldensagen in deutscher Nachbildung, 3 Bde., 3. Aufl. Stuttgart, Cotta, 1877).

Zu 252 (Bimini). Der Prolog ist um zehn, das Epos selbst um drei Strophen gekürzt. — Daß Heine auf seinem Krankenlager sich vielfach mit der Entdeckungsgeschichte Amerikas beschäftigt hat, beweisen neben diesem Epos noch mehrere längere Gedichte (z. B. Vitzliputzli). Die Quelle für vorliegendes Gedicht ist das Buch von W. Irving: Voyages and discoveries

of the companions of Columbus. Die Abweichungen von Irving scheinen zum Teil nicht absichtlich zu sein, sondern darin seinen Grund zu haben, daß, während Heine das Epos dichtete, ihm Irvings Buch nicht mehr vorlag. Irvings Erzählung ist kurz folgende: Juan Ponce de Leon aus Leon in Spanien war Page bei Guzman, Herrn von Toral, gewesen. Von Jugend auf Soldat, hatte er im Kriege gegen Granada mitgefochten. Er war Gefährte des Columbus auf dessen zweiter Reise (1493) und blieb von da ab in Amerika, stets kämpfend. Er wurde stellvertretender Gouverneur von Hispaniola (Haiti), von dort aus eroberte er Portorico in blutigen Kriegen. Als aber von Spanien aus ein anderer Gouverneur dorthin gesandt ward, sann er auf eine romantische Unternehmung: er wollte eine dritte Welt entdecken, mit Columbus wetteifernd. Mittlerweile hörte er von Indianern die Mär von einer Quelle der Verjüngung, die auf einer der Bahamainseln, Bimini genannt, sprudele. Nicht er allein glaubte daran, auch Peter Martyr berichtete über dies Wunder an den Papst Leo X. Juan fand Gefährten und segelte mit drei Schiffen am 3. März 1512 von Portorico ab. Vergeblich durchforschte er alle Bahamainseln, doch verlor er seinen Glauben nicht: er fuhr nach Nordwest und entdeckte am Palmsonntag (pascua florida) 1512 ein Land, das er dem Feiertag zu Ehren Florida nannte. Bis zum 14. Juni durchprobte er dort alle Quellen, dann fuhr er ab, immer nach Bimini suchend. Er entdeckte mehrere Inselgruppen. Von einer Insel nahm er ein altes Indianerweib mit, das ihm nun als Führerin nach Bimini dienen sollte. Endlich kehrte er nach Portorico zurück, einem Gefährten das weitere Suchen unter Mithilfe des Indianerweibs überlassend. Dieser kam bald darauf gleichfalls wieder heim, behauptete auch, Bimini gefunden zu haben, aber das mitgebrachte Wasser konnte dem Ponce de Leon die Gebresten des Alters nicht fortnehmen. Was der Dichter über den Marsch des Juan Ponce mit Ojeda durch die Sümpfe sagt, das steht ausführlich bei Irving im Leben des Ojeda. Die Moräste waren auf Cuba. Cuba selbst ist schon 1492 von Columbus entdeckt worden. Balboa (nicht Bilbao), der berühmte Entdecker der Südsee, ward aus Rache von seinem Schwiegervater Pedrarias in Acla hingerichtet. — Kakas Vorbild war vielleicht die Mulattin, welche lange Jahre Heines Krankenwärterin gewesen ist.

Zu Abteilung V: An Personen.

Dem Buch der Lieder sind entnommen Nr. 253—255, 257, 259—263; Heine selbst hat Nr. 256 und 258 nur in der Ge-

dichtesammlung von 1822 veröffentlicht; Nr. 265 ist 1863, Nr. 264 erst 1869 zum erstenmal gedruckt worden.

Zu 253 (An eine Sängerin). Heines Bruder Max, auch seine Nichte Maria Embden, berichten, daß diese Sängerin Caroline Stern geheißen habe, am Düsseldorfer Theater angestellt gewesen sei und im elterlichen Hause des Dichters verkehrt habe. Das Lied soll das erste Gelegenheitsgedicht Heines gewesen sein. Daß die vorliegende Form Überarbeitung sei, wie Prölß meint (a. a. O., S. 27), ist nicht wohl anzunehmen, sonst hätte Heine die Sprachfehler „Kämmerleine" und „kommt herzureiten" gewiß getilgt. Dreifacher Reim war besonders bei Bürger sehr beliebt; übrigens hat beinahe dieselbe Strophe später Freiligrath angewandt, in dem Gedichte „Ammonium". — Im Pyrenäenthal Ronceval fiel bekanntlich Karl des Großen Paladin Roland; nach der Sage hatte ihn Ganelon verraten; der Ton seines Jagdhorns Olifant drang bis zu Karl hinüber nach Frankreich.

Zu 254 und 255 (An meine Mutter), vgl. zu 211.

Zu 256 (Die Nacht auf dem Drachenfels). Die Burschenschaft zu Bonn, der Heine angehörte, veranstaltete zur Feier der Schlacht von Leipzig am 18. Oktober 1819 ein ähnliches Fest, wie das hier beschriebene, auf dem Kreuzberge bei Bonn. Ausführliches darüber findet man bei Hüffer. Der hier geschilderte Vorgang scheint ein Nachspiel dazu gewesen zu sein. Heine erzählte der Mouche auf seinem Krankenlager noch von der Luftröhrenentzündung, die er damals sich geholt habe (Heines letzte Tage, Erinnerungen von Camilla Selden, Jena, 1884, S. 29).

Zu 257 (Lebensgruß). Nach Strodtmanns Angabe (Heines Werke, Bd. 15, S. 101) soll dies Gedicht an Alexander, Prinzen von Würtemberg, gerichtet sein. Es findet sich jedoch nirgends eine Nachricht, daß Heine jemals mit diesem als Dichter nicht unberühmten Prinzen zusammengetroffen ist. Dagegen hat gleichzeitig mit Heine nach Ausweis des Universitätsalbums zu Bonn ein Alexander, Prinz von Wittgenstein, dort studiert, und wir wissen, daß Heine mit diesem auch verkehrt hat; nach diesem Gedicht geschah das erst in der letzten Zeit seines Bonner Aufenthalts.

Zu 258 (An J. B. Rousseau). Wohl 1820 entstanden. Rousseau war einer der frühesten Universitätsfreunde Heines. Näheres über ihn findet man bei Hüffer a. a. O. Er dichtete viel und vorzugsweise rheinische Sagen. Das Sonett spricht die Sehnsucht des in Göttingen studierenden Dichters nach Bonn aus.

Zu 259 (An H. Straube). In den Ausgaben Heines war bisher dieser Name nur als H. Str. angedeutet. Straube war der Herausgeber der „Wünschelruthe. Ein Zeitblatt. Januar bis Juni 1818, Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht." Dies Blatt enthält viele interessante Gedichte von Romantikern, auch den Plan der „Judenbuche", der besten Novelle von Annette v. Droste-Hülshoff, sowie Aufsätze über Boisserées Gemäldesammlung, doch nichts, was zu obigem Sonett angeregt haben kann. Eine „Zeitschrift für Erweckung altdeutscher Kunst" hat niemals existiert. Wohl aber ein „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst" (vgl. oben zu Nr. 10). Dasselbe erschien für 1816 und für 1822. Heine kann, da vorliegendes Sonett schon 1821 gedruckt worden ist (mit der Jahreszahl 1822) und er 1819—20 mit Straube bekannt war, nur den Band für 1816 erhalten haben. Dieser enthält in der That u. a. die zwei berühmten Gedichte Schenkendorfs über den Kölner Dom (Seh ich immer noch erhoben Auf dem Dom den alten Krahn, Scheint mir nur das Werk verschoben, Bis die rechten Meister nahn ꝛc.), sowie den mehrfach erwähnten Aufsatz Caroves, der auch eine Schilderung des Kölner Domes gibt. Darin heißt es u. a. S. 76: „Die Minnesänger entschöpften ihre anmutigsten Bilder dem Frühling, dem Wald und der blumigen Heide . . . in gleich reiner Gesinnung wurde der Bäume vielartiges Laub an Säulen, Erkern und Zinnen angebracht, auch Blumen darunter gestreut . ." und S. 78: „Tritt man in das Heiligtum der dämmernden Hallen und sieht den Wald laubgekrönter Säulen, die weit über alle die kleinen Menschen hinausragen, und höret die majestätischen Orgeltöne in der Ferne aufsteigen u. s. w." Zuletzt wird die Hoffnung auf Ergänzung der mittelalterlichen Bauwerke angedeutet.

Zu 261 und 262 (Freskosonette). Christian Sethe († 1867 als Provinzialsteuerdirektor in Frankfurt a. d. O.) war derjenige Jugendfreund Heines, der seinem Herzen am nächsten stand, insbesondere auch der vertrauteste Mitwisser um des Dichters Liebesleid. Ihm widmete er elf Freskosonette. Näheres über Sethe findet man bei Hüffer, a. a. O.

Zu 264 (An die Tochter der Geliebten). Die Reime sind an die sechsjährige Elisabeth Friedländer, Tochter von Amalie Friedländer, geborenen Heine, gerichtet, und bei des Dichters zweitem Besuch in Hamburg, am 5. Sept. 1844 verfaßt. Bekanntlich war Melusine nach französischer Sage eine Meerfee, deren untere Körperhälfte zeitweise sich in einen schup-

pigen Schlangenschwanz verwandelte; ihr Gatte war Raimond von Poitou auf Schloß Lusignan.

Zu Abteilung VI: In der Fremde.

Die Überschriften zu den Gedichten dieser Abteilung rühren, mit Ausnahme der zu Nr. 276, 280, 286—290, 292 und 293, von Heine selbst her.

Aus den „Neuen Gedichten" sind entnommen Nr. 271 bis 274, 276; aus den „Zeitgedichten": 270, 277, 278; aus dem Nachlaß: 279, 288, 290; die übrigen aus dem Romanzero und den letzten Gedichten. Die Benennungen „Lamentationen" und „Lazarus" stammen von Heine selbst.

Zu 266 (Waldeinsamkeit). Heine beschäftigte sich von früher Jugend an gerne mit den Gestalten des Volksaberglaubens, wie das auch aus seinen Memoiren (herausg. von Engel, 1884) hervorgeht. Im Jahre 1837 veröffentlichte er die mehrmals genannte Abhandlung „Elementargeister und Dämonen" (Werke, Bd. 7). Das vorliegende Stück ist gewissermaßen eine poetische Ausführung desselben Stoffes. — Das Gedicht ist hier um eine Strophe gekürzt. Gedruckt ward es 1845.

Zu 269 (Der Liebe Leichenbegängnis). Dies Lied dichtete Heine auf Wunsch des Verlegers der rheinischen Musikzeitung in Köln, M. Schloß, der 1851 sich wegen eines Textes für eine Preiskomposition an ihn gewandt hatte. In einem Briefe an Schloß schlug er diesem eine Textänderung der letzten Strophe vor, sowie die von uns acceptierte Änderung der Überschrift. Im Romanzero heißt es „Altes Lied". Er sagt u. a.: „Seit vielen Jahren mache ich keine sangbaren Lieder mehr in der früheren Weise; nur der Frühling und der Sommer bringt Blumen, ich aber bin jetzt 50 Jahre alt und seit drei Jahren bettlägerig, was keine lyrische Stimmung aufkommen läßt. Das erste der überschickten Lieder [er meint damit das vorliegende] sind wirklich alte Klänge, die ich aus dem Gedächtnisse aufgefischt und zugestutzt." Näheres bei Hüffer, S. 169. Man vgl. auch das zu Nr. 5 Gesagte.

Zu 270 (Lebensfahrt). Heine schrieb diese Strophen in das Stammbuch des dänischen Dichters H. C. Andersen, am 4. Mai 1843.

Zu 274 (In der Fremde IV). Da die Komposition dieses Liedes von Lassen sehr verbreitet ist, so möge bemerkt werden, daß daselbst dies Lied durch eine höchst geschmacklose Strophe entstellt ist, welche natürlich nicht von Heine herrührt.

Zu 283 (An die Engel). „Thanatos" ist das griechische Wort für Tod. Das Wort, das nur der Priester kennt, ist der hebräische Name für Gott, Jehovah. Die Juden durften es nicht aussprechen und sagten statt dessen stets „Adonai" (Herr). — Mathilde Heine hieß eigentlich Kreszenzia Eugenie. Warum hat Heine sie Mathilde genannt? Julia, der juristische Berater Mathildens nach Heines Tod, meinte, es sei in Erinnerung an die Mathilde geschehen, die in Heines italienischen Reisebildern auftauche. Lieber möchten wir variieren: an die Mathilde, welche während Heines italienischer Reise starb. Vergl. zu 132. Es sei auch daran erinnert, daß in dem Hauptwerk der deutschen Romantik, dem Heinrich von Ofterdingen des Novalis, in überschwänglicher Weise die Liebe des Helden, Heinrich, zu Mathilde gefeiert wird. Sie ist im Grunde seine „blaue Blume" (vgl. zu Nr. 57 und 126).

Zu 286 (Die Parzen). Die Gestalten der drei Frauen sind eine phantastische Vermischung der antiken Parzen und der Märchenfiguren der drei Spinnerinnen (vgl. Heines Werke Bd. 7, S. 72; Grimm, Märchen, große Ausgabe, 1882, S. 59). — Zindel oder Sandel ist ein indisches, wohlriechendes Holz von roter Farbe.

Zu 291 (Böses Geträume). Auf dem Krankenlager kehrten des Dichters Gedanken häufig zu seiner ersten Liebe zurück. Sie ist unter Ottilie zu verstehen; sein Onkel besaß in Ottensen bei Hamburg an der Elbe am Bergeshang ein Landhaus. An den Namen Ottilie hefteten sich übrigens Heines erste zärtliche Erinnerungen (Memoiren, 1884, S. 180). — Ob das folgende Gedicht (Nr. 292) sich gleichfalls auf des Dichters erste Geliebte bezieht, läßt sich zur Zeit nicht entscheiden.

Zu 293 (Die Passionsblume). Heines letztes Gedicht, im Januar 1856 entstanden, von ihm selbst bezeichnet: „für die Mouche"; vgl. „Heinrich Heines letzte Tage. Erinnerungen von Camilla Selden," und die Memoiren derselben Dame in Schorers Familienblatt 1884 und 1885. — (Nach Prölß ist ihr wahrer Name Elise von Krienitz). So großartig das Gedicht ist, so verliert es in der vollständigen Fassung durch die stellenweise zu große Breite und durch einige derbe Ausdrücke, welche eingewoben sind. Es sind darum hier nicht weniger als elf Strophen gestrichen worden.

Register der Liederanfänge
und Zusammenstellung der Kompositionen.

Die Zahlen in Klammer bedeuten die Anzahl der im Druck erschienenen Kompositionen des betreffenden Liedes für eine Singstimme mit Begleitung des Piano oder anderer Instrumente, nach dem großen Liederkataloge von Challier (Berlin 1885–1886); einige bekanntere Tonsetzer sind mit Namen aufgeführt. Die mehrmals vorkommenden Namen Mathieux und Kinkel gehören ein und derselben Person an, nämlich der Frau Johanna Kinkel, Gattin des Dichters. Die zahlreichen Kompositionen Heinescher Lieder für Duett, Quartett, Männerchor ꝛc. ließen sich bei dem Mangel eines übersichtlichen Katalogs hier nicht zusammenstellen.

	Nro.
Ach, ich sehne mich nach Thränen (10 : O. Jahn, Schumann)	120
Ach, wenn ich nur der Schemel wär (1)	49
Allen thut es weh im Herzen (1)	212
Allnächtlich im Traume seh ich Dich (14 : Franz, Mendelssohn, Schubert, Schumann, v. Wickede)	65
Als die junge Rose blühte (3 : Gumbert)	154
Am blassen Meeresstrande	188
Am einsamen Strande plätschert die Flut (4 Kücken) .	236
Am Fenster stand die Mutter (6 : Hiller)	230,1
Am fernen Horizonte (14: Franz, Gumbert, Mendelssohn, Riedel, Schubert)	76
Am Kreuzweg wird begraben (11 : Lachner, Neßler) . .	70
Am leuchtenden Sommermorgen (16 : Franz, Schumann) .	59
Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer (1 : Lachner) . .	203
An dem stillen Meeresstrande	175
An die blaue Himmelsdecke (9 : Franz, Gumbert). . . .	193,2
An die bretterne Schiffswand (3 : Franz)	193,5
Anfangs wollt ich fast verzagen (10: Liszt, Neßler, Schumann)	263
Auf dem Berge steht die Hütte	161,1
Auf Flügeln des Gesanges (15 : Jansen, Mendelssohn, Taubert)	29
Auf ihrem Grab da steht eine Linde (11 : Hiller, Kücken, Rubinstein, Schumann)	231,3
Auf meiner Herzliebsten Aeugelein	34

	Nro.
Aus alten Märchen winkt es (8: Rietz, Schumann)	57
Aus den Himmelsaugen droben (6: Franz)	193,3
Aus meinen großen Schmerzen (9: Franz, Hertz, Lachner)	51
Aus meinen Thränen sprießen (21: Schumann)	22
Berg' und Burgen schaun herunter (4: Kirchner, Thalberg)	16
Bleib Du in Deiner Meerestiefe (1: Bungert)	197
Da hab ich viel blasse Leichen (4: Mathieux)	8
Dämmernd liegt der Sommerabend (8: Brahms, Lachner)	106
Das gelbe Laub erzittert	156
Das Glück ist eine leichte Dirne	282
Das ist der alte Märchenwald	1
Das ist der böse Thanatos (1: Liszt)	283
Das ist des Frühlings traurige Lust (2: Franz)	249
Das ist ein Brausen und Heulen (10: Franz, Hertz)	66
Das ist ein schlechtes Wetter (1)	223
Das Meer erglänzte weit hinaus (9: Lenz, Proch, Schubert)	167
Das Meer erstrahlt im Sonnenschein (5: Franz)	186
Das Meer hat seine Perlen (20: Franz, Gumbert, Köhler, Lachner, Lenz, v. Wickede)	193,1
Das schöne Weib macht mich erbeben	149
Daß Du mich liebst, das wußt ich (15: Reißiger)	178
Dein Angesicht so lieb und schön (14: Schumann)	25
Deine weißen Lilienfinger (11: Franz, Lachner, Riedel)	85
Dein Freundesgruß konnt mir die Brust erschließen	258
Denk ich an Deutschland in der Nacht (1)	278
Der Abend kommt gezogen (5: Lachner)	170
Der Abt von Waltham seufzte tief	239
Der arme Peter wankt vorbei	213,3
Der Brief, den Du geschrieben (1)	139
Der Hans und die Grete tanzen herum (7: Schumann)	213,1
Der Herbstwind rüttelt die Bäume (5: Mendelssohn)	67
Der König Harald Harfagar (1)	237
Der kranke Sohn und die Mutter (1)	230,3
Der Mond ist aufgegangen (18: Köhler)	168
Der Schmetterling ist in die Rose verliebt (16: Abt, Franz, Hertz, Schumann)	116
Der Sturm spielt auf zum Tanze (3: Lachner)	172
Der Tag ist in die Nacht verliebt	221
Der Tod, das ist die kühle Nacht (14: Brahms)	108
Der Traumgott bracht mich in ein Riesenschloß	6
Der weite Boden ist überzogen	37
Der Wind zieht seine Hosen an (1)	171
Deutschland ist noch ein kleines Kind	277
Die alten, bösen Lieder (4: Schumann, Nürnberg)	72

Nro.

Die blauen Frühlingsaugen (42 : Franz, Hauptmann, Jansen, Kirchner, Radecke, Ries, Rubinstein) 121
Die blauen Veilchen der Aeugelein (5 : Klughardt) . . 46
Die Blumen erreicht 281
Die glühend rote Sonne steigt 189
Die holden Wünsche blühen 145
Die Linde blühte, die Nachtigall sang (1) 44
Die Lotosblume ängstigt (26 : Franz, Kienzl, Lachner, Löwe, Schumann zweimal) 30
Die Mitternacht war kalt und stumm (1 : Hertz) . . . 69
Die Mitternacht zog näher schon (6 : Nicolai, Schumann) 248
Die Mutter Gottes zu Kevlaar 230,2
Die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne (13 : Franz, Lachner, Meyerbeer, Schumann) 23
Die Rose duftet, doch ob sie empfindet 127
Die schlanke Wasserlilie (22 : Franz, Hiller) 123
Die schönen Augen der Frühlingsnacht (7 : Franz, Kirchner, Kretschmer) 112
Die schöne Sonne 202
Die Söhne des Glückes beneid ich nicht 287
Die Sonnenlichter spielten 191
Die Wälder und Felder grünen 18
Die Wellen blinken und fließen dahin (11 : Brahms, Franz, Gumbert, Stockhausen, Taubert) 224
Donna Clara! Donna Clara (1 : Mathieux) 218
Draußen ziehen weiße Flocken 267
Du bist gestorben und weißt es nicht (13 : Franz) . . . 269
Du bist ja heut so grambefangen 273
Du bist wie eine Blume (160 : Burgmüller, Dorn, Dreyschock, Goldermann, Graben-Hoffmann, Hauptmann, Henschel, Köhler, Kücken, Liszt, Reinecke, Rubinstein, Schumann, Taubert, Voß, v. Wickede) 91
Du hast Diamanten und Perlen (14 : Gumbert, Hölzel, Reißiger, Thalberg) 102
Du liebst mich nicht, Du liebst mich nicht (12) . . . 32
Du liegst mir so gern im Arme (1) 152
Dumpf liegt auf dem Meer das Gewitter 200
Durch den Wald im Mondenscheine (4 : Franz, Hiller) . 137
Du schönes Fischermädchen (51 : Hertz, Lachner, Lindpaintner, Löwe, Meyerbeer, Proch, Reißiger, Schubert, Wilhelmy) 165
Ein edler Stolz in allen Zügen 245
Eine große Landstraß ist unsere Erd 257
Eine starke schwarze Barke (9 : Franz, Lassen) 242

	Nro.
Ein Fichtenbaum steht einsam (77 : André, v. Bülow, Dorn, Franz, Hummel, Klughardt, Lassen, Liszt, Neßler, v. Wickede)	47
Eingewiegt von Meereswellen (1 : Franz)	193,4
Ein Jüngling liebt ein Mädchen (8 : Lachner, Schumann)	53
Ein Lachen und Singen! es blitzen und gaukeln	270
Ein Reiter durch das Bergthal zieht (32 : Kücken, Lachner, Radecke, Rubinstein)	214
Einsam in der Waldkapelle	207
Einsam wandl ich an dem Strand (1)	169
Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht (16 : v. Bülow, Franz)	174
Ein Traum, gar seltsam schauerlich	3
Ein Wetterstrahl, beleuchtend plötzlich (1)	292
Entflieh mit mir, und sei mein Weib (15 : Hiller, Hummel, Kücken, Rubinstein, Schumann)	231,1
Ernst ist der Frühling, seine Träume (1 : v. Bülow)	143
Es drängt die Not, es läuten die Glocken (3 : Hiller)	119
Es erklingen alle Bäume (9 : Kücken, Reinecke, Reißiger)	117
Es fällt ein Stern herunter (32 : Dorn, Franz, Gumbert, Hauptmann)	68
Es faßt mich wieder der alte Mut (1 : Meyerbeer)	220
Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht (27 : Dreyschock, Hiller, Hummel, Kücken, Rubinstein, Schäffer, Schumann)	231,2
Es glänzt so schön die sinkende Sonne (1)	182
Es haben unsre Herzen	130
Es hat die warme Frühlingsnacht (11)	118
Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen (1 : Truhn)	204
Es ragt ins Meer der Runenstein (16 : Dräsecke, Franz, Gumbert, Mathieux)	185
Es schauen die Blumen alle (3)	55
Es sitzen am Kreuzweg drei Frauen	286
Es stehen unbeweglich (1 : Mathieux)	28
Es träumte mir von einer Sommernacht	293
Es träumte mir von einer weiten Heide (3 : Franz, Heller)	193,6
Es treibt dich fort von Ort zu Ort (21 : Franz, Marschner, Reißiger)	271
Es treibt mich hin, es treibt mich her (3 : Franz)	13
Es war ein alter König (59 : Damrosch, Graben-Hoffmann, Hiller, Marschner, Neßler, Radecke, Ries, Rubinstein, Stockhausen)	233
Es war mal ein Ritter, trübselig und stumm	208
Es wütet der Sturm	194
Es ziehen die brausenden Wellen (1: Franz)	176

Nro.
Frohlockst, Plantagenet, und glaubst 240
Gekommen ist der Maie (21: Curschmann, Franz, Graben-Hoffmann, Hiller, Marx) 114
Gefanglos war ich und beklommen 276
Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat 205
Goldne Menschen, Silbermenschen 251
Graue Nacht liegt auf dem Meere (1) 181
Groß ist die Aehnlichkeit der beiden schönen 284
Hab ich nicht dieselben Träume 133
Heller wird es schon im Osten 163
Herangedämmert kam der Abend (5) 192
Herr Peter und Bender saßen beim Wein 232
Herr Olaf, es ist Mitternacht 234,3
Herr Olaf sitzt beim Hochzeitschmaus (4) 234,2
Herr Ulrich reitet im grünen Wald 211
Herz, mein Herz, sei nicht beklommen (22: Graben-Hoffmann, Lachner, Ries) 90
Hoch am Himmel stand die Sonne (1) 198
Hoffnung und Liebe! alles zertrümmert (1) 201
Hör ich das Liedchen klingen (39: Förster, Franz, Meyerbeer, Schumann) 54
Ja, du bist elend, und dich grolle nicht (17: Franz, Hertz, Neßler) 39
Ich aber lag am Rande des Schiffes 196
Ich bin die Prinzessin Ilse (9: Graben-Hoffmann, Lachner) 164
Ich bins gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen . . . 254
Ich dacht an sie den ganzen Tag 7
Ich denke noch der Zaubervollen 253
Ich geh nicht allein, mein feines Lieb (4: Schäffer) . . 219
Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht (10: Franz, Neßler, Schumann) 38
Ich hab Dich geliebet und liebe Dich noch (17: Hertz, Klughardt, Radecke, Wüllner) 58
Ich hab im Traum geweinet (83: Franz, Hummel, Joachim, Lachner, Lassen, Löwe, Neßler, Reißiger, Ries, Schubert, Schumann, Thalberg, Voß) 64
Ich hab in meinen Jugendtagen 266
Ich hab mir lang den Kopf zerbrochen (2) 99
Ich hatte einst ein schönes Vaterland (7: Lassen) . . . 274
Ich kam von meiner Herrin Haus 5
Ich lieb eine Blume, doch weiß ich nicht, welche (12: Franz, Hiller, Lindner, Reißiger) 113
Ich seh Dich an und glaub es kaum 264
Ich stand gelehnet an den Mast (33: Franz, Hölzel, Rücken, Lachner, Taubert) 225

	Nro.
Ich stand in dunkeln Träumen (49: Gumbert, Jensen, Lachner, Neßler, Proch, Radecke, Schubert, Schumann, Taubert, Voß)	81
Ich trat in jene Hallen (2)	78
Ich unglückselger Atlas! eine Welt (2: Schubert)	82
Ich wandelte unter den Bäumen (7: Lachner, Schumann)	14
Ich wandle unter Blumen (2: Lassen)	129
Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt	265
Ich weiß eine alte Kunde (11: Graben-Hoffmann, Lachner, Neßler)	215
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten (37: Gade, Kücken, Lachner, Liszt zweimal, Mathieux, Proch, Raff, Silcher)	226
Ich will meine Seele tauchen (38: Fesca, Franz, Mathieux, Rubinstein, Schumann)	27
Ich will mich im grünen Wald ergehn	19
Ich wollt, meine Schmerzen ergössen (16: Fesca, Gumbert, Marschner, Mendelssohn zweimal)	101
Jedweder Geselle, sein Mädel am Arm (1)	12
Ihr Lieder! ihr meine guten Lieder	187
Im Hirn spukt mir ein Märchen wunderfein (2)	261
Im Mondenglanze ruht das Meer (1)	173
Im Rhein, im schönen Strome (21: Franz, Förster, Liszt, Mathieux, Proch, Schumann)	31
Im Schloß zu Düsseldorf am Rhein	229
Im tollen Wahn hatt ich Dich einst verlassen	255
Im Traume war ich wieder jung und munter	291
Im Traum sah ich die Geliebte (6: Gumbert, Löwe, Proch, Thalberg)	87
Im Walde wandl ich und weine (3)	75
Im wunderschönen Monat Mai (61: Franz, Graben-Hoffm., Gumbert, Hertz, Kücken, Lachner, Neßler, Schumann)	21
In dem Schlosse Blaye erblickt man	244
In dem Traum siehst Du die stillen (1)	275
In dem Walde sprießt und grünt es (12: Hiller, Kirchner, Marx, Rubinstein)	111
In meiner Brust, da sitzt ein Weh (7: Klein)	213,2
In meiner Erinnrung erblühen (6: Hiller, Hertz)	135
In meines Glückes Sonnenglanz	285
In mein gar zu dunkles Leben (5)	73
Ins Exil der Alpuxarren	247
In stiller, wehmutweicher Abendstunde	262
In Vaters Garten heimlich steht	9
Kind, es wäre Dein Verderben (2)	93
König ist der Hirtenknabe (1)	162

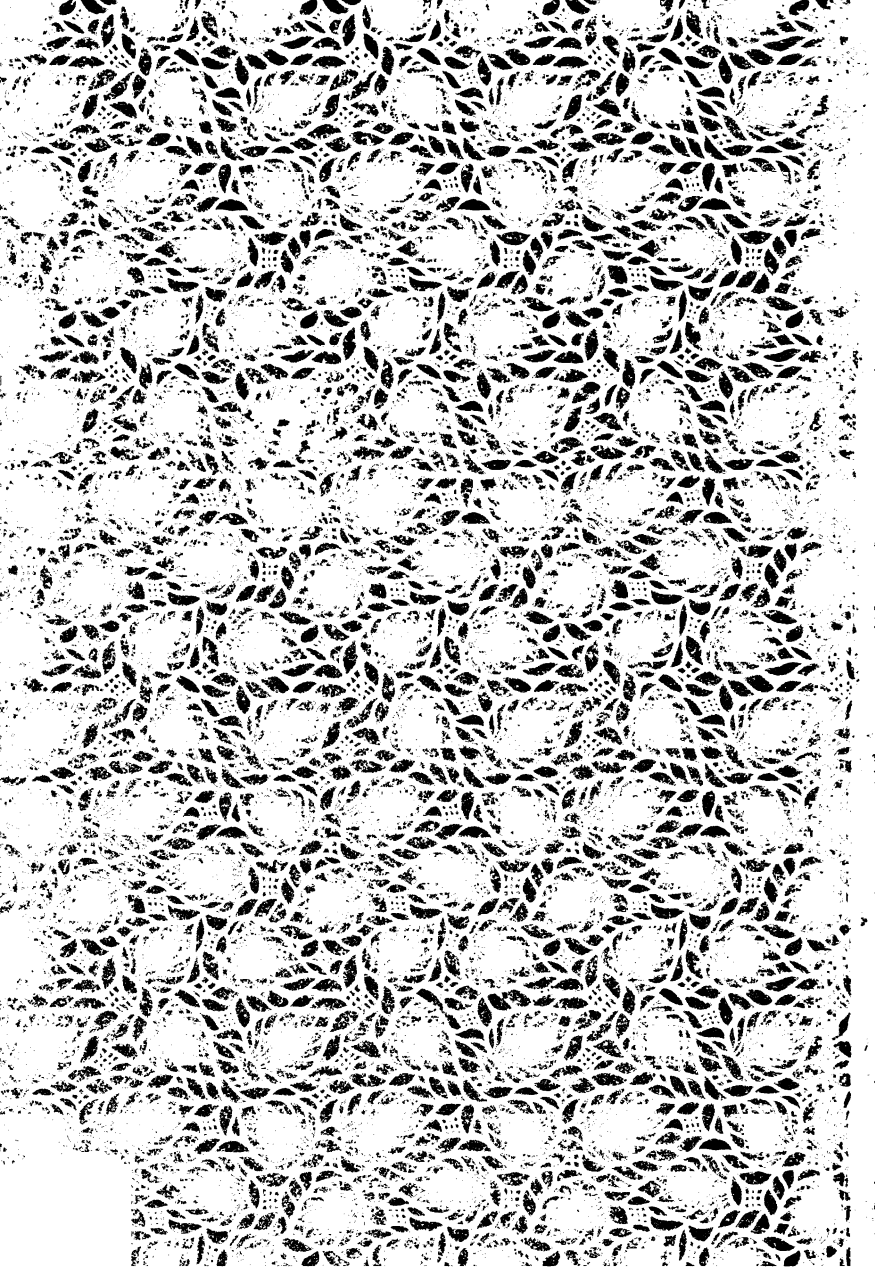
Nro.
Küsse, die man stiehlt im Dunkeln (2: Schumann) . . 134
Lebwohl! lebwohl! im blauen Meer (1) 243
Lehn Deine Wang an meine Wang (38: Bungert, Jensen, Lachner, Schumann, v. Wickede) 26
Leise zieht durch mein Gemüt (83: André, Böhm, Dorn, Franz, Kirchner, Lachner, Lindpaintner, Marx, Mendelssohn, Rubinstein, Schäffer, Scholz, Schumann, Taubert, v. Wickede) 115
Liebste, sollst mir heute sagen (4) 35
Mädchen mit dem roten Mündchen (46: Franz, Hölzel, Kretschmer, Lachner, Ries, Taubert, v. Wickede) . . 95
Mag da draußen Schnee sich türmen (7: Abt, Hiller) . 96
Manch Bild vergessener Zeiten (1) 52
Man glaubt, daß ich mich grämе (3) 84
Meeresstille! Ihre Strahlen 195
Mein Herz, mein Herz ist traurig (2) 74
Mein Kind, wir waren Kinder (2) 209
Mein Knecht, steh auf und sattle schnell (5: Reißiger) . 217
Mein Liebchen, wir saßen beisammen (23: Becker, Brahms, Franz, Graben-Hoffmann, Hauptmann, Lassen) . . 183
Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht 280
Mein Wagen rollet langsam (2: Schumann) 63
Mir lodert und wogt im Hirn eine Flut 288
Mir träumte einst von wildem Liebesglühn (4: Franz) 2
Mir träumte: traurig schaute der Mond (4: Lachner) . . 83
Mir träumte von einem Königskind (26: Klughardt, Lachner, Volkmann) 56
Mir träumte von einem schönen Kind 272
Mit Deinen blauen Augen (25: Kücken, Lassen). . . . 126
Mit Rosen, Zipressen und Flittergold (1) 20
Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff (20: Becker, Franz) 184
Mondscheintrunkne Lindenblüten 136
Morgens send ich Dir die Veilchen (1: Dräsecke) . . . 138
Morgens steh ich auf und frage (8: Franz, Hertz, Liszt) 11
Nach Frankreich zogen zwei Grenadier' (10: Reißiger, Schumann, Wagner) 246
Nacht liegt auf den fremden Wegen (14: Becker, Brahms, Lachner) 107
Neben mir wohnt Don Henriquez (2) 222
Neue Melodieen spiel ich 157
Nicht lange täuschte mich das Glück 153
Oben auf der Bergesspitze (2: Schumann) 227
O, schwöre nicht, und küsse nur (3: v. Wickede) 33
Pfalzgräfin Jutta fuhr über den Rhein 228

Nro.
Sag mir, wer einst die Uhren erfund (1: Franz) . . . 131
Sag, wo ist Dein schönes Liebchen (3) 109
Saphire sind die Augen Dein (2) 98
Schattenküsse, Schattenliebe (2: Gumbert) 155
Schöne, helle, goldne Sterne 48
Schöne Wiege meiner Leiden (27: Kinkel, Köhler, Neßler, Schumann, Thalberg) 15
Schon wieder bin ich fortgerissen (8: Hiller, Marschner) . 144
Schwarze Röcke, seidne Strümpfe 159
Seit die Liebste war entfernt (1) 50
Sie floh vor mir wie 'n Reh so scheu (3: Franz) . . . 177
Sie haben Dir viel erzählet (2) 43
Sie haben heut Abend Gesellschaft (1) 100
Sie haben mich gequälet (7: Thalberg) 60
Sie liebten sich beide, doch keiner (18: Franz, Löwe, Neßler, Rubinstein, Schumann) 86
So hast Du ganz und gar vergessen (6) 40
Sorge nie, daß ich verrate 140
So wandl ich wieder den alten Weg (2: Förster) . . . 77
Spätherbstnebel! kalte Träume (2) 148
Steiget auf, ihr alten Träume 160
Sterne mit den goldnen Füßchen (1) 142
Sternlos und kalt ist die Nacht 190
Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen (8: Franz, Schubert) 79
Still versteckt der Mond sich draußen 161,3
Stunden, Tage, Ewigkeiten 290
Täglich ging die wunderschöne (13: Löwe, Rubinstein) . 250
Tannenbaum mit grünen Fingern 161,2
Thalatta, Thalatta 199
Ueber die Berge steigt schon die Sonne (3: Mendelssohn) 105
Um Mitternacht war schon die Burg erstiegen 256
Und als ich so lange, so lange gesäumt 45
Und wüßtens die Blumen, die kleinen (74: André, Dorn, Franz, Häser, Hummel, Lenz, Mendelssohn, Neßler, Reißiger, Schumann, Thalberg) 41
Unten Schlacht. Doch oben schossen 238
Unterm weißen Baume sitzend (2: Franz) 110
Verdroßnen Sinn im kalten Herzen hegend 147
Vergiftet sind meine Lieder (14: Hertz, Liszt, Neßler) . . 62
Verriet mein blasses Angesicht (5: Hertz) 97
Von schönen Lippen fortgedrängt, getrieben (1) 104
Vor dem Dome stehn zwei Männer (2: Dräsecke) . . . 234,1
Wandl ich in dem Wald des Abends (8: Franz, Lassen, Marschner) 150

Nro.

Warum sind denn die Rosen so blaß (25: Bungert, Dorn, Gumbert, Jansen, Neßler, Schumann, Thalberg) . . 42
Was treibt Dich umher in der Frühlingsnacht (7: Hiller, Kücken) 125
Was treibt und tobt mein tolles Blut 4
Was will die einsame Thräne (34: Fesca, Franz, Gumbert, Lachner, Neßler, Schumann, Thalberg) 88
Weil ich Dich liebe, muß ich fliehend 128
Welke Veilchen, stäubge Locken (1) 268
Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein . . 260
Wenn Dich ein Weib verraten hat 158
Wenn Du gute Augen hast (3) 124
Wenn Du mir vorüberwandelst (6) 122
Wenn ich an Deinem Hause (4) 92
Wenn ich auf dem Lager liege (44: Bungert, Franz, Gumbert, Häser, Proch, Ries, Taubert) 94
Wenn ich bei meiner Liebsten bin 10
Wenn ich in Deine Augen seh (54: Curschmann, Dorn, Franz, Hauptmann, Hertz, Klein, Lachner, Schumann, Wilhelmy) 24
Wenn junge Herzen brechen 17
Wenn zwei von einander scheiden (24: Franz, Neßler) . 61
Werdet nur nicht ungeduldig (1) 89
Wer zum ersten Male liebt (1) 103
Wie auf dem Felde die Weizenhalmen (1) 206
Wie der Mond sich leuchtend dränget (9) 210
Wie des Mondes Abbild zittert (10: v. Bülow, Franz) . 179
Wie die Nelken duftig atmen (5: Hiller) 132
Wie die Tage, macht der Frühling 141
Wie die Wellenschaumgeborene (1) 36
Wie ein Greisenantlitz droben 146
Wie ich Dein Büchlein hastig aufgeschlagen 259
Wie kannst Du ruhig schlafen (6: Liszt) 80
Wie langsam kriechet sie dahin 289
Wie Merlin, der eitle Weise 151
Wie neubegierig die Möwe (1) 180
Wir saßen am Fischerhause (1: Schumann) 166
Wohl durch der Wälder einödige Pracht (1) 241
Wohl unter der Linde erklingt die Musik 235
Wo ich bin, mich rings umdunkelt (6: Dräsecke, Hauptmann) 71
Wo wird einst des Wandermüden (2) 279
Wunderglaube! blaue Blume 252
Zu dem Wettgesange schreiten (1: Schumann) 216

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED

DUE MAY 15 '38

DUE JUN 30 '36

DEC 18 '39

NOV 24 1942